



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

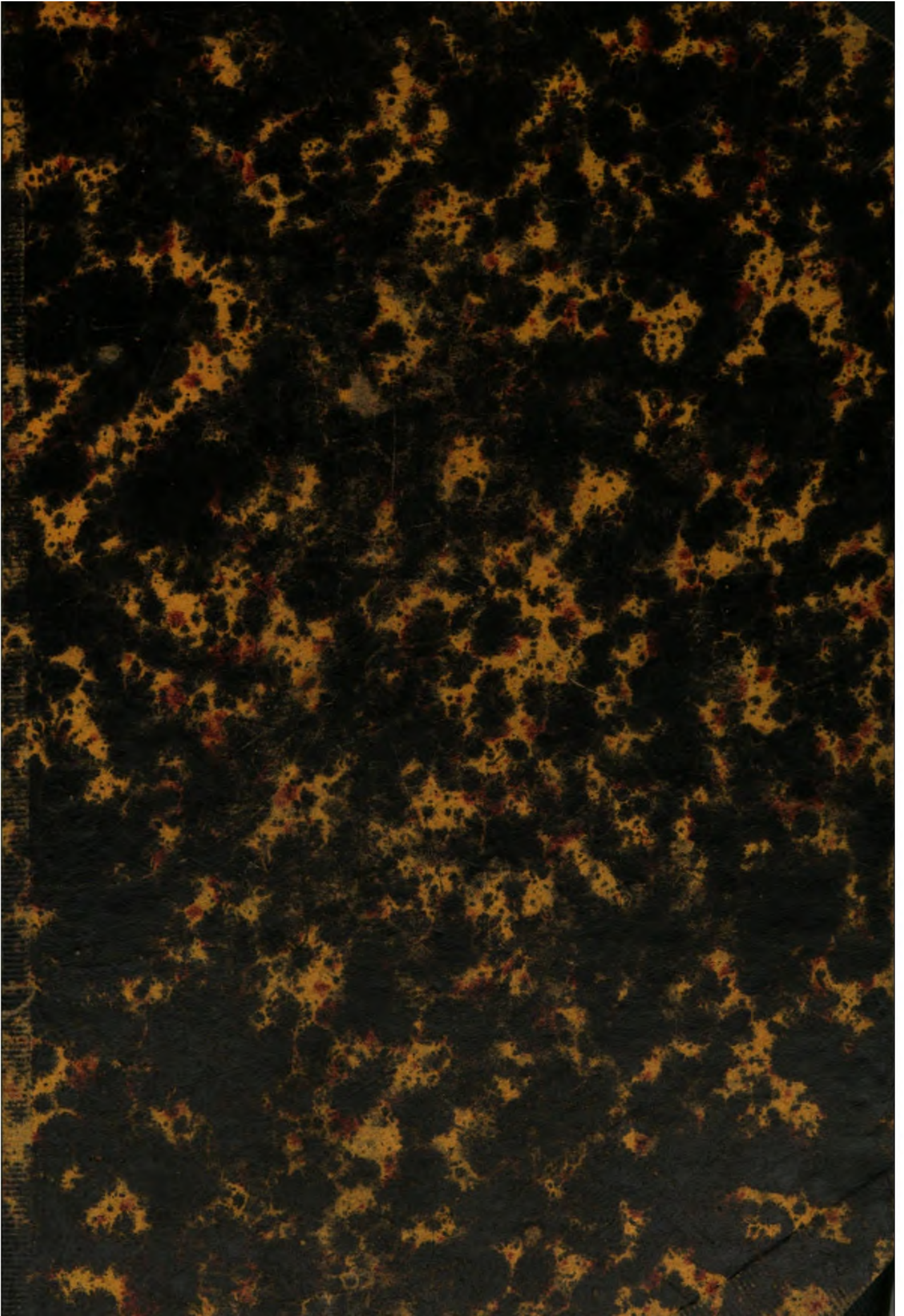
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



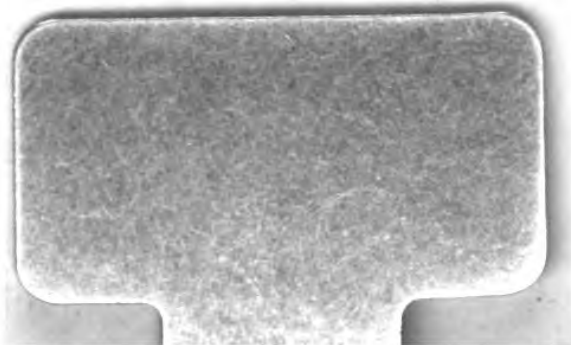
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

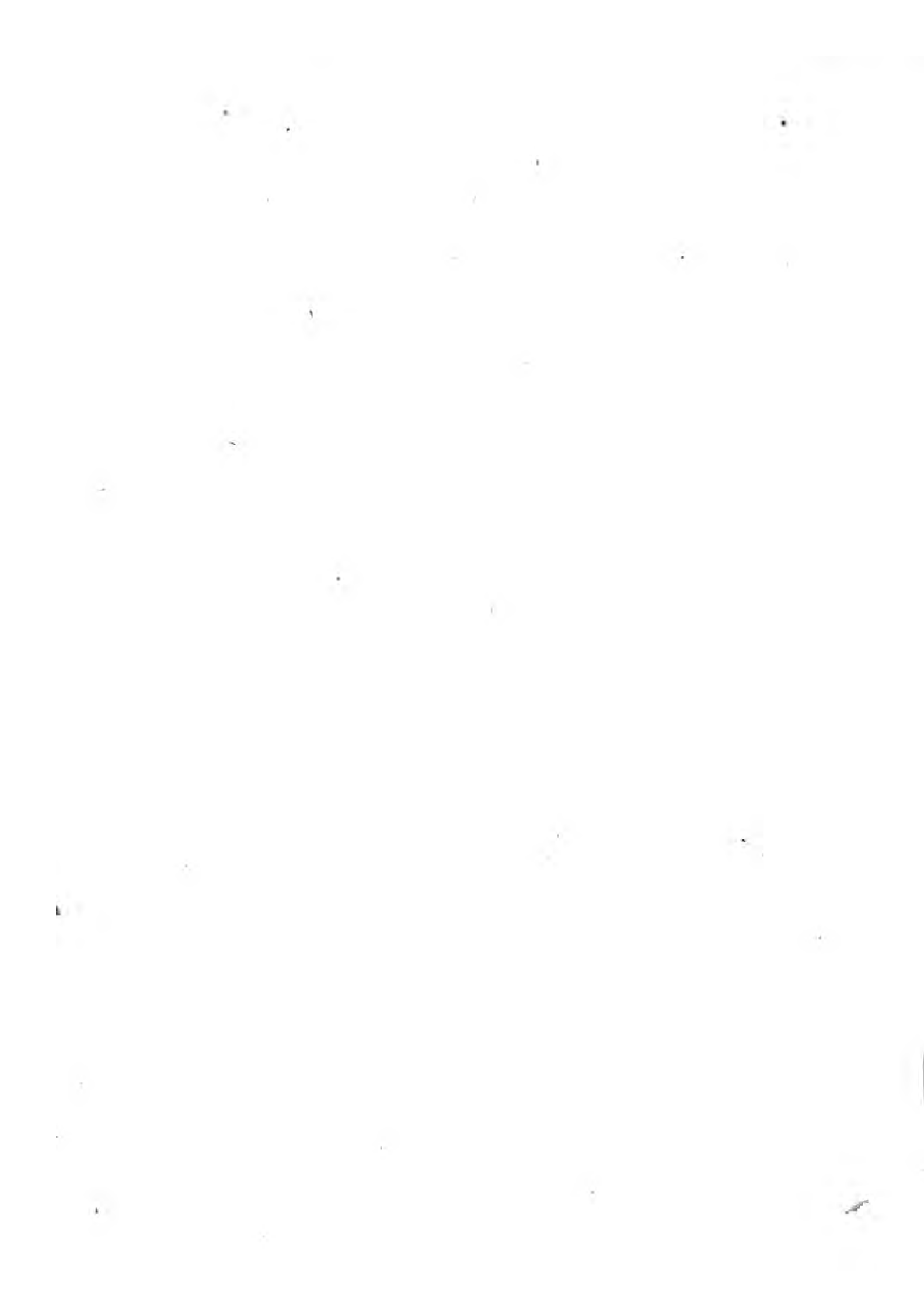


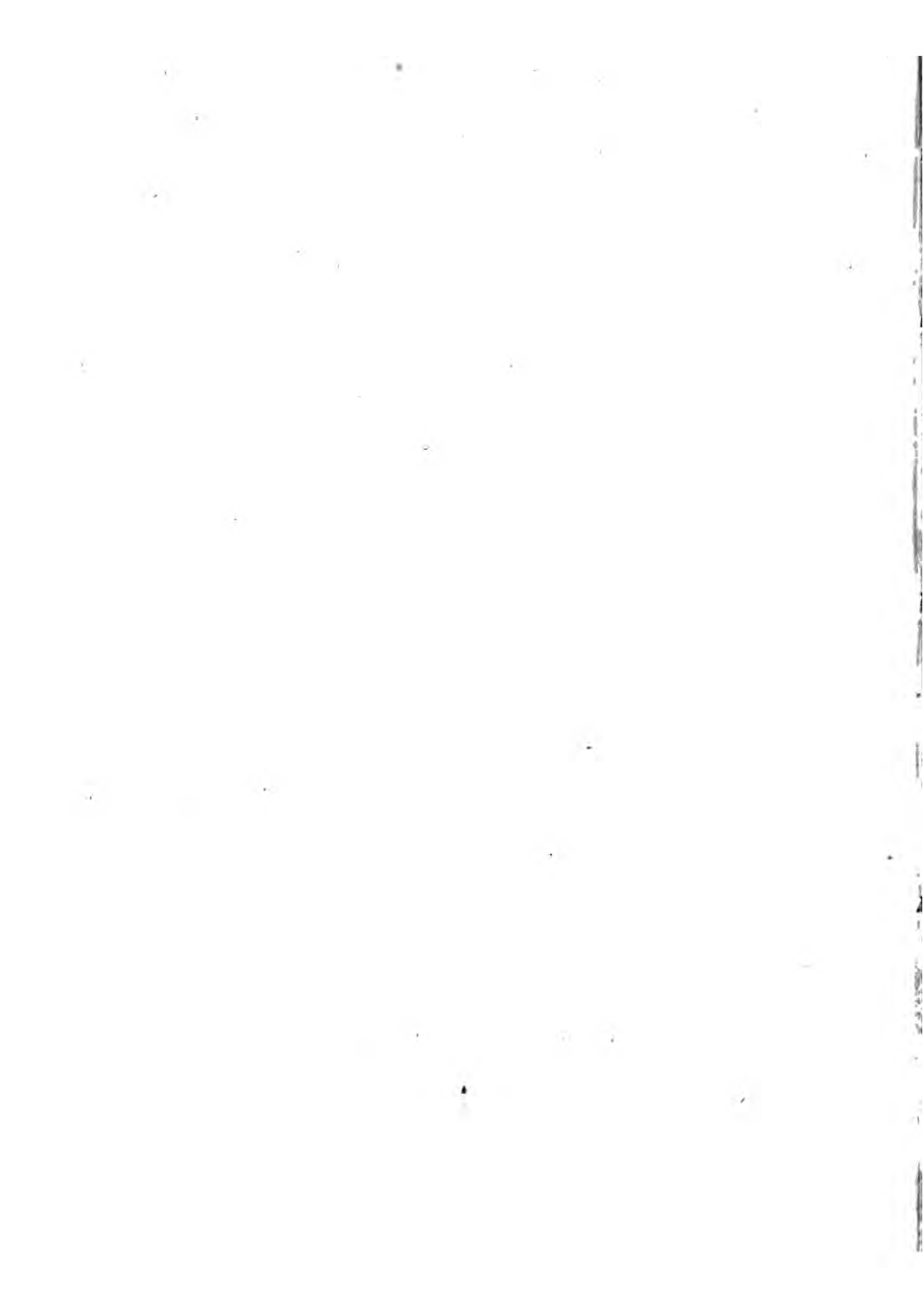
~~UNS. 175 C. 7~~

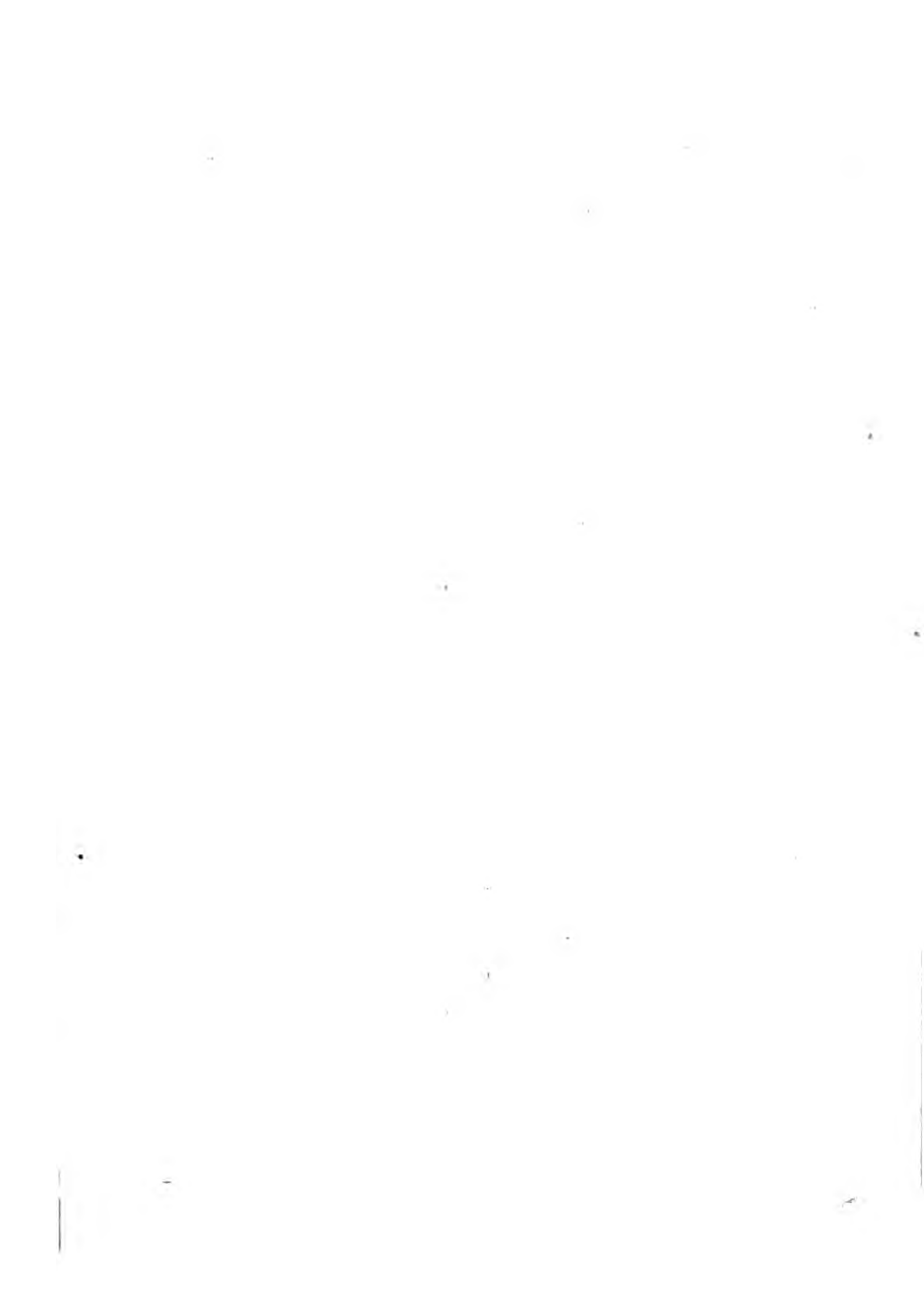


Vet. Ger. III A 332









G. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

LXIV.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Der Vogelhändler von Imst.

(Tirol vor hundert Jahren.)

Volksroman in vier Bänden

von

C. Spindler.

D r i t t e r B a n d.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
„Goldne Vögel bring' ich z' Haus,
„Und für's Dirnl 'n Blumenstrauß;
„Aber ich hab 'n Weg 'n weiten,
„Und dazu kein Ross zum Reiten:
„Da brauch't's wohl 'n Kopf 'n g'scheiten?“



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

D je, g'freu ich mich heim!
Das halt' ich gar nicht g'heim,
Ich sag's grad laut.
Sei's aussen noch so schön,
Möcht' ich dem Berg zugeh'n,
Wo's weiß herschaut. —
Herr, schenk' mir frohen Muth
Führ' mich, o sey so gut,
In Deiner starken Hut,
Ist meine Wandrung aus,
Glücklich nach Haus.

Tiroleser-Lied.

Zuweilen, in hochgelegnem Bergrevier, aus Felsen-
schluchten, die einander gegenüber sich öffnen, fließen zwei
Wildbäche hernieder. Als wüßten sie von einander, stol-
pern sie ungeduldig über ihre rauhen Treppenstufen, und
vereinigen sich geräuschvoll in der Rinne des Thals. Zu-
frieden alsdann, plaudern sie lustig fort im frischen grünen
Wald, durch fette Wiesen und blumige Fluren, und gießen
sich, gleichsam Arm in Arm in den Fluß, in das Meer, wo
ihre Spur dem Auge in der Unendlichkeit verschwindet.
Es trifft sich nicht selten, daß einer von ihnen längere oder
kürzere Zeit ausbleibt, in seinen Quellen vertrocknet, vom
Sonnenbrand, oder vom Winterfrost und Gletschereis ge-
hemmt. Wie niedergeschlagen und müde wandert dann
der andere seinen weiten Weg! wie schläfrig rollt er da-
hin! Seiner Wellen Blick scheint ein sehnsüchtiger Blick
nach der Höhe, die jetzt so dürr und fahl; jedes Rauschen

seiner Woge ein Seufzer nach dem Ausbleibenden, der nicht kommt, das vereinsamte Bett zu theilen. Wenn jedoch der Frühling das Eis bricht, oder ein wohlthätiger Regen die Glut des Sommers löscht, und der Strom, befreit von seinen Banden, lebendig, wie sonst, zu Thal sprudelt, — dann ist die Freude der Neuvereinigten ohne Grenzen. Sie bewillkommen sich mit Getöse, sie schwagen um so eifriger durchs Land, und als ob sie die entlaufene Zeit einzuholen dächten, verdoppeln sie ihre Eile, das Ziel zu gewinnen.

So auch zwei innige Freunde, die, lange von einander geschieden, sich wieder begegnen mit leuchtenden Augen, mit brüderlicher Hand. Das fragt und erzählt, das weint und lacht, das zürnt und herzt sich ohne Unterlaß. Immer rühriger bewegt sich die aufrichtige Zunge, das erquickte Herz. Es ist freilich im Grunde gleichgültig, an welchem Orte sich zwei wackre Freunde wiederfinden, aber ihre innerlichsten Gefühle werden immer begeisterter überströmen, wenn sich ob ihren Häuptern die Kronen majestätischer Bäume wölben, wenn die sommerliche Abendluft, so mild und erfrischend, auf heiterm Rasenteppich sie umspielt, und sie dabei ganz vertraulich sitzen können, den fröhlichen Becher zur Hand, worinnen sich die aufziehenden Sterne spiegeln, nicht weniger die von Entzücken feucht gewordenen Augen der im Wiedersehen Verklärten.

Bei Augsburg gab es solch ein Plätzchen mit Schatten und Matten und fröhlichem Becher, zu den „sieben Tischen“ genannt. Der Patrizier und der Handwerksmann suchten einst dort in ächt republikanischer Eintracht ihre Zerstreuung und Trinkfreude. Des Fremdlings Spaziergang richtete sich gern nach jenem Heimathplatz der Sommerlust. Muntere Gespräche schwirrten über die vielbesetzten Tafeln hin und machten die Sänger in den Baumwipfeln verstümmen. Um so neugieriger saßen die stillgewordenen Vögel auf den Zweigen und schauten hernieder in das mannich-

fättige Gewühl Hef unter ihnen, wo des Gambrinus schäumender Krug von Hand zu Hand ging und ein Spatz den andern jagte, als ob er gefiederprächtige Schwingen hätte.

Kurze Zeit nach dem Lorenzitag des Jahrs 1740 war der Sommer recht heiß geworden, daher der Schatten der „sieben Tische“ beehrter, und durstiger der Gaumen des dahin wandernden Gastes. Musik, Gesang und Scherz überall; aber am äußersten Ende der bunten Versammlung der Becher saßen an einem winzigen Tischchen allein zwei Leute, die sich mit wonniglichen Augen musterten, sich tausendmal die Hände reichten und Geberden machten, wie sie nur übergliücklichen Menschen gerathen.

Der eine der beiden Männer, ein schlankgewachsener Jüngling rosigen Angesichts, trug mit Vortheil das hübsche Gewand des reisenden Vogelhändlers; der andere war städtisch gekleidet, und der Rock, der seine stämmige Gestalt einknöpfte, hie und da mit grünen und blauen Delfarbflecken getigert. Sein Hut saß etwas verwegen auf seiner Stirne voll Reckheit, über seinem Gesicht, voll von Ehrlicher Lustigkeit und gutmüthigem Troß. Der Stämmige klappte mit der Gewandtheit eines Geübten den Zinndeckel seines Kruges auf, zog einen braven Schluck, und sagte dann, mit dem Ärmel den Mund wischend: „Das heißt auf Deine Gesundheit getrunken, Du rarer Seraphin. Jetzt erzähle weiter, und fürchte nicht, daß ich Dich unterbreche.“

Seraphin, der schmucke Vogelträger, ließ sich's gesagt seyn, legte beide Ellenbogen auf den Tisch, agirte lebhaft mit den Fingern, und füllte die Kluft der kurzen Unterbrechung mit um so gedrängterem Bericht aus. „Du kannst Dir nicht vorstellen, Walt, wie so viel ungeru der schieche Bube mit uns ging. Ein widerspenstiges Faßl ist niemals mit größerer Mühe zum Markt gebracht worden. Zudem — Gott behüte das Passeierthal — war der Weg

stüchel und steinig gewesen den Berg hinab bis St. Leonhard, so wurde er noch viel schlechter dort unten. Am „Sand“ hatte die Passer übel gehaust, unter Riffian und beim Salthaus mußten wir, um nicht im Wasser zu storchen bis an die Kniee, von Stein zu Stein springen, wie die Genssen, und ich dachte alleweil, der Teufelsbub' möcht' sich durchmachen. Und je näher gen Meran, je ermüdender wurde die Straße und die Dunkelheit, die mit Gewalt einbrach. machte den Transport noch heikler, und wär' der Peter nicht ein fauler Bub' ohne Courage gewesen, er wäre uns zehnmal statt einmal entkommnn. Zum Glück fürchtet er sich aber vor der Hexe und vor der Nacht, und sein liebes Fell ist ihm vor Allem werth; er laßt's nicht auf ein blau's Fleckl ankommen, viel weniger auf einen groben Schuß, womit ihn des Liebl-Lex Büchsel an einem fort bedrohte. Item: wir marschirten in das Meran hinein. aber ich wußte nicht recht, wie es anzufangen seyn würdt, den kleinen Waldteufel über Nacht festzuhalten. Ich war schläfrig und müde wie noch gar nie, und der Liebl-Lex sagte am Thor: „Jezo will ich zurückgehen, und weiter Dich zu begleiten, leidet mir die Zeit nicht.“ Nahm freundlichen Abschied von mir, versprach mir noch einmal sein ganzes Herz für seine Lebtag, und kehrte um. ohne sich vor der Nacht zu fürchten. Wohin er ging, wußt ich nicht. Er hat mir's nicht gesagt. — Nun hatt' ich nur noch einen Stern: die Hoffnung, daß der Peterl nicht weniger müd seyn würdt, als ich, und so war es auch. Dem schleichen Buben hieng schier die Zunge aus dem Halse, und er verlangte nur nach einer braven Gasse voll Suppe und nach einer Liegerstatt. In einem Wirthshaus bei der Kirche verschaffte ich ihm beides, fütterte ihn ab, sagte ihm bei jedem Löffelvoll: „Seh still und ergib Dich und schleun' Dich, und mach mir keinen Spektakel, sonst schlag ich Dich nieder, oder der Lex thut's, der gleich wieder da seyn wird.“ Der Heiter hat Alles

geglaubt, ist ohne Abendgebet ins Nest gekrochen und gleich darauf eingeschlafen, als wollt' er in hundert Jahren nicht mehr aufstehen. Ich hab' die Thüre zugeschlossen, den Schlüssel in den Sack gesteckt und mich ebenfalls niedergelegt, aber weil ich fürchtete, der Peterl möchte mir durch's Fenster auswischen, hab' ich einen starken Spagat um seine Praxen und die meinigen gebunden, und mich erst alsdann dem Schlaf überlassen. 's ist nicht nöthig gewesen. Der kleine Ruch schnarchte, bis ihm die Sonne in die Nase schien, und da er erwachte, hatte ich noch immer nicht bei im Reinen, wie ich ihn weiter bringen würde. „Ich bin ganz maladi und marod,“ murmelte der Bub' mit seiner verdrieklichen Stimme: „meine Schuhe sind hin, meine Füße sind hin; kannst mir den Schuster und den Bader rufen, Seraphin.“ — Wahr ist's: seine Schuhe waren zerrissen, aber der Peterl wär' auch in den zerrissenen davongelaufen, sobald ich den Rücken gewendet hätte; darum sagte ich ihm: „Recht, Peterl; darfst nur schaffen. Ich geh' selber mit Deinen Schuhen zum Flicker, und weil, wie ich sehe, Deine Gesäßhosen ebenfalls die Nadel brauchen, will ich sie gleich mitnehmen.“ — Der Peterl machte ein schiefes Gesicht; da ich mir aber wohl einbildete, daß er nicht im Hemde herumspolziren würde, so war ich seiner gewiß, und ging mit seinem Gewand unterm Arm auf die Straße vor's Haus. Was seh ich aber da? Die Tammerkutsche, die alte, die mir noch von Burgeis rememberlich war. Ich reib' mir die Augen, ich frag' den Hausknecht. Der sagt mir, die Kutsche sey vor einer Stunde angekommen. — „Wer darinnen?“ — Eine wohlbesetzte Frau und ein bildsaubres Madl. — Da ist mir die Martina wie ein Hasenschrot durch's Herz gegangen. — „Oho! was wollen denn die hier?“ — Die Alte hat die Junge in's Kloster zu den Fräulein gebracht. — „Ach, Du heilger Geist! soll sie darinnen bleiben?“ — Ach mein ja. Zwei Jahre auf's wenigste, hat die Alte

gesagt, und wie's bei den Kapuzinern geläutet hat, sind sie miteinander fort ins Kloster. — Da stand ich nun, die Schuhe in der Hand, das G'wand unterm Arm, und schaute betrübt in die Sonne hinein, und hätte mich selber wegen meiner Langschläferei schoppsbeuteln mögen. Ich bildete mir ein, daß wenn nur die Martina mich gesehen hätte, sie unmöglich ins Kloster hätte gehen können.“

„Das wird schon seyn oder auch nicht,“ unterbrach Oswald schon wieder den Freund; „oder auch nicht, sag' ich; denn schau: die Alte ist doch einmal der Martina ihre Mutter gewesen, und ich wollte wetten, daß gerade die Alte den Anschlag mit dem Kloster gehabt hat, und kein Mensch sonst auf der weiten Welt. Das liegt schon in meiner Perspektivi. Gesundheit, lieber Seraphin.“

Der Vogelhändler schenkte der Trinksfertigkeit seines Jugendgefährten und Herzbruders einen langen, stillen und mißbilligenden Blick; er zog etwas ungeduldig seine rothe Schärpe zusammen und fuhr fort: „Hast's errathen, Oswald, ganz und gar. Aber laß mich doch an der Schnur fortreden, sonst komm' ich nimmermehr an's Ende. — Wie ich also dastehe und das Maul aufsperrte, gleich einer jungen Lerche im verlassenen Neste, wer kömmt vom Thor herauf, vom Thor gen Mais? Die Frau Marianne wie sie leibt und lebt, im Staatsgewand mit der goldnen Haube, aber Niemand ist bei ihr, nicht hinten, nicht vorne, nicht links, nicht rechts. Zur selben Zeit steht Jemand hinter mir, schlägt mir auf den Rücken, und schreit: „Chi Giavel, Du hier?“ Du errathst schon selbst, daß es der Engadiner war, der, weil Kölbl nicht mehr in Tammerls Diensten, die Mutter Martina's herkutschirt hatte. Ich konnte ihn nicht viel fragen. Nur sagte er heimlich, ich möchte immerhin gute Miene zum bösen Spiel machen; die Alte habe etwas angezettelt. — So eben kam die Frau in meine Nähe, blieb überrascht stehen, hielt die Hand zwischen Aug' und Sonne, verzog den Mund mißfällig, wurde roth

— aber wie! — im Gesichte, und fragte mich zornig: „Heiliges Blut! wie kommst Du nacher Meran?“ Nun — ich hatte bald wieder meine Gnade und noch mehr als diese: die Geschichte mit dem Peterl wollte ihr schier das Herz abstoßen, aber wiederum erfrischte seine Rettung ihr Herz, und ich muß sagen, daß sie von dem Augenblick an, trotz ihrer großen Vorliebe für den Buben, doch noch größere Stücke auf mich hielt, als auf den ungezogenen Peterl. Ist's aber auch möglich, daß Einer die warme Mutterliebe so häßlich vergelten kann, wie es der Bube von Stund' an ohne Hehl sich unterstanden? Ei, da muß wohl die blindeste Zärtlichkeit zwei helle Augen bekommen. Du kannst Dir nicht einbilden, wie grob, verstockt und z'nicht der Peterl sich benommen hat. Auf der Reise von Meran nach Imst zurück hat er sich selber muthwillig den G'nickfang bei der Herzensmutter gegeben, und Egidi sparte auch nicht, überall sein Wörtl einzuslicken, um der Frau Tammerl zu verstehen zu geben, Welch ein Unterschied zwischen mir und dem ungerathenen Kinde sey, und daß die treue Dankbarkeit eines Fremden höher anzuschlagen, als die Blutsverwandtschaft mit einem Rabensohn. Egidi mochte auch um so unbefangener predigen, als kein Mensch mit einer Silbe wußte, wie nahe mich der Engadiner angeht.“

„Wohl, wohl, Seraphin. Aber du kommst gnaz ab von Deiner Martina?“

„Ei nun, mit derselbigen hatte es seine Richtigkeit. Sie war im Kloster bereits aufgenommen. Ich war unfähig, meinen Verdruß zu verbergen, und bat, das Madl nur noch einmal sehen zu dürfen. Aber die Hand von der Butten! Da war nichts zu machen. Frau Marianne sah verzweifelt streng, und antwortete, freilich ein bißel unbedacht: „„Wär' mir nichts lieber. Der kleinen Tack' das Herz noch schwerer machen? Behüte Gott!““ Das klang feindselig allerdings, aber ich freute mich dennoch.

Du merkst, warum? Aber wie viele tausendmal hab' ich von da an gewünscht, ich möchte, wie der Grödner es vorgehabt, zu Meran auf der Schule seyn, und folglich nahe bei meinem Schaß, und träumte so von allerhand. Nun, wer weiß, ob's gut gewesen wäre. Ich zweifle. Der Himmel hatte es besser mit mir im Sinn. Wir reisten also noch am selben Abend fort. Noch einmal war Frau Tammerl im Kloster gewesen; ich hatte sie gebeten, die Martina freundlich zu grüßen, Frau Marianne hatte dieses versprochen. „„Sie thut's nicht;““ sagte mir hierauf der Engadiner. Und richtig hat sie's auch nicht gethan, und der Martina nicht einen Buchstaben von meiner Ankunft verrathen. Der Peterl machte Kopf mit der Mutter, und verlangte nicht nach der Schwester; die Mutter mochte mit dem Peterl und sagte auch von ihm der Martina kein Wort. Mir machte sie vor, sie hätte den Gruß verrichtet und die Martina hätte gesagt: Schönen Dank und nichts weiter. Ich wußte es aber schon besser, und schwieg dazu still. Wir fuhren schnurgrade durch Burgeis, ohne anzukehren. Frau Marianne wollte nicht, daß ich ihres Buben Schande ausposaunte. Zweimal lagen wir über Nacht; am dritten Tage rumpelten wir zu Imst ein. Egidi hatte seine Sachen trefflich gemacht. Die Tammerl hatte ihm ernsthaft gesagt: „Ich will nichts Gutes seyn, wenn ich's dem Seraphin jemals vergesse, und was er von mir haben will, das hat er schon im voraus.“ — „Merk's,“ sagte hinwieder zu mir der Egidi, und ich that dieses auch so eifrig, daß ich, als wir nach Imst kamen, den Kopf ganz vornehm trug, wie unser Prälat. Der Landläufer jedoch, der Peterl, fürchtete seine Prügel und ließ sich gehen, wie ein Regenwurm. Man hätte ihn vor lauter Glendigkeit durch einen Trichter laufen lassen können, das saubere Früchtl.“

„Bin nur froh, daß Du ihn mit Ehren heimbrachtest, Seraphin.“

„Beim Meister hatt' ich mir noch ein Bildl mehr eingelegt, als bei der Meisterin. Was ich verrichtet, war gut ausgefallen. Die Tante Magdalene war höchst zufrieden mit dem Brief, den ich ihr von dem Herrn mit der Flitsch'n überbrachte, und sagte mir, sie wisse Alles, was zwischen mir und der Martina verhandelt worden, und das Madl würde mich lieb behalten, und ich solle brav seyn, und es würde Alles gut werden. Sogar die Tammerl-Mutter war mir freundlich und der alte Maroner erhob mich über alle Sterne. Ich war der Vogel im Hanssaamen, und wenn auch die Abwesenheit meines Engels weh that, so erquickte mich doch einigemal ein Liebeszeichen von ihrer Seite. Die alte Wollhaube, die Zaya war der hatschige Kurier, der ungefähr alle fünf oder sechs Monate ankam, und mir Grüße brachte, und sogar einmal ein Herz von Papier, worauf stand: „Getreues Abbild des Herzens, das mir Seraphin Plaschur verschrieben, und die liebste Tante gerettet hat. Herz um Herz, 3-4-3 (Treu' für Treu'.) Immer und gewiß Deine ergebenste Martina Tammerlin.“ Ja, Waltl: für das blühweiße Papier mit den schwarzen Müdensfügen darauf, die ihre Hand gemalt — für das Herzl von ihrer Scheere ausgeschnitten, hätte mir schon der Mohrenkönig viele Zentner Goldstaub versprechen dürfen, ich hätt' es doch nicht hergegeben.“

„Nun, das meyn' ich doch auch, Seraphin. Hergeben? ja, Schnecken! hättest gerade nicht recht bei den Groschen seyn müssen. Schau, schau! sollst leben, Du rarere Kerl.“ —

„Mit aller Welt in Fried' und Freud', nur mit dem Peterl stets in Gist und Streit, vergingen mir ein achtzehn Monate, wie der Wind, und siehe da, die Martina kam heim und der Peterl ging hinaus in die Lehre Nummer zwei, über den Berg, zu einem Handelsmann nach Feldkirch. Daß er ging, war mir recht; daß sie kam,

war mir jedoch zehnmal recht; denn sie konnte nicht zur gelegenern Zeit kommen. Just am Tag vorher hatten der Egidi und ich dem Meister Tammerl sein Haus und Hof vom Feuer, sein Gut und Hab' vor Dieben gerettet. Wie das zuging, sag' ich Dir ein andermal. Genug: mit dem Segen Gottes gelang's, und ich war der Hauptmann dabei, denn der Engadiner trat mir all' seine Glorie freundlichst ab. Die Tammerlfamilie weinte und segnete mich. Der Meister sagte zur Frau: He Marianne, hat der Vater selig etwa nicht gewußt, was er that, als er mir den Buben anempfahl? Und die Frau Marianne nickte, und nahm mich mit beiden Händen beim Kopf, und sagte: Du sollst unser Sohn seyn. — Mir war's schon recht, und der Martina auch. Die Frau Tammerl war einmal in die Rührung hineingerathen und der Meister auch, und die Tante Magdalene sagte, ehe noch der gute Geist verdraucht war: „Ihr habt, so zu reden, dem Seraphin Alles zu verdanken. Das belohnt sich nicht mit einem Sack voll Geld, und euer Peter, der Scharmantl, würde euch nie vergeben, wenn Ihr sein Erbtheil um ein paar Thaler verringertet, dieselben dem Seraphin zuzuwenden. Darum hört, was ich meine. Mir ist's in der Liebe ganz konträr gegangen; ich will aber nicht sterben, ohne zwei Herzen, die sich aufrichtig lieben, so recht mit Gusto verhandelt zu haben. Entweder gebt Ihr dem Seraphin die Martina, und ich, Lenerl Prombergerin, schenke ihm eine Aussteuer von zehntausend Gulden, daß er als ein rechter Mann Euer Schwiegersohn werde; oder Ihr gebt ihm die Tochter nicht, und ich schenke die zehntausend Gulden dem nächsten Spital, und die Martina kommt folglich einmal um die Hälfte meines Vermögens. Jetzt wißt Ihr's, und macht mir nicht gar zu lang mit Eurem Rath und Ueberlegen.“

„Die beste Tante auf der weiten Welt, Seraphin. Nein, die gehört nicht auf's Sterzinger-Moos, sondern

in ein Aparte=Stanzl des Paradieses. Die ehrsame Jungfer Prombergerin lebe!"

„Spare Dir den letzten Jubeltrunk auf's Ende meiner langweiligen Geschichte. Gott sey Dank, ich hab' nichts mehr zu sagen, als daß die Tammerl-Eltern Ja sagten, trotz des Kopfschüttelns der alten Martha und der Warnungen des Spanbrenners, des Herrn von Sprenger, der sich dahineinmischte, wie ein höllischer Geisfuß, als ob's ihn etwas angehe. — Vier Jahre wurden als Wartzeit festgesetzt. Zweimal sollte ich hinauswandern, wie die andern Vogelträger auch, und Beweise von Geschicklichkeit im Handel und von Treue in Geldsachen ablegen. Uebershaupt sollte während der vier Jahre meine Aufführung die eigentliche Bürgschaft für mich leisten, und nur von meinem exemplarischen Betragen wurde die endliche Erfüllung der glücklichen Zusage abhängig gemacht. Das zweite Jahr nähert sich gemach seinem Ende. Ich habe meine erste Wanderung angetreten. Sie geht nach England, meine nächste etwa nach Moskau, und wenn ich zurückkomme, brav und treu wie immer — und Gott wird he sen — dann, Walt, dann ist Dein Bruder Seraphin schon in dieser Welt mitten im Himmel drinnen.“

„Das wird schon seyn, liebster Bub'. Und so laß uns denn anstoßen, und Dich und Alle, die Dir gut sind, in einem Garaus feiern, daß es schnell!“

Seraphin hielt zwar den Trunk mit; sobald jedoch Ostwald abgesetzt, abermals den Mund mit dem Armel gewischt, und einen tüchtigen Schmaß auf seines Freundes Lippen gedrückt hatte, sagte der Letztere mit einer gewissen sorglichen Wehmuth: „Lieber Walt, so wie ich Dich anschau, so erkenne ich wohl Deine Stirn und Deine Augen, . . . in jedem Zug bist Du mein ehemaliger und neuerdings wieder aufgefundener Jugendfreund; aber, verzeih' mir's Gott, ich kann dennoch aus Deinen Manieren nicht recht klug werden. Es will mir vorkommen,

als habest Du ein gewisses ausländisches Wesen angenommen, das Dir nicht so gut läßt, als Deine ehemalige wackre und einfältige Tirolernatur. Ich verstehe freilich von der Welt blutwenig, und es wird sich schon ein Jeder etwas verändern, der lang in der Fremde gewesen; aber ich kann Dir nicht verbergen, daß mir's weh thut, Dich als einen andern Menschen wiederzusehen."

„Wie meinst Du denn das?“ fragte Oswald etwas betreten, und wurde dabei flammroth.

„Um, ich sollte meinen, Du seyst ein bißel leicht geworden?“ entgegnete Seraphin bedächtig: „Dein Gewand ist nicht ggr sauber, Dein Hut ist brüchig, Deine Schuhbandeln sind zerrissen. . . .“

„Wenn ich doch gerade von der Arbeit davonlief, als ich Dich nach mir fragen hörte?“ fiel ihm Oswald in die Rede: „ha, Du sollst mich sehen, ich habe schon bessere Kleider; ich gebe dem galantesten Stadtherrn nichts nach.“

„Das wird seyn, Walt, und ich will nicht verlangen, daß Du seyst, wie ein Cavalier. Ein Jeder trage sich nach seinem Stand; aber in Deiner Nachlässigkeit steckt so was apart Leichtfertiges. Auf der Gasse drehst Du den Kopf wie ein eitler Vogel nach den vier Winden, lachst alle Dirnen an, die zum Brunnen gehen, hast einen Zug am Halse, daß eine Maß nach der andern des starken Pechbiers verschwindet, ohne daß ich weiß, wo sie hinkommt; kannst auch nicht übel schwören, und ehe man sich's versteht, läuft Dir ein Gsegl von einem lockern Gsangl über das Maul. Ei, Walt, hast Du denn das alles aus unserm lieben Bintschgau in's Schwabenland gebracht, oder hast Du's nicht vielmehr hier erst auf-gelesen?“

„Geh, geh, laß mich aus mit dem Textlesen,“ lachte Oswald verlegenen Muths: „ländlich, sittlich. Ich werde halt geworden seyn, wie man hier zu Land ist, und damit basta, wie der Gröbner sagt. Ich bin eben ein Maler,

und die Künstler sind ohnehin nicht wie andere Leute. Das Bierl schmeckt mir, und warum sollen mir die Mädchen, die jungen und hübschen, nicht gefallen, da ich doch selber jung bin und nicht häßlich von Figur?"

„Da haben wir's!“ seufzte Seraphin: „da spricht er jetzt wie ein abgerichtetes Staarl, und schwäbelt so vornehm, als hätt' er die liebe Muttersprache ganz und gar vergessen.“

„Ach mein, ach mein, hör' auf, Seraphin. Gib mir die Hand.“ — Oswald langte die seinige treuherzig über den Tisch, und sein Auge wurde naß. — „Glaub' nur, daß ich noch immer Dein ächter Landsmann bin. Schau: es kann nicht ein Jeder sein Glück machen, wie Du es gemacht hast. Ich hab' mir eingebildet, es könne mir nicht fehlen... ja... gehorsamer Diener. Und so ist's gekommen, daß ich vielleicht gewisse Sekten angenommen habe, die Dir nicht gefallen. Ich weiß eben für meinen vielen Verdruß keinen bessern Schlastrunk, als das Bierl; kein besseres Pflaster, als den Ruf eines hübschen Mädels.“

„So?“ bemerkte Seraphin finster: „Wer ist's denn gewesen, der mir auf der Zerker Alp die Hölle so heiß gemacht und mich vor allen Weiberleuten gewarnt hat?“

„Aha?“ fragte Oswald dagegen: „und wer ist's gewesen, der sich aus all meinen Höllenflammen nichts gemacht und dennoch die Martina verwuschen hat? O, sey Du froh, daß Dir ein wackres Madl und brave Leute so fein durchs Leben geholfen haben. Nicht Alle sind so wohl berathen. Laß diesen auch eine Freude. Du hast schon so viel als Haus und Hof; ich sitze vogelfrei auf dem Zweige und muß geh'n wie der Wind weht. Du hast eine Braut, die Deine Hofmeisterin nicht minder; ich hab' da außen keinen Menschen, der sich meiner annimmt. Darum tröst' ich mich mit flücht'ger Lieb' beim kühlen Krug, der bald leer, bald voll, wie mein Beutel

und mein Herz.“ — Oswald zerdrückte die Thräne zwischen seinen Wimpern, hob den Becher, seinen Trost, empor, und sagte mit einer drolligen Mischung von Ernst und Spas:z:

„Bring' D'r's Waltl,
 „Siegn' D'r's, Waltl;
 „Fürcht' Dich nit, Waltl,
 „'s g'schieht D'r nix, Waltl.“

Seraphin, der sich inzwischen besonnen, und die Freundschaft, wie sie seyn soll, hatte walten lassen, lächelte, und bat den Freund um Vergebung. „Du bist der alte gute Mensch,“ sagte er, „und wenn Du auch ein paar fremde Manieren angenommen, so ist's am End' nicht mehr und nicht weniger, als ein Kittel, den Du anziehen und ablegen kannst, nach Belieben. Verzeih mir, Walt. Du weißt ja, daß das Predigen meine alte Schwachheit. Von wem ich sie habe, weiß ich nicht. Die Mutter hat sich nicht damit befaßt, und der Vater nun schon einmal gar nicht.“

„Hm, Du meinst den Vater Lenhard? fragte Walt lächelnd: „aber der andre, der vornehme Papa, der mit dem böhmischen oder türkischen Namen he, wer weiß?“

„Schau, Walt, das laß ich mir nur von Dir im Spas sagen, und zwar, weil ich Dir ein bißel grob gekommen bin. Aber die Sache ist, daß ich in meiner tiefsten Herzenskammer keinen Gedanken habe, als den, daß der Vater Lenhard allerdings mein Vater gewesen; ja — daß er es noch wirklich, denn ich kann's schier nicht glauben, daß er gestorben ist, wenn schon die Mutter es sagte, da sie jenen leidigen Brief verbrannte. Ach, der Brief, der Brief! die Mutter selig hätte etwas Klügeres thun können, als den Brief ins Feuer zu werfen. Wer weiß, wo der gute Vater jetzt sitzt und trauert! Sie

haben ihm freilich im ganzen Land einen schlechten Namen angehängt, aber das verschlägt mir, dem Sohn, nicht das Geringste. Wenn ich ihn nur fände, wär's in einem — Gott verzeih' mir die Sünde, wär's in einem Zuchthause, auf einer Ruderbank; seine Hände in Ketten, wenn auch in verdienten, sollten mir heilig seyn als eines Vaters Hände. Den Kindern steht nicht zu, das Thun der Eltern zu deuteln, und am Ende ist der Lenhard Plaschur, trotz des bösen Reumunds, noch zehnmal besser, als die an ihm kein gut's Haar lassen! — Doch genug von mir und meinen sieben Zwetschgen. Wir sind ungefähr drei Stunden beisammen, und haben von nichts anderem als von Seraphin und Martina und von Martina und Seraphin geredet. Jetzt möchte ich indessen auch vom Bruder Walt etwas erfahren. Aus Deinen paar Briefen hab' ich nicht klug werden können. Sag' einmal heraus, mein lieber Pinselmann, wie ging, wie geht Dir's?"

Der verschwäbelte Oswald hatte wenigstens eine seiner heimathlichen Gewohnheiten nicht abgelegt. Von irgend einer Verlegenheit oder Unentschlossenheit befangen, fraßte er sich zu Augsburg den Rücken, wie er im Bintschgau gethan. So auch jetzt. Mit einer gewissen Kläglichkeit nahm er sodann das Wort: „Was soll ich sagen? Es ist wohl schon Mancher in die Fremde gegangen, und hat geglaubt, er würde mit Glanz wieder heimkehren. So ist's mir geschehen. Aber der Glanz wollte sich hinterher nicht finden. Mein Vetter — ich müßte lügen, wenn ich's nicht sagte — hat sich die erdenklichste Mühe mit mir gegeben; aber es half nichts. In meinen harten Kopf wollte nicht viel, und meine Hände waren fast so ungelent wie der Kopf. Item: ich bin ein Sudler geworden, und habe mich, seit vor ein paar Monaten mein guter Vetter in's Himmelreich abgereist, gänzlich der Flachmalerei ergeben, bin ein Lakirer, ein Vergolder geworden, ein Anstreicher, ein Weißbinder, — wie Du's

heißen willst. Schau: meine Eitelkeit hat nicht zugegeben, daß ich als ein mißrathner Malergesell wieder heimging, und leben muß denn doch der Mensch. Ich lebe auch besser, als wenn ich daheim den Pflug führte, oder Holz sammelte, oder das Vieh hütete; aber es ist einmal nichts Rechtes an mir. Und so werd' ich denn den Tüncherpinsel mein Lebtage führen, und ein armer Teufel bleiben, während Du in Ueberfluß und Herrlichkeit Dein Leben verbringst. Das muß aber so seyn, denn Du bist viel gescheiter und braver als ich, und das Glück will Dir wohl, was ich von mir — ob meine Schuld, ob nicht — keineswegs sagen kann."

Seraphin zuckte mitleidig die Achseln, und meinte, es könne allerdings noch etwas aus dem Freunde werden, wenn derselbe sich entschließen würde, wieder in's Vaterland zurückzugehen. „Alle Stifter und Klöster und Kirchen im Tirol werden jetzt, nach der Reihe, wieder ausstaffirt und neu hergerichtet. Es fehlt, glaub' ich, denn ich hörte darüber klagen, an genugsamer Menge der Künstler und Arbeiter. Es wärz dort innerhalb der heimathlichen Berge gewiß mehr zu erwerohn, als im Reich, und die Heimath ist doch immer besser als die Fremde.

„Sm!“ sagte hierauf Oswald wehmüthig: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es mich manchmal überläuft, wenn ich über Land gehe und sehe etwa am Vorabend eines Regentags die fernen Gebirge, die bei schönem Wetter nur so leicht und duftig am Gesichtskreis hingelagert sind, ganz dickblau und mastig herantreten. Mir ist dann, als müßte ich stehenden Fußes hinlaufen und an ihnen hinauffreseln, und wenn ich Rock und Schuhe dabei einbüßte. Schau, aber lach' mich nicht aus, ich gäbe manchmal einen Wochenlohn für die Freude, nur eine Viertelstunde lang den Kirchturm von Burgeis vor meinen Augen zu sehen. Ist,

wenn ich auf meinem Gerüste hing, und etwa einen Sanct Christoffel so schön renovirte, daß ich selber vor dem Heidenkerl erschrak, fiel mir die Heimath ein, und ich saß Stundenlang, in meine Betrachtung verloren, vergaß die Kleckerei und das Essen, sogar das Trinken, und mein Herz klopfte so wehmüthig dazu! Da brauchte nur allenfalls unten auf der Gasse ein Limoniträger vorbeizuwandern, oder ein Handschuhhändler aus dem Zillerthal einen Zuckker zu thun, — geschwind lief mir's Haferl über und die Zähren rodelten mir wie Erbsen so dick über die Backen, und ich war betrübt wie ein Narr. Wie oft bin ich einem grünen Hütl durch die halbe Stadt nachgelaufen, bis ich mein „Grüß Dich Gott, Tiroler, im Schwabenland!“ oder „Diendl, schwarz-
 auget's Diendl, woher und wohin?“ anbringen konnte! Sie mußten mir ein's singen, und ich weinte dazu. Sie mußten ein's mit mir plaudern; und auch dann rehrte ich wie nicht gescheit, weil die Landsleut' mich schier nicht mehr verstanden und kaum glauben wollten, daß ich daheim in den Bergen geboren worden. Weißt Du? Im Wintschgau haben wir oft gelacht über die langweilige Oberinnthalersprache, über die Gröbner, denen das Maul nicht still steht, über die Rueden aus Basseyer oder über die ungeschlachten Teseregger; aber heutzutage möchte mir halt die Seele aus dem Leib heraus, wenn ich nur einen Menschen sehe, der, ob aus dem fernsten Winkel, von Tirol gebürtig ist. Selbst die Salzburger rechne ich dazu, und so ich einem Kerl aus dem baierischen Gebirg, einem Garmischer, oder Einem aus der Tachenau begegne, bild' ich mir ein, er sey mein Landsmann, oder beneide ihn wenigstens, daß er gerade neben dem lieben Tirol wohnen, und täglich in dessen Fenster hineinschauen darf. Komm, Seraphin, laß unser Land hoch leben, und unser Burgeis, und unsern Kaiser, und Alle, die es mit dem Landl gut meinen!“

Es versteht sich, daß Seraphin diesmal gründlich Bescheid that. Er rief auch mit hitziger Freude: „Du bist halt doch mein alter Freund, und wer's Vaterland gern hat, kann nicht umkommen. Laß' immerhin Deine schwäbischen Brüderln sagen: „Gut' Nacht, Welt, ich geh' ins Tirol!“ . . . oder: „Im Tirol sey die Welt mit Brettern verschlagen!“ oder: „Die Tiroler seyen dumm und grob!“ Was thuts? Wir wissen schon, warum wir das Land und die Landsleute lieb haben. Es muß auch etwas Besondres an unsern Bergen und Thälern seyn, das ist keine Frage. Schau: Da gehen sie hin, die Einen nach Wien, die Andern nach Welschland, Dieser in's Reich, Jener gar nach Portugal oder über's Meer zu den Amerikanern, und heirathen meintwegen dort, und bauen Häuser; und sie bekommen Kinder und werden reich, und kommen halt um ihrer Geschäfte willen oft gar nicht mehr heim. Aber deshalb vergessen sie doch die Heimath nimmermehr. Sie reden alle Tage davon, sie beten alle Tage für sie, sie schicken viel Geld dahin, und stiften Schulen und Kirchen darinnen, und schenken dem lieben Mutterland schöne Bilder und allerlei Herrlichkeit. Es gibt Menschen, die sich ihres Vaterlands schämen, aber der Tiroler ist nicht unter selbigen. Vor Gott und aller Welt, vor Franzosen und Engländern, vor evangelischen und türkischen Leuten setzt er seinen Hut auf, klopft mit der Hand auf den Hosenträger und schreit aus voller Brust: Ich bin ein Tiroler; wer hat was dagegen? Ei, das muß schon eine recht fromme und liebe Mutter seyn, die solche fromme und standhafte Kinder hat! Schad' um Diejenigen, so damit sich begnügen müssen, dieser ehrlichen Mutter alle Morgen nur ein Bußhandl übers Meer zuzuwerfen! Sammerschad' um Diejenigen, die in der Ferne ohne ein getreues vaterländisches „Tröst' Dich Gott!“ sterben müssen! Aber, wer's verrichten kann, soll sich der Heimath nicht entziehen, soll sein Leben dort ausmachen, wo er's angefangen, und darum

„Ich' ich meinen Kopf auf, daß mein braver Walt das thue. He? Weißt noch, Du halber Schwab', was wir uns in der Ballarga zugeschworen? Daß wir's noch miteinander haben müßten im Leben? Daß es schade wäre, wenn wir auseinander kämen, und daß der liebe Gott schon so gut sehn würde, indem wir uns so lieb, gar so lieb hätten! Weißt Du's noch?“

Oswald umarmte heftig seinen Freund. Tiefgerührt fuhr Seraphin fort: „Folglich muß das geschehen. Der liebe Gott, meine ich, hat's gut genug mit mir gemacht, und Du und ich sind ja im Grunde nur ein und derselbe Mensch. Daheim wirst Du die ausländischen Dalkereien vergessen, daheim wirst Du wieder zurecht kommen, den Eltern auf dem Todbettl die Augen zudrücken! Deinen Geschwistern ein lieber Bruder, mir ein treuer Freund sehn; daheim wirst Du Dich redlicher nähren, als hier außen, und auch ein braves Weib finden, und viele Kinder kriegen; und wenn wir einmal ein paar alte Tatt'ln, ein paar frumme schneeweisse Mandln sind, werden wir uns erst recht freuen am Vaterland, und nicht fürchten vor dem Grab, weil's gegraben ist im Schatten unsrer Berge.“

„Das wird schon sehn,“ schluchzte Oswald, „Du predigst da so rührend, wie der Vater Thomas — weißt ihn noch, den Pusterer mit seinem braunen Gesicht und den tellergroßen Augen? — Du redest so eindringlich und beweglich wie der lange Komödiant, der am Sonntag hieselbst den großen Gordianus gespielt hat, — ein schönes Spiel fürwahr — aber wie soll ich denn ausrichten, was Du sagst? Wenn mir doch der Vetter, maßen meiner Ungeschicklichkeit oder andern Leichtsinns nicht mehr als wenige Thaler hinterlassen hat, die bereits den Weg alles Geldes dahin liefen? Wenn ich doch Schulden habe, statt eines Vermögens, und von meinen lieberlichen Bierbrüderln nichts von dem zu erhalten ist, das ich ihnen aus

meinem sauern Verdienst geliehen habe? Wie soll ich nacher Haus kommen, ohne zu betteln, und wird meinen guten Alten mit einem Bettelmandl gebient sehn, das kreuzwohl auf ist, und im Tag dreimal seine Füße unter einen gutbestellten Tisch stecken möchte? Bedenk' es selbst, Seraphin."

"Du bist also schlimmer daran, als ich dachte, Du Gascher," entgegnete Seraphin mitleidig; „weil ich aber ein Prediger gewesen bin, so will ich's auch zu Ende führen. Mein Geldtrücherl ist zwar gering, aber was darinnen, gehört ehrlich und aufrichtig mein, und wenn's meinen Walt angeht, der mir einmal den Leopoldthaler, seinen ganzen Schatz, geschenkt und das Rothkröpfel transportirt hat, dem ich mein Glück verdanke, — wenn's also meinen Walt angeht, so soll die Spinnerin nicht Zeit haben, ihre Fäden über's Schlüffeloch zu meinem Geldbüchsel zu weben; sondern ich will gleich thun, was in meinen Kräften. Ich zahle nur eine alte Schuld. — Oder, weißt Du was? Verhalte Dich noch hier, bis ich von London zurückkomme. Dann lös' ich Dich aus, nehme Dich unter den Arm, und hopsasa der Heimath zu. Was dort mit Dir geschieht, ist meine Sorge ganz allein."

„Das wäre schön, das wäre recht! Hoi! — Beim Anblick der Scharniz wollt' ich einen Schnaggler thun, daß es schnallte weit und breit. Wann gehst Du weiter?“

„Ei, morgen in aller Frühe.“

„Ich begleite Dich ein Stück. Wohin zunächst?“

„Nach Donauwörth. Mein Alter, der Egidi erwartet mich dort. Ich hab' einen frischen Buben bezahlt, daß er meine Vogelkraxe dorthin trug. Jetzt trag' ich nichts, als diesen Stock und dieses Geld.“ — Seraphin ließ einen ziemlich gefüllten Geldgurt sehen: „Davon werden noch hie und da Bögel und Futterwaare aufgekauft, und die Reisekosten bezahlt, bis wir in England, so Gott will, reichen Fang ziehen.“

„Ein schönes Geld!“ sagte Oswald langsam mit begierigen Augen. „Wohin denn weiter von Donauwörth?“

„Ei, an den Rhein, und dann per Schiff hinunter bis nach Holland und von Amsterdam über's Meer. Der Egidi und ich, wir geh'n allein diese Straße; die Andern geh'n von Donauwörth gen Nürnberg und Hesse-kassel, und dann, je wohin Einen sein Marschzettel weist. In Donauwörth treffen wir bei der Heimkehr Alle auch wieder zusammen. — So Gott will!“ setzte Seraphin mit ernsthafter Miene hinzu.

„Nach Holland?“ wiederholte Oswald, wie aus tiefem Nachsinnen erwachend: „Bruder Seraphin! Nimm mich mit; ich hab' in Rotterdam eine Condition. Der Schlesinger hat mir sie ausgemacht. Ich habe geschwankt, . . . aber — Deine Hand her — ich geh' mit Dir!“

„Das wirst Du sehn lassen. Bleib fein, wo Du bist. Je näher an Tirol, je eher daheim. Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich Dich abholen werde?“

Oswald schien den Widerspruch überhört zu haben, denn er fuhr lebhafter fort: „Und besser ist's ich begleite Dich alsdann grad nach Amsterdam, und sehe Dich zu Schiff steigen. Schau: dann treib' ich mein Handwerk zu Rotterdam, bis Du zurückkommst, und gehe hernach mit Dir, wohin Du nur willst.“

„Ei, welch' ein dummes Durcheinander! Was willst Du ein sechs Wochen oder zwei Monate in Holland verlieren? Sey doch geschickt.“

„Hm, ich hab' meine Ursachen.“

„Welche?“

„Ich mag Dich nicht allein gehen lassen.“

„Narr, ich bin ja nicht allein. Der Alte ist bei mir, hat schon die Fahrt ein paarmal gemacht, ist dort als wie zu Hause.“

„Glaub's schon. Wenn ich nun aber gerade dem Engadiner nicht traue?“

„Oho! oho! Was plagederfst Du denn, mein lieber Walt? Dem Engadiner, der mich hält, wie sein Auge, der ein Bruder meines Vaters?“

„Schau, Seraphin; g'wiß, ich spreche im Ernst; der Egidi gefällt mir nicht. Was Du von ihm erzählt hast, und daß er so heimlich thut, und gar nicht gestehen will, daß er Dein Vaterbruder, und daß er so hinterhältig und doch gewaltthätig das Alles will mir nicht ein, es will mir einmal nicht ein.“

„Du bist mondsüchtig, Walt.“

„Nein, aber Du bist blind, wenn Du das Geleit eines treuen Freundes ausschlägst.“

„O heiliger Geist, welch ein Mensch! Was sollte mir denn der Egidi thun?“

„So hast Du mich einmal wegen des Jäger-Liebl gefragt, und doch wär's schier gekommen, daß er Dich erschossen hätte.“

Seraphin stuzte, und besann sich eine Weile. Seine Züge nahmen einen finstern Charakter an. Er bezahlte die Beche, winkte dem Oswald, aufzubrechen und sagte zu ihm, da sie unterwegs waren: „Du hast, meine ich, einen kleinen Stieber, Walt, und Narrheit ist Alles, was Du gesagt. Aber zugleich hast Du mich an etwas Ernsthaftes erinnert! Wer eine weite Reise thut, ist nicht immer versichert, daß er wieder nach Haus komme. Darum will ich Dir noch heute geben, was ich Dir zu geben im Stande bin, um Dich frei und marschfertig zu machen. Du magst alsdann in's Tirol aufbrechen, wann Du willst, und darfst nicht auf mich warten. Geh hin, geh hin je eher je lieber, und grüße die Martina, wenn Du ihrer ansichtig wirst, und sage ihr: Im Leben und im Tod sey ich ihr Eigenthum.“ — —

Oswald ließ sich zwei, drei, vier Tage weder bei seiner Arbeit, noch überhaupt zu Augsburg sehen und verspüren. Als er sich am fünften Tag endlich beim

Meister einfand, war schon ein anderer Gesell für ihn eingestellt worden, und nichts mehr für ihn zu thun. „Bah!“ sagte er: „Das ist mir alleins;“ und fragte um nach Arbeit. Da sich nun aber nirgends welche für ihn aufmachen wollte, brummte er abermals: „Bah, das ist mir wieder alleins, und in Augsburg bleib' ich doch nimmermehr lang!“ Fremd geworden, wie die Handwerksburschen zu sagen pflegen, lungerte Oswald noch einige Tage auf dem Pflaster umher, bezahlte seine Schulden, löste seine verpfändeten Kleidungsstücke ein, und versuchte, einzutreiben, was seine Werkstatt- und Zechgenossen ihm schuldig geworden waren. Viele Mühe baar umsonst. Sie lachten den blöden Gläubiger aus, und vertrösteten ihn auf Winterpfingsten. Der Eine sagte: „Ich weiß nichts von einer Schuld;“ der Andre sprach, ein kalter Philosoph: „Ich zahle nicht, weil ich nicht kann.“ Ein Dritter war unverschämt genug, zu fragen, ob sich Oswald nicht schäme, ihn zu beunruhigen, während er, Oswald, selber die Taschen voll Dukaten und neue Kleider auf dem Leibe habe? Der billigste war noch der vierte Schuldner: er schlug vor, auf Bezahlen und Nichtbezahlen zu würfeln. Aber Oswald erschrock vor dem Spielansinnen, wie vor dem bösen Feind, weigerte sich dessen auffallend ängstlich, — er, der sonst Würfel- und Kartenspiel im Sack nachgetragen — und ließ die böswilligen Schuldner laufen.

Die Sage von den Dukaten Oswalds hatte ihre Wichtigkeit; aber das Gold mußte dem Tiroler keine große Freude machen, denn er versteckte es sorgfältig, nachdem ein paar unbescheidene Freunde davon Wind bekommen, und beschränkte seine Ausgaben auf's Allernothwendigste. Er vermied die abendlichen Trinkgesellschaften, er sonderte sich scheu von allen seinen Bekannten ab; er besuchte die Kirche tagtäglich zu verschiedenen Malen; er gab seinem Herzblättchen, einer niedlichen Bockelhauben-

stickerin, den Abschied. Er hielt sich, auf der Straße gehend, dicht an die Mauern, und sah, ob nun geslistlich, oder in der Zerstreuung, keinem Menschen in die Augen. Diese Veränderung des so häufig überlustigen Tirolers war viel zu auffallend, als daß nicht Hiesel und Liesel davon hätten diskuriren sollen. Jener plauschte im Wirthshause, diese munkelte am Brunnen und Bachtrog die seltsamsten Begebenheiten herum, die dem guten Walt aufgestoßen seyn sollten. Die wunderlichen Fabeln, alle nicht zur besondern Ehre des bezeichneten Helden, kamen vom Lehrjungen an den Meister, von der Magd an die Herrschaft, und eines Morgens hätte beinahe die Polizei der Reichsstadt davon Notiz genommen. Doch erfuhr sie bald auf ihre schläfrige Umfrage, daß besagter geheimnißvoller und praktikenverdächtiger Tiroler schon seit einigen Tagen aus Stadt und Weichbild Augsburg ohne Abschied und Legung entschwunden. „Auch gut,“ sagte hierauf die Polizei, und beruhigte sich wieder.

Und — hätte sie es gewollt — dennoch hätten sie ihn nicht gefangen, den breitschulterigen Schmetterling; er flog wie besessen seiner Heimath entgegen; voll von Besorgnissen und Grillen; flink wie die Kugel aus dem Rohr. Freilich hielt er nicht die schnurgerade Richtung ein, freilich verweilte er einen Tag in der baierischen Hauptstadt; aber von dannen ging es stracklichst dem Ziele entgegen. Als ihm bei Mittewald der erste ächte grüne Tirolerhut mit der Huifeder darauf zu Gesicht kam — damals trugen sich noch die Leute um Innsbruck mit dieser Zierde — vergaß er augenblicklich seinen heimlichen Kummer, und herzte das braune ehrliche Gesicht ab, zu dessen größtem Befremden; er küßte den gewaltigen Schnurrbart seines Landsmanns mit heißerer Innbrunst, als je vordem eine heilige Reliquie, und der weithin-schallende Schnaggler, den Döswald dem Scharnizerpasse angelobt, wurde feierlichst losgelassen.

In Seefeld angekommen, ging sein erstes Trachten dahin, sein Gewand mit der heimathlichen Sitte in Einklang zu bringen. Er kam sich plötzlich — in seinem steifzugeknöpften Rocke, mit seinen langen Halstuchzipfeln und Manschetten — vor, wie ein kuriofes ausländisches Thier. Er meinte, alle Tiroleraugen verfolgten spottend und hohnneckend sein dreieckiges Hütchen, seine grauen, über dem rothen Kniegürtel sauber aufgerollten Strümpfe. Er verschaffte sich daher ein Kleid, halb städtisch, halb ländlich, wie es ihm, als einem auf's Wandern angewiesenen jungen Burschen wohl anstand: kurz und offen, das Brusttuch und den darüber gezogenen Hosenträger nicht verbergend; dazu die bequemere Fußbekleidung vermöglicher Landwirths und Stadtbürger; endlich den, manche Tasche ersparenden Ledergurt, den er belastete mit den Schriften und Zeugnissen, die ihm wichtig, mit dem Gelde, das er besaß.

Er hatte sich mitterseelenallein in eine Kammer eingesperrt, um seine Verwandlung zu vollenden. Nur der Mond, der noch am Himmel zögerte, vor der anrückenden Sonne Reißaus zu nehmen, spionierte in die Kammer, fürwitzigen Augs, und zählte mit dem Besitzer zugleich, Oswald's Habe Stück für Stück. — Der Mond rechnete fünf und vierzig Dukaten zusammen: kaiserlich und holländisch Volk, leichte Polaken, ungarische Raben, Lüneburger Kavallerie. „Postausend, wie reich bist Du!“ sagte der Mond. — Oswald seufzte, seinen Schatz überzählend, und wickelte ihn schein mit dem Lederbeutelchen in ein wohlverschnürtes Päckchen zusammen, steckte dasselbe in den dunkelsten Winkel seines Gürtels, und stopfte, was er nur fand, darauf, damit er des Unblicks und der Erinnerung bald los würde. „Mein!“ fragte wieder der Mond, der noch immer sein Hörnchen und sein spitziges Kinn aus den Wolken reckte: „Wie bist Du nur zu all dem Gelde gekommen, Du leichter Patron?“

— Wäre auch der Mond nicht schon so blaß und fern gewesen, und seine Frage daher deutlicher, Oswald hätte dennoch schwerlich eine Antwort gegeben, oder etwa nur diese: „Was fragst? Bist ja selbst dabei gestanden, überlästiges Wechselgesicht!“ — So begnügte er sich aber, ohne an den Mond zu denken, vor sich hin zu brummen: „Ein Fledermäusel, ehrlich und brav verdient, wär' mir schon lieber, als der ganze goldene Kram.“ Er schlug sich vor die Stirn, und fuhr fort: „Walt, aus Dir ist ein saubres Stück von einem Menschen geworden! hast Dich schön ausgewachsen! Ach, wie froh war ich, wie unschuldig, da mein ganz Vermögen in der weiten Welt in dem Rüsselthaler bestand, den mir die Mahndel im Schlinig verehrte, den ich dem armen Seraphin abtrat! Ach! ach! wie mag ich nur neben dem Fluchgeld seinen, des Freundes Namen aussprechen? D pfui, pfui mich an, mich schlechten Burschen!“

Zwar wischte sich Oswald mit der verkehrten Hand die Augen, daß sie ihn wie Feuer brannten, zwar begab er sich eilends auf die Weiterreise und segelte frisch hinein in die Bergnebel, die unter'm goldnen Blich der Morgenstrahlen erlagen, wie des Lindwurms Brut unter dem freudigen Speer des himmlischen Reiters; aber seine Laune war getrübt, sein Gewissen strampelte heftig, je schneller die Füße liefen, mit spizigen Sporen in dem armen Schelm herum. —

Die Erinnerung an das Abendmahlwunder von Seefeld trug nicht wenig dazu bei, Oswalds Gemüthsstimmung zu einer trostlos-verwirrten zu steigern. Vor mehreren Jahrhunderten war just einem Namensvetter von ihm, dem gewaltigen Edelherrn Oswald Milser, zu böser Stunde eingefallen, sich vor allem Volke auf eigne Weise zu erhöhen, und am grünen Donnerstag das Ofternachtsmahl in einer großen Hostie reichen zu lassen. Kaum lag indessen der göttliche Leib auf der

Zunge des thörichten Sünders, so brach unter demselben der Boden, worauf er kniete, ein, und bis an die Brust versank der Frevler. Vergebens klammerte er sich an die Stufen des Altars; sie wichen unter seinen Händen. Der erschrockne Priester, der ihm schnell die Hostie aus dem Munde nahm, rettete den Unsnigen. Stehenden Fußes wanderte der Milser in das Kloster zu Stammers, und beschloß dort sein Leben in Reue und Buße. Sein Weib, das dem Wunder keinen Glauben schenken wollte, vor dessen Augen jedoch, ein Wahrzeichen der schauerlichen Begebenheit, drei Rosen am verdorrten Stocke ausblühten, entran dem Schlosse und endete verzweifelnd in der Wildniß. — Dieser Geschichte Andenken also erfüllte den Wintschgauer mit der allergrößten Betrübniß, daß er zu wiederholten Malen ausrief: „Wahrlich! wer Gott versucht hat, kann einen guten Ausgang nicht finden!“

Was war es aber, das den leichtblütigen Walt so tief erschütterte? Nicht einmal der bergfrisch daherstreichenden Luft vertraute er das Geheimniß. Aber die Vorwürfe, die an seinem Herzen nagten, gestatteten ihm nicht, den Pfad zur rechten Hand einzuschlagen, den Pfad nach dem Oberinnthale, ins Vaterhaus. Er lief nach Zirl hinab und von dannen gen Innsbruck, wo er in einer einsamen Herberge sich mühselig zu sammeln suchte.

Wenn Einer sich in eine traurige, ja verzweifelte Vorstellung hineingearbeitet und so zu sagen verrannt hat, so sieht er gemeiniglich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das Mittel, das ihm aus dem Labyrinth zu helfen im Stande wäre, läge noch so nahe seinem Kopfkissen, er fände es nicht, wenn nicht zuweilen ein Ungefähr ihn auf die rechten Sprünge brächte. Dem armen Walt zu Gefallen war ein solches glückliches Ungefähr um die Wege. Neben seiner Kammer befand sich eine andere, worinnen ein fauler Handwerksbursche, der,

auf dem Bette liegend, sich selber seine Generalbeichte vorfang:

„Mit dem Arbeiten, mit dem Arbeiten
Ständ' ich wohl ganz fein;
Aber's Arbeiten, aber's Arbeiten
Das geht mir nicht ein!“

Oswald fuhr freudig in die Höhe: „O Du herzlicher Faulenzer und Tagdieb!“ rief er heitern Muthes: „sey bedankt und gesegnet! Mir geht schon ein, daß mir das Arbeiten helfen könnte aus diesem jämmerlichen Krieg mit meinem Gewissen!“ Und stehenden Fußes ging er zu seinem Herbergvater und fragte, wo etwa Arbeit zu finden wäre. Er wollte für einen guten Rath sein Lebenlang dankbar seyn.

Darob lächelte der Wirth, ein ehrlicher Innsbrucker, der hinter einer mürrischen Miene ein seelengutes Gemüth verbarg, und erwiderte: „Hör', laß mich aus mit der Dankbarkeit. Diese ist gar nicht mehr auf der Welt. Schau: grad geht unter Deinem Fenster ein stolzer Herr vorbei und schnupft eben aus seiner goldnen Dose von dem spanischen Pulver in seine hochstehende Nase. Selbiger Herr hat vor Zeiten, da er ganz blutarm hier studirte, alle Mittwochen an meinem Tisch als Freikostgänger viele Knödel verzehrt; aber seit er ein vornehmer Kanzleiherr geworden, besteht er mich nicht mehr, und denkt bei sich: Was geht mich der alte Struzzer an, und wie sollt' ich ihn noch kennen? Das ist die Dankbarkeit der Welt für genossene Wohlthaten und Knödel. Darum nichts davon, Bintschgauer. Aber weil Du ein stiller, frommes Blut zu seyn scheinst“ — Oswald nieste unwillkürlich — „will ich Dir zur Arbeit verhelfen, sobald der Vater Philipp wieder bei mir ankehrt.“

Dieser Vater Philipp, ein Verwandter des an aller Dankbarkeit verzweifelnden Herbergvaters, war ein Servit, und zwar aus dem bei dem berühmten Wallfahrtsort

Waldrast bestehenden Kloster. Der ehrwürdige Vater hatte in seiner Jugendzeit die Kunst der Malerei als Liebhaber mit einigem Erfolg getrieben, galt für den vorzüglichsten Kunstverständigen seines Klosters, und war als solcher von seinen Obern beauftragt worden, zu Innsbruck einige Maler, Stuckadorn und Vergolder anzuwerben, indem die Kirche und das Ordenshaus zur Waldrast, Dank der Freigebigkeit des Landesfürsten und vornehmer Gönner, auf's glänzendste erneuert werden sollte. Nun waren die Bemühungen des Abgeordneten zwar auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen. Die vorzüglichern Künstler befanden sich zum Theil im Ausland, zum Theil waren sie mit anderweitigen einträglichen Arbeiten überhäuft. Mehrere andere verschmähten es, an dem einsam gelegenen Orte zu verweilen. Zugleich gebot die Zeit Eile, denn von der schönen, ähnlichen Arbeiten günstigen Jahreszeit war wenig mehr übrig, und dennoch sollte noch viel gethan werden. Dergestalt machte es sich, daß Vater Philipp, unvermögend, bedeutende Meister zu gewinnen, zu der Mittelmäßigkeit seine Zuflucht nehmen mußte, und auf Verwendung des alten Struzzers dem Ansuchen des Oswald ein günstiges Gehör schenkte.

Handel eins geworden, beschlossen Vater Philipp und sein neuangenommener Vergolder, die kurze Reise nach dem Kloster selbänder anzutreten. Die übrigen Kunsthandthierer waren schon voraus. Leichtern Herzens verließ Oswald die Stadt Innsbruck und getröstete sich der anstrengenden Arbeit, die seiner harrte und der segensreichen Folgen dieser körperlichen und geistigen Zerstreuung. Aber vom Fuß des Iselberges bis auf die Höhen des Schönbergs war bei ihm die Erinnerung an seinen Freund Seraphin, der durch jene Reviere seinen Jagdzug auf den bösen Buben Peter verfolgt hatte, und die Erinnerung war keine freudliche Jedoch, wo vom Schönberg rechts die Straße in's Stubaythal ein-

Biegt, und freundliche Landschaftsbilder den Wanderer zu umgeben beginnen, ließ die Qual des armen Schelmen nach, und er freute sich der Sonne und des duftigen Bergwalds und der noch frischgrünenden Thalsohle, des fernher blickenden Gletschereises, und ließ sich nicht irren das Gemurmel des im tiefen Einschnitt brausenden Ruzbachs. Das lustig gelegene Dorf Mieders, schon dazumal wie heute eine Sommerzuflucht von Brixnern und Innsbruckern, bot willkommene Erquickung, und den angenehmsten Anstieg zum Endziel der kleinen Reise, zur Waldraut. Bald jedoch hatten die Pilger den schattigen Wald im Rücken; über sumpfige Halben schlängelte sich ihr Weg, und näher und immer näher kamen sie der Einsamkeit des Klosters. Von neuem umklammerte eine Bangigkeit ohne gleichen das Herz des armen Oswald, als er des ansehnlichen Gebäudes ansichtig wurde, das in einer Wellung des Bodens zu den Füßen des Sonnensteins lag, dürftig nur geschützt vor dem gewaltigen Andrang der Bergstürme. Der Fichtenwald hatte einst den Boden des Klosters überwuchert, war jedoch zu dessen Herstellung beträchtlich ausgereutet worden, und kahl und mager bis zu dem Saume des übriggebliebenen Forstes, von schroffgespaltnen Felsspitzen umgeben erschien der Ort, von der Sonne nicht durchwärmt, vom Frühling niemals heimgesucht. - Oswald hätte weinen mögen inmitten dieser traurigen Dede.

Arme Hirten hatten vor vielen Jahren dort oben in einem hohlen Lerchenstamm ein Muttergottesbild gefunden, das wunderbar im Stamme selbst gewachsen zu seyn schien, das göttliche Kind im Arme, einen Apfel in der Hand. Die Finder hatten mit Art und Säge das Bild vom Stamm getrennt; ein dürftiger Holzhacker für dasselbe eine Kapelle aus dem Almosen, das fromme Tiroler ihm vertrauten, gestiftet, Wallfahrer und Opfer mangelten nicht. Erzherzog Sigmund begünstigte mit

Vergabungen den heiliggewordenen Berg; Erzherzog Leopold und seine Gemahlin Klaudia erbauten das Servitenkloster und steuerten es fürstlich aus. Die Gnade der irdischen Herrscher besitzt indessen nicht die Zauber-
gewalt, die eine rauhe Wildniß in ein sommerliches Paradies umzuwandeln vermöchte.

Die Wanderer hatten sich auf der Höhe, eine kurze Strecke vom Kloster entfernt, niedergelassen, um noch einmal auszurasen und der herrlichen Aussicht in's Stubaythal zu genießen. Sie gaben das letztere eigentlich nur vor, denn im Grunde beschäftigten sie sich mit andern Gedanken. Der Vater starrte trübselig in die Tiefe, und machte von Zeit zu Zeit mit dem Daumen der rechten Hand das Zeichen des Kreuzes auf seine rechte Schulter. Oswald betrachtete ihn aufmerksam von der Seite. Die mancherlei Wunderlichkeiten des ehrwürdigen Vaters waren ihm schon auf dem kurzen Wege, den er mit demselben zurückgelegt, sattfam aufgefallen. Es war etwas recht Unstütes in dem Benehmen des geistlichen Herrn: eine Scheu, die manchmal über ihn kam, als wie vor einem gefährlichen, ihm nur sichtbaren Feinde. Sehr häufig bewegte er — in dem Gespräch innehaltend — die Lippen, als ob er ein kurzes aber eifriges Gebet spräche; an einer Kirche vorübergehend zeichnete er Kreuz auf Kreuz auf seine Schulter; nicht selten machte er dabei eine abwehrende Bewegung und sagte ängstlich vor sich hin: „Gehst! gehst!“ wie man etwa ein Thier, das im Wege liegt, oder ein überlästiges Kind anzureden pflegt. Wollte er irgenwo in ein Haus treten, so berührte er selber niemals die Klinke der Thüren, und wartete lieber mit Geduld, bis eine andre Person sie ihm aufthat. Auch beim Weggehen beobachtete er dieselbe Zurückhaltung und paßte die Gelegenheit ab, bis ein Dritter die Thüre des Gemachs zufällig öffnete, worauf er hinauswischte, einem scheuen Gespenst nicht unähnlich. Wenn

ihm Frauensleute begegneten, die sich anschickten, ihm die Hand zu küssen, wie auf dem Lande bräuchlich, wendete er sich betroffen und unwillig ab, versteckte seine Hände in die Ärmel seiner Kutte, und förderte seinen Schritt, als entliefe er dem Feuer. — Diese Sonderbarkeiten würden zu einer andern Zeit dem lustigen Döswald Stoff genug zu heiterm Scherz gegeben haben; aber der betrübte Döswald betrachtete sie mit andern Augen. Wie nun Vater Philipp neben ihm saß, so müde und abgesspannt, so voll wie es schien, von innerlichen Sorgen, so gutmüthig und dennoch so finster, überlegte Döswald ein wenig und richtete den Blick links in die Luft empor. Als er somit der zerklüfteten Felsenpyramide des Sonnensteins ansichtig wurde — eben glitt dort oben ein kühner Bergsteiger umher, ein Schütz mit Schildhahnenfedern auf dem Hut, und die Federn glichen, je nachdem er sich drehte und wendete, zuweilen dem Gehörn eines unsaubern Abgründlings — fiel dem guten Döswald das Evangelium vom Versucher ein, der vom hohen Berge dem Sohn Gottes die Reiche der Welt zeigte; und Döswald kehrte sich entschlossen zum Vater und sagte: „Der Hochwürdige ist ohne Zweifel ein vielerfahrener, vielgeprüfter Herr, und ich frage ihn daher mit rathbedürftiger Bekümmerniß, ob es wohl möglich ist, daß der leidige Satan einen sterblichen Menschen holen könne, bevor der allmächtige Gott desselben Sterbstündlein angeordnet hat?“ — Der Servit drehte sich seinerseits, als ein gerade im angesprochenen Text Vielbewandelter zum Fragsteller, und erwiderte: „Das versteht sich, mein Sohn, und wir haben Beispiel und Exempel.“

„So, so?“ seufzte Döswald, von Herzen kleinmüthig. Und der Vater fuhr fort: „Da ist, damit ich nur Eins anführe, nach den gewissenhaftesten Berichten zu Schwarz vor Zeiten folgendes vorgefallen. Es war zur Zeit, da aus dem Reich das scheußliche Lutherthum seine Krallen in's Tirol zu strecken wagte. Die Knappen zu Schwarz

hatten dem Irrthum Thür und Angel geöffnet. Ein lutherischer Prädikant predigte auf offnem Ager zunächst der Pfarrkirche seine gotteslästerliche Kezerei, während ein hochwürdiger Franziskaner von München in der Kirche selbst den wahren Glauben verkündete. Die Knappen und das Volk zankten sich indessen. Die Einen behaupteten, der Barfüßer lüge in seinen Hals, die Andern schimpften den Prädikanten, wie billig, einen abtrünnigen Lasterer. Plötzlich rief ein Lutherischgesinnter: der Teufel solle ihn in's Steinjoch führen, gerade jetzt, bei lebend'gem Leibe, wenn der Prädikant nicht das wahre Evangelium predige. Was geschah auf diesen Frevel? Vor aller Augen riß der Teufel den Vermessenen hinweg in's Steinjoch, wo er, wie etwelche sagen, jämmerlich endete. Andere versichern hinwieder, er sey nach dreien Tagen wieder nach Schwaz gekommen, lebendig zwar aber gräßlich zugerichtet. Dem sey nun, wie ihm wolle: Wenn der Herr es zuläßt, so hat der Teufel Macht über diejenigen, die sich ihm gottloserweise selbst überantworten."

Oswald hing den Kopf und seine Unterlippe wurde bedeutend länger. „Der Hochwürdige gibt mir schlechten Trost," sagte er: „Ich bin ganz verzagt und hoffnungslos." — „Warum? wo fehlt's?" fragte Philipp mit großer Sorglichkeit. — „Ach, Herr Vater!" entgegnete Oswald, betrübt aufstehend: „die Sünde steckt in mir, wie der Nagel in der Wand, und mir kann wohl niemand auf Erden helfen." Somit ging er dem Kloster zu, und Philipp konnte vorderhand nichts Weiteres aus ihm bringen.

Da war nun allerdings eine ganz andere Heiterkeit bei der Gesellschaft, die zur selben Stunde, vor dem alten Mesmerhause im Freien sitzend, ihre Merende einnahm: drei Frauenzimmer, die als andächtige Wallfahrerinnen schon am Morgen von Nieders gekommen; zwei Männer,

die sich zufällig, von Matreß heraufsteigend, zu den andächtigen Frauen gefunden hatten. War die Begegnung auf dem heiligen Berge eine zufällige gewesen, so war doch die Bekanntschaft überhaupt bereits von älterm Datum. Die frohsinnige Vertraulichkeit der Fünfe, ihr Scherzen und Lachen berührte den guten Oswald, der bald, nachdem er von seinem Klosterquartier Besitz genommen, wieder in's Freie heraustraten war, nicht allzuangenehm. Die Trauernenden haben wenig Sinn für die Freude Anderer. Oswald würde auch jedenfalls der lustigen Gesellschaft schnöde den Rücken gefehrt haben, wenn er nicht — kaum gestand er sich's — von dem Antlitz eines Mädchens, das sich mit seiner Fröhlichkeit besonders hervorthat, angezogen gewesen wäre, ehe er sich dessen versah. Die Ältere der Frauenzimmer, ausgezeichnet durch ihre feine weiße Farbe und vornehmprunkende Sauberkeit, besaß noch Reste von bedeutender Schönheit; aber Oswald war kein Liebhaber von schönen Ueberresten; das neben der ältern sitzende Frauenbild — offenbar ein Mädchen, so jungferlich, wie Eine — war ein rosiger Engel mit goldnem Haar und lichten Augen, aber Oswald liebte mehr den dunkeln Brand von braunen Augen unter braunen Flechten, und die dritte der Wallfahrerinnen, eine derbe pralle Schönheit, bot ihm, was er liebte, im Ueberfluß. Darum saß er, mit seinen Blicken heimlich von ihren Reizen naschend nach Belieben, als wie an seine Bank geheftet, der Holzen gegenüber und lauschte dem unaufhaltsamen Fluß ihrer Rede, dem's nicht darauf ankam, durch welches Bett er strömte, wenn er nur überhaupt floß. Ihr Geschwätz, thalaufl, bergab dahinrennend, glich dem Schellenklingel einer muntern Schlittensfahrt, und die Verwandlung des schleppenden oberinntalschen Dialekts in den rastlos schlüpfenden Klang war ganz selten und wunderbarlich; und Augen und Kopf und Hände und Füße des Mädchens stimmten mit ihrer ewigen Müßigkeit vollkom-

men zur fleißigen Arbeit ihrer Lippen und Zunge. Das Thema war das alte und allbeliebte der Mädchen: das Heirathen. Die lustige Schwägerin beschloß ihre lange Rede mit den Worten:

„Und ich sag's halt, und ich laß' mir's nicht nehmen: Eine Jede, sobald sie die Christenlehre hinter sich hat, denkt an's Heirathen, wenn's nicht schon früher geschehen ist.“ Sie warf dabei einen muthwilligen Blick auf ihre blonde Nachbarin, deren Rosen heller erglühten. „Und so bin ich auch; ich mache mich nicht schlechter, aber auch nicht besser als ich bin. Ich gesteh's: käme heute Einer, und sagte: ich will Dich zur Ehe, und er schickte sich für mich, und ich könnt' ihn halbwegs leiden, und der Herr Vater und die Frau Mutter sprächen: „in Gottesnamen!“ ich ließe mich vom Fleck weg heirathen. Aber wie er mich alsdann hielte, so hätte er mich. Wäre er ein gutes Herz, so sollte er einen wahren Engel an mir gewonnen haben; wäre er jedoch ein Auech, so wollten wir schon sehen, wer am meisten sekkirt würde. Fried' und Streit — ich habe das alles in einem Sack. Der mich wollte, müßte sich das schon gesagt sehn lassen.“

Die Rednerin heftete plötzlich ihre umherschweifenden Augen fest auf den jüngern der beiden Männer, lächelte etwas böshaft und schwieg. Die ältere Begleiterin hob den Finger warnend: „Beverl, Beverl, ei Du Schnabel!“ — Die Blonde sagte: „Nun da haben wir's. Merken Sie was, Herr von Edelstein?“ — Der angeredete junge Mann versetzte: „'s war nicht so böß' gemeint, denke ich.“ Und der ältere Mann, der Vater des jungen, sprach lakonisch: „Varisari!“

Beverl hob wieder hixig an: „Die Tante soll entscheiden, ob ich Recht habe oder nicht; Dir, Martina, gesteh' ich kein Urtheil zu. Du bist verliebt, aber wie!

verliebt seit den Kinderschuhen, daher blind und taub. Nun, mir soll's recht seyn; ich habe nichts dagegen, aber ich bin halt ein Alltagskind, bin nie verliebt gewesen und werd's auch niemals seyn. Darum und ergo, wie der Schulmeister sagt"

Bei diesen Worten sah sie unverhofft den Oswald an, und sperrte ihre Augen weit auf, indem sie bemerkte, daß auch er mit weit aufgerissenen Augen sie und die ganze Gesellschaft betrachtete. — Der gute Bursche ahnte, daß er Leuten gegenüber, die mittelbar durch die Person seines Jugendfreundes mit seinem Leben in Beziehung gekommen waren. Genovefa flüsterte ihrer Nachbarn ein paar Worte in's Ohr, worauf der junge Herr von Idelstein entgegnete: „Was geht uns der fremde Mensch an? Wir sind unter uns, und was wir reden, darf die ganze Welt hören.“

„Ja freilich,“ bekräftigte die Tante. Ihr Gesicht verklärte sich, so daß die Züge der Wehmuth, die seit ein paar Jahren darauf feindselig Platz genommen, beinahe verwischt schienen. „Ist denn eine ehrliche Liebe eine Schande? Darf niemand erfahren, daß meine brave Martina ihren braven Seraphin so viel gern hat, daß sie ihn mit Sehnsucht erwartet, und sich der Zeit freut, da er einmal ihr Mann werden soll? Nein, Martina: Du sollst beileibe Dein Herz nicht ver mummen. Die Neigung zu einem wackern Menschen steht einem jungen Mädchen wohl an. Die Herren dürfen auch wissen, daß wir uns zur Wallfahrt hieher verlobt haben um von der heiligen Mutter für den Seraphin eine glückliche Heimkehr zu erslehen. Das gereicht uns nicht zur Unehre, keineswegs, und schöner hätten wir unsre Sommerfrische im Selrain nicht beschließen können.“

„Ach, er ist schon so lange fort;“ seufzte Martina, „und außer einem einzigen Briefe ist kein Buchstab von ihm in meine Hände gekommen.“

„Laß nur gut sehn,“ tröstete Beberl: „was gilt's, wir finden gute Post von ihm, wenn wir nach Hause kommen. Dein Vater wird Dich mit einem ellenlangen feinen Brief überraschen.“

„Gott geb's, Beberl; doch ist mir heut das Herz so schwer ich kann nicht sagen, wie so schwer!“

Dswald bligte von seiner Bank auf, und schnappte mit dem Munde, als wolle er alsobald die Gesellschaft anreden. Aber der Himmel weiß, was ihm eben so schnell wieder den Mund verschloß. Statt zu reden, ging er vom Plaze weg, und spazierte in einiger Entfernung herum, wie Einer, der mit sich selber rauft und streitet.

„Das ist ein G'streichter,“ äußerte Beberl, die ihn mit ihren Blicken hartnäckig verfolgte: „ein saubres Mannsbild; muß jedoch nicht bei Kopf sehn.“

„Hm,“ sprach der junge Edelstein dazwischen: „er ist vielleicht auch verliebt, der arme Narr, und das Herz ist ihm schwer, ach, gar so schwer!“

Martina kehrte sich verdrießlich von dem Spötter ab, und fragte die Lante mit den Augen: „Ist der Mensch grob, oder nicht, der adeliche Bauer?“ Beberl verfiel dagegen in Gedanken und forschte verstohlen unter ihren Wimpern hervor nach dem verspotteten Dswald.

„Jetzt geh'n wir!“ begann der wortkarge, breitgesichtige Vater Edelstein, dessen Tracht in der That, so wie die des Sohns, den adelichen Bauer verrieth. Er besaß nämlich ein Wirthshaus im Buserthal, ein paar Stunden von Brixen, betrieb es, seines Wappens ungeachtet, in eigener Person, und war, wenn schon grundehrlich, ein Musterbild von ungeschlachtetem Wesen und unzarter Scherzhastigkeit. Der Sohn sprach zwar mehr als der Vater, that jedoch, wie dieser, in Worten und Werken.

— „Jetzt geh'n wir,“ sagte also, und zwar zum zweitenmale, Vater Idelstein.

„Ei, wie wär's, wenn wir das noch ein bißel bleiben ließen?“ fragte die Tante schnippisch entgegen, denn ihrer jungfräulichen Würde Bewußtseyn rebellirte gegen den befehlshaberischen groben Ton des adelichen Gastwirths. Sie setzte gleichgültig hinzu: „Die Herren könnens halten, wie sie wollen; aber mich dünkt's hier eben noch recht fein, und das Nachtquartier im Dorf lauft uns nicht weg, sollt' ich meinen.“

Martina und Genovesa nickten der Tante, die recht aus ihrem Herzen sprach, den lebhaftesten Beifall, und dachten zu gleicher Zeit beide in ihrem Sinn: „Wir kommen ja noch zeitig genug mit den ungehobelten Pufferern unten in Mieders zusammen.“ — Die Herren von Idelstein waren indessen keineswegs gesonnen, selb-ander den Weg hinabzutrollen; sie fügten sich, ihren sonstigen Gewohnheiten zum Troß, für dießmal den Wünschen der Frauenzimmer, und wichen, wenn schon mit sauern Mienen, nicht von den Seiten der drei Mädchen. „Wir haben Zeit,“ sagte der Alte. — 's ist mir ein Ding,“ sagte der Junge, und blinzelte bald Tammerls Tochter, bald ihre Freundin mit muthwilligthuenden Augen an. Der gute ungeschlachte Bursche war nemlich auf der Brautschau; der einjülbige Vater führte ihn wie einen Bären im Land umher, damit er sehe und gesehen werde, und hatte sich bei seinen Freunden zu Lienz und Bruneck hoch und theuer vermessen, den Herrn Sohn binnen vier Wochen als einen alles Ernstes Verlobten und Versprochenen heimzubringen. Darum schmeckte — wie sie im Gebirge sagen — der junge Nepomuk an allen Rosen, die an seinem Wege blühten, versuchte überall ein gewinnend Wort, und übte sich im siegblickenden Augenspiel eines viel stolzen Herzenverschlingers.

Die red- und scherzfertige Genovesa merkte so etwas;

ſie rümpfte auf einmal das Näſſchen, ſchaute beſorgt auf ihr Mieder herab und fragte, als wie beſtürzt, die unbefangene Martina: „Was brenzelt denn da? brennt nicht etwa Dein Gewand oder das meinige?“ Auf Martina's lächelndes Verneinen ſetzte ſie hinzu: „Ich habe ſchon gemeint, der junge Herr hätte uns beide in Brand geſteckt. Eure Augen, junger Herr, flammen ja, wie Fackeln? Was habt Ihr mit uns vor?“

Nepomuk fühlte ſich äußerst geſchmeichelt. Er entgegnete ſchalkhaft: „Ich bin all mein Lebtag hübschen Dirnen gut geweſen, und könnte die Jungfer wohl leiden.“ Hierauf ſang er: „Gelt, Du Schwarzaugeti, gelt, für Dich tauget=i?“ — Weberl lachte hell auf: „Laſſe ſich der Herr Zeit!“ rief ſie: „er läuft Sturm wie ein Grenadier. Ein armes Weiberherzl kann die Gewalt nicht aushalten.“

Der alte Idelſtein ſchmauſte mit ſeinen Wateraugen den fecken Sohn völlig auf, und bequemte ſich zu ſagen: „Ein reſcher Kerl! fangt den Teufel im freien Feld!“ Ein hoher Lobſpruch auf Nepomuk's Herzhaftigkeit. Er verlangte, ſeinen Erſtgeborenen wie einen prangenden Leuchter auf den Scheffel zu ſtellen, darum ermutigte er ihn, den Frauen eins ſeiner Heldenſtückchen zum beſten zu geben: „Erzähl einmal, wie Du dem Krainer-Jörg den Schafbock abgerauft haſt.“ — Die Mädchen zwangen ſich, eine ernſt aufmerkſame Miene anzunehmen, und Nepomuk, der loſging wie eine Orgel, ſobald das Register gezogen und Wind in den Pfeifen, erzählte nach der Schnur:

„Da iſt“ — auf Jakobi hat ſich's gejäbrt — ein Oberſenn auf der Alm geweſen, den hat man Krain-Jörg geheißten, weil er dort hinter Kärenen*) zu Hauſe war, und der Jörg iſt ein Robler geweſen, den ſie gefürchtet

*) Kärnthén.

haben weit und breit. Der hat einmal zu seinigen Freunden und Brüdern gesagt: „Da hab' ich einen Schafbock, der gehört mein, hab' ihn selbst aufgezogen, und er ist stößig, wie ein Stier und rauft alle Bö...e zusammen. Jetzt möcht' ich aber gern wissen, wer der stärkste ist im Land, ich oder ein anderer, und auf St. Laurenzitag fordre ich alle Buben groß und klein heraus, und wenn der beste Hagmair aus Zillerthal käme, und wer mich niedervirft, soll den Bock haben.“ Gut, jetzt hab' ich das Ding vernommen; in unserm Wirthshaus ist's gewesen, am runden Tisch, und der Herr Pfarrer hat grad mit dem Herrn Vater taroggt; und ich sag', sag' ich: „Will's Gott, will ich den Krain-Jörg schon niederlegen auf den Wasen.“ Geh, laß's bleiben, sagt der Hochwürdige. „Geh, Muckerl, thu's,“ sagt der Vater, und ich bin wie halt immer sein gehorsamer Sohn gewesen. Jetzt kommt der St. Laurenzitag, und ich steh' auf, leg' mich fein roblerisch an, und geh' hinauf. Jetzt sind viele Leute droben gewesen zum Kirchengeh'n in der Kapelle und zum Zuschauen. Wie ich gerad' noch die Meß' erwische, steht da mitten unterm Volk der Krain-Jörg, als wie ein Baum, wie ein Unthier, wie ein Felsen, so breit und stößig, und hat ein rothes Gesicht, und wirft die Augen ganz verwegen hinüber und herüber; 's ist mir schier das Grausen angekommen, und hätt' ich mich nicht vor dem Vater geschämt, ich hätte die Sach' bleiben lassen, wie's der Hochwürdige gewünscht hat. Da betracht' ich den Senn von oben bis unten, und denk' mir: wie willst Du dem Kampel beikommen? Füß' wie ein Elephant, Pragen, daß man's mit der Elle ausmessen könnte, und haarig, wie ein Bär um und um! Der kann Steine heben! wo der hintritt, wächst auch kein Gras mehr!“ So ist's gegangen durch die Epistel und 's Evangelium, und bei'm Sanctus hab' ich noch nicht gewußt, wie ich's anfangen müßte, um dem Ends=

kerl Meister zu werden. Aber just bei der Wandlung, wie der Ministrant dem geistlichen Herrn das Messgewand aufgehoben und das Weihrauchpfandl brav gerührt hat, hab' ich das Plätzl ersehen, wo ich meinen schlimmen Christen anzugreifen hätte. Den Vorthail und das Plätzl sag' ich nun freilich nicht; aber ich hab' ihn nachgehends gut dabei derwischen, und auf die Erde niedergelegt, als ob er niemals unter Gottes freiem Himmel aufrecht gestanden hätte. Er ist wohl mit dem Hinterkopf auf einen Stein gefallen, und nicht unlängst darnach in's Spital gekommen und gestorben; aber der Schafbock war ehrlich verdient, und Gott hab' ihn selig, den Krain-Jörg nemlich. Jetzt fürcht' ich keinen mehr, und wär' er noch so lang und wampet. Da habt's die ganze Geschichte, ihr Jungfern."

Nepomuk blähte sich in stolzem Triumph. „Bist halt mein Blut!" sagte der Vater gerührt, aber die Mädchen schwiegen und sahen sich halbentsetzt an, denn ihr barmherziges Gemüth war tief erschüttert, und ihre Einbildungskraft malte ihnen den blutenden Jörg, wie er sich mit zerschelltem Kopf im Gras wälzte, gar erschrecklich vor die Füße hin. Tante Magdalene erhob sich von ihrem Sitze. „Geh'n wir," sagte sie jetzt, wie vordem der alte Idelstein. „Du zitterst, lieb's Tantl?" fragte Martina besorgt. „Mir ist der Tod über's Grab gelaufen," entgegnete die Tante: „es soll mir aber schon im Gehen wieder warm werden."

„Dummheiten, Weibersekten!" brummte seinerseits Vater Idelstein in den Bart, da er die Verstimmung der Jungfern bemerkte. „Alloh, Muckerl, abpaschen!" befahl er dem Sohn halb grimmig. — Die ganze Gesellschaft richtete sich zum Abmarsch.

Während Nepomuks Erzählung war indessen Oswald in einiger Entfernung wie eine Schildwache umhergewandelt, mit allerlei Seelenangst und Unschlüssigkeit sich

unterhaltend, und dann und wann seiner scharfen Augen Schützenkünste versuchend, um der holden Beverl holzengrad mitten in das rothe Herzchen zu schießen, das sie wohlberpanzert hinter'm Fischbeinmieder trug. Der Schritt eines Ansteigenden zerstreute jedoch den eifrigen Zieler. Er schaute zur Seite, und schaute noch einmal, und rieb sich die Augen, und der Herankommende war von Schritt zu Schritt immer mehr und zuverlässlicher Einer, den Oswald an diesem Orte und zu dieser Frist am allerwenigsten erwartet hätte, wenn er ihn schon mit Inbrunst herbeiwünschte aus fernem Lande. Mit einem Sage war Oswald bei dem Fremden, griff traulich nach dessen Händen, und rief vergnügt: „Gelobt sey Jesus Christus, und grüß Dich Gott, Freund Hepperger! Es geschieht ein Wunder, daß Du mir entgegenkommst in meinen Nöthen. Du glaubst nicht, wie Dein Andenken mich geplagt hat!“ — Worauf der andre, als ob er eiskaltes Wasser in's lodernde Feuer schüttete: „Was wollt Ihr denn? Wer seyd Ihr? Ich kenne Euch nicht.“ — Oswald gab sich dennoch nicht gefangen. „Du hast mein vergessen? nun, leicht möglich; 's wird schon seyn. Aber ich hab' mir Dein Gesicht gemerkt, denn schau': ich bin ein Maler, wenn schon kein gar rarer, und was meine Augen sehen, das halten sie fest wie ein Augsburger Stiegliz. Du kommst mir schon nicht aus.“ — „Ei was! Stiegliz hin, Stiegliz her; meintwegen ein Zeiserl noch obendrein. Ich versteh' nicht, was Du willst. Gib nen Fried, Du Narr, und laß mich meines Wegs geh'n.“ —

Oswald sperrte nun den Mund auf und stammelte: „Ich bin ganz fabig; ich fall' aus den Wolken. Weißt Du wohl, Hepperger, weißt Du noch . . . in Friedberg . . . in der goldnen Gans . . .? Wir haben uns geduzt, die halbe Nacht mit einander versessen . . . die Dukaten . . . weißt Du denn nicht mehr?“

Mürrisch, ja sogar grob stieß ihn der fremde junge Mann von sich, den Zudringlichen, und zürnte: „Mach Dich durch, Du z'nichter auffägiger Mensch, oder ich will Dir eine hölzerne Wurst auf's Kraut legen, und Dich mit gesalznen Faustknedeln traktiren! Friedberg... goldne Gans... Dukaten! was weiß ich davon? Kannst Dir einen andern Narren suchen. Verstehst mich?“

Seinen Wanderstab drohend schwingend, eilte der Fremde an Oswald vorüber, der seiner Drohungen zwar nicht achtete, aber die Hände faltete, und stieren Augs dem Zürnenden nachsah. „Aber kann's denn zwei Menschen in der Welt geben, als hätte sie eine Henne gelegt, als wären sie aus einem und demselben Brunnen getropft? — Er ist's aber doch, der Hepperger.... und doch ist er's wieder nicht.... und die Hand wollt ich mir abhacken lassen, daß er's doch ist.... und wiederum.... und nachgehends....“

Dem armen Kunsthandthierer versagte die Stimme, da er sehen mußte, wie mit einemmale die daherkommenden Jungfern dem mürrischen jungen Herrn mit freundlichen Gesichtern entgegentraten, ihm die Hände boten, und ganz vertraulich mit ihm thaten. „O weh! ein Verwandter von den Mädeln, oder ein guter Freund, oder gar ein Bräutigam....? o weh, wie wird meine Thorheit da zur Sprache kommen....! wie wird mich das Schwarzauge auslachen....? Wohin versteck' ich mich, um ihr Gespötte nicht zu hören?“ Mit diesen Gedanken und Aengsten im Kopfe, entfloh Oswald in's Kloster, und sah sich nicht nach der Gesellschaft um.

Der mürrische Fremdling sprach indessen, die Empfangskomplimente abwehrend, mit lächelnder Miene zu den Frauen: „Ich muß depreciren, wertheste Herrschaften, kann Ihre Abancen nicht toleriren, sintemal ich nicht derjenige bin, für den Sie mich halten. Mache freilich heut zum drittenmale das Experiment unfreiwil-

ligerweise, daß ich andern Leuten *sub jove* ähnlich sehe, — leider oder glücklicherweise, will ich dahingestellt seyn lassen; aber diesmal freut mich die Begegnung über die Maßen: einmal, weil ich das höfliche Frauenzimmer, *mundi ornamentum*, äußerst *venerire*; zweitens, weil ich schon weiß, wen ich vor mir habe, was mein Herz angenehm aufweckt; und drittens, weil ich Ihnen wenigstens nicht ganz fremd bin, da ich, wenn gleich nicht die Ehre, Dero brüderlicher Freund und Diener, aber dennoch diejenige habe, Ihr vetterlicher Verwandter zu seyn. Ich bin der Sohn des Joseph Tammerl von Innsbruck, Ihnen allen zu dienen."

Auf diese steife enttäuschende Rede des studirten Herrn Betters gestalteten sich freilich die Willkommengesichter der Frauen zu *reverentiösen!*, und des fremdthuenden Knixens war kein Ende. Doch setzte der brave Peter diesen körperlichen Staatsübungen ein Ziel. „Der Jungfer Base Prombergerin," sagte er, „und meiner artigen Cousine Martina Tammerlin küsse ich die Hände, und empfehle mich der andern Jungfer zu Gunst und Gnaden, und bitte allerseits, den bedauerlichen Zwiespalt, der meinen Vater von seinem Herrn Bruder getrennt hat, und welcher — *Deo favente* — hoffentlich baldigst sein Ziel und Ende in einer dauernden Eintracht finden wird, nicht auf mich übertragen zu wollen; um so weniger, als ich meinen beiden werthesten Verwandtinnen einen Gruß von meinem schätzbarsten Onkel zu überbringen habe. Ich begegnete ihm heute zufälligerweise in Nieders, und er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Anwesenheit zu vermelden, nebst seinem Wunsch, Sie *cittissime* zu sehen und zu sprechen."

„Der Schwager? der Vater? Herr Tammerl?" fragten Magdalene, Martina und Beverl verwundert. „Wie kommt er daher? Was ist vorgefallen? Wie sieht er aus? Was macht er? Was spricht er?"

Achselzuckend versetzte Peter: „Ich darf sagen, daß er nicht in der besten Laune zu seyn scheint. *Sicut leo rugiens*, als ein brüllender Leu in seinem Kasten, so geht er im Wirthshause auf und nieder, und zählt die Minuten, und ist stierig, wie ein türkischer Pascha. Hat er mich nicht in Schrecken und Alteration versetzt, da ich quasi wie ein unschuldiges Lamm bei ihm eintrat, dürstend nach einer Labung, und nicht nach Vorwürfen und harten Sermonen? Nun, ich will's ihm zu gut halten. Warum hab' ich auch das Gesicht seines leiblichen Sohns, mit dem er nicht gar wohl zufrieden ist, wie ich gemerkt habe? Hätte er mir umsonst entgegengeschrieen; „Bist Du's, Du Rabenkind? und was machst Du hier, Du unsaubrer Vogel?“ Zwar hat er bald seinen Irrthum eingesehen und inne gehalten mit seinem: *Vae victis!* aber viel Audienz war bei ihm dennoch nicht zu erlangen, so gern ich ihm die Hand gedrückt hätte, da ich ihn zum erstenmal in meinem Leben gesehen. Nur ließ er sich herbei, mir beim Scheiden aufzutragen, Sie, meine lieben Basen, eiligst hinunter zu schicken. Es sey Wichtiges im Lande ausgekommen.“

„Da ist der Schwester etwas zugestoßen!“ rief die Tante erschrocken. „Unglücksnachrichten vom Seraphin!“ jammerte Martina, und ihre lichten Augen trübten sich in Thränen. „Gewiß hat der Peter etwas angestellt!“ meinte die redselige Genovefa, die den Genannten nicht allzuwohl leiden mochte. — Josephs Sohn entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit, und schüttelte dann dem alten Idelstein, den er als einen Freund seines Vaters erkannte, zum Gruß die Hand.

„Sind just auf dem Weg nach Sprugg zu euch,“ sagte der Gastwirth. — „So? das freut mich.“ — „Hab' einen Sohn zu verheirathen; den Muckerl da. Wollen Deine Schwester ansehen.“ — „Biel Dank; doch mein'

ich, sie ist schon versprochen.“ — „Sm! 's wär' nicht gut; aber Gott schickt alles, und der Muckerl ist ein Baumausreißer, wenn er 'was haben will.“ — „Nun, meinetwegen; aber lieber wär' mir's schon, wenn Ihr ein gutes Wort sprächt, daß der Onkel und der Vater gut Freund würden.“ — „Wollen's schon machen. Kenn' alle beide.“

Das hatte seine Richtigkeit; dennoch war der Edelstein, trotz seiner Einsylbigkeit, von jeher, ab- und zu-gehend zu Imst und Innsbruck, einer derjenigen gewesen, die der Brüder Widerwillen und Zwist genährt hatten. Er besaß die Fertigkeit, zu hezen und zu klatschen, wenn gleich er kaum den Mund aufthat.

„Wird uns der Vetter in's Dorf begleiten?“ fragte die Tante, der ihr Neffe nicht mißfiel.

Peter schüttelte den Kopf. „Muß schon wieder depreciren. Ich will einen kleinen Gang durch's Land machen, wie vor Zeiten in der Vacanz. Ich habe den Mantel an den Nagel gehängt, mag nicht weiter studiren. Zur Handelschaft bin ich nicht geboren: nicht aus jedem Holz läßt sich ein Mercurius schnitzen. Dennoch will ich nicht ein Tagdieb seyn, sondern einem nützlichen Geschäft mich ergeben. Solches nun zu überlegen, und meine Reflexiones zu einem Ultimatum zu bringen, habe ich eine Wanderung von einigen Tagen für ein gutes Mittel ästimirt, und betrachte als ein gutes Omen und Prognosticon, daß ich dem lob- und liebenswerthen Frauenzimmer hier begegnet bin.“ —

Das Frauenzimmer verneigte sich. Edelstein schlug dem jungen Mann auf die Schulter: „Komm zu mir und lern' das Bauernhandwerk. Acker, Vieh und Alpenstrift nähren ihren Mann.“

„Wär' nicht aus,“ meinte Peter: „vielleicht fehr' ich bei Euch an.“ — „Und meine Fräulein Töchter sollen Dich wohl und gut aufnehmen,“ lachte Edelstein.

So trennte sich Peter von der Gesellschaft, die nach Nieders hinunterstieg. Die Frauen gingen schnell voraus über die Halde, durch den Wald. Idelstein blieb mit seinem Sohne etwas hinter ihnen zurück, und sagte, wohlzugemessene Pausen machend, um seine Zunge nicht über Gebühr anzustrengen: „Was ich sagen will, Muckerl: — — — ein Weibsbild ist wie das andere; — — — wenn sie nur Geld haben. — — — Wenn's mit der Pauline nichts ist“ — — — hier schwieg der Alte wohl zehn Minuten lang und maß das Stubayathal mit seinen Blicken auf und ab — — — „so wird's doch mit der Martina 'was sehn; — — — Bettelbub' — — — Dummheit! kein Hochzeiter für sie — — — Kraxentrager — — — 's muß 'was mit ihm geschehen sehn — — — desto besser; werden's hören — — — verstanden?“

„Ja wohl,“ entgegnete der Sohn: „aber die Weverl wär' mir schon lieber.“ — „Dummheit wiederum. Keine Schwarze — — nimm eine gelbhaarige — — rind seiner zu haben im Haus — folgen besser — — Herr im Haus sehn, Punktum.“

Zweites Kapitel.

D'Freud' ist so g'schamig
Und ist flugs dahin,
Wie ein Bissen, schön pflaumig
Wann ich hungerig bin.

Aber's Leid ist ein Brocken,
Und wenn ihn Eins schluckt,
Liegt er drinn, wie ein Stocken
Und zwickt ein'n und druckt.

D'Freud ist ein Vogerl,
Singt, wann's Niemand hört,
Aber mitten auf 'n Platz
Stellt sich's Leid hin und plärrt.

D'Freud guckt aus den Augen
Verstohlen herfür,
Aber 's Leid richt't sich ein
's ganze G'sicht zum Quartier.

D'Freud färbt ein'm die Wangen
Schön rosenfarb roth.
Aber 's Leid druckt ein'm 's Herz ab,
Und würgt ein'n zu tobt.

D'Freud g'hört für 'n Himmel,
Man kennt ihm 's gleich an,
Aber 's Leid g'hört für da her,
Sonst wollt' Niemand davon.

Nach Stelzhammers Lied im Dialekt des Junkerkreises.

Der König Herodes soll erschrecklich grimmig gewesen sehn, als er seine Kindermord-Ordonnanz unterschrieb; aber sein Grimm ist gewiß nicht zu vergleichen der Erzwuth, von welcher Herr Tammerl, der friedliche

Imsterbürger, der gelassene Hausvater beseelt war, da er zu Nieders im Gasthause hin- und herlief, wie ein Feuerbrand oder ein Meteor durch die Luft fährt. Brummend, seufzend, knirschend, spukend war er für alle Welt, die ihm verwundert zuschaute, ein Schreckniß. „Ist das nicht, um Federn zu kriegen am ganzen Leibe?“ fragte er sich selber oft und setzte dann hinzu: „'s wär' auch besser, unter diesen Umständen ein Vogel zu seyn, als ein ehrlicher Mensch.“ — Er lachte zornig auf bei diesen Worten und schaute verlegen um sich. Zum Glück war gerade Niemand um die Wege; man hatte den knurrigen Menschen mit den vier Wänden allein gelassen.

„Gottlob, daß es niemand gehört hat,“ fuhr er fort, bitter schmunzelnd: „Ich bin ein ehrlicher Mensch? Pfui Dich an, Tammerl. Die Leute sagen, und die Meinige behauptet, es schappire mir hie und da ein kleiner Schwank, der nicht ganz wahr sey. Ich will nicht behaupten, daß die Leute und Frau Marianne Recht haben, aber in meinem Leben kann mir nicht eine größere Lüge ausgekommen seyn, als die ich jetzt ausgesprochen. Ich ein ehrlicher Mensch? Ja, Schnecken. Ein Lump, ein z'nichter Hausvater, ein Dieb und Landstreicher bin ich. Daß nur endlich einmal die trägen Weiberleut' daherkämen! daß ich's so von Lung' und Leber herausfagen könnte, was mich drückt! Heda, schnattert es nicht draußen als wie aus Gänsechnäbeln? Zirpt und zwischert es nicht, als ob ein Schwarm von Vögeln auf den Buhin stieße? Die Weiberleut' müssen's seyn, ich sag's, und ich kenn' mich mit ihnen aus.“

Sie waren's auch, die Weiber, die im Doppelschritt eintraten und mit dem Sturm der Freude, der Ueberraschung und der ängstlichen Sorge den unverhofften Ankömmling umgaben. Da lautete es durcheinander: „Liebster Schwager, um Gotteswillen!“ „Glückliche Ankunft, Herr Tammerl!“ — „Was hat's denn gegeben, Herr

Vater?" Der alte Idelstein streckte zwischen den Köpfen Magdalenens und Martina's, die den Tammerl herzten, seine breite Rechte durch, und rief mit seiner Donnerstimme: „Auch da!“

Tammerl erwehrte sich kaum seiner Freunde, puhstete, wedelte mit dem Sacktuch, stellte sich auf die Behen und stöhnte: „Genug, und noch einmal genug. Sehd alle-sammt willkommen, und macht die Thüre zu. Keine fremde Maus darf hören, was ich euch zu sagen habe. Idelstein, Er ist mein guter Freund, sein Muckerl wird auch das Maul halten. Die Fenster zu, damit nicht einmal der Spaz, der vorbeifliegt, mein Herzeleid höre; er wäre kapabel, es von allen Dächern zu singen.“

„Du liebe Frau! was hat's denn gegeben?“ fragte Magdalena auf's Dringendste. Martina war blaß geworden bis in den Mund. — „Seitdem unser liebes Smst eine Stadt geworden ist — unsre Voreltern können's nicht verantworten, daß sie des höchstseligen Herzogs Meinhard Gnade elendigerweise vernachlässigt haben — seitdem hat sich dort kein Unglück begeben, das dem meinigen gleich käme.“ versetzte der gebeugte Tammerl.

„Ist die Frau Martha mit Tod abgegangen?“ rief Genovefa: „die brave Frau sah so gelb aus?“ — „Oder etwa die Schwester Marianne?“ fügte die Tante hinzu. „Oder Seraphin?“ schrie Martina auf.

Tammerl gerieth in einen gesteigerten Desperationsparoxismus: „Es hat sich wohl!“ zürnte er: „da marthelt, da mariannt, da seraphinelt sich nichts. Du lieber Gott!“

Eine himmlische Beruhigung lagerte sich auf die weiblichen Angesichter. Tammerl, der seine Aufwallung bereute: riß Martina an sein Herz, und sprach wehmüthig: „Komm her, mein Kind, mein Dirnl, mein Madl; verzeih' mir, daß ich Dich angefahren habe, wie der Jud' das unreine Thier. Komm her, denn Du bist

mein alleiniger Trost, mein alleiniger Stecken und Stab. Ich hab's ja Deiner Mutter zehntausendmal gesagt, daß Du ein Engerl bist, ein lieb's Narrl, ein gutes Schaf allezeit, und daß der — Gott verzeih' mir's — daß der höllische Peterl nichts taugt. Nun siehst Du's: nun ist's eingetroffen; der Peterl ist ein schlechter Kerl, ist ein Dieb geworden, ist seinem Lehrherrn zu Feldkirch mit hundert Dukaten, die er für ihn draußen im Reich — in Kaufbeuern — hat erheben sollen, durchgegangen; er hat meinen ehrlichen Namen an den Galgen genagelt, und ich sterbe vor Verdruß, wenn ich den gottlosen Schliffel nicht bald beim Schopf derwischen, und beuteln kann, bis ihm Hören und Sehen vergeht."

Erschöpft von dem herben Geständniß und niedergeworfen von seiner Betrübniß, sank Tammerl auf die Fensterbank und verhüllte sich das Angesicht. Es blieb stille um ihn her. Magdalene, die von Allen am besten begriff, was ein Vaterherz unter solcher Kränkung leiden mochte, war bis zum Stummwerden bestürzt. Martina sandte dagegen ein stilles Lobgebet zum Himmel, weil ihren Seraphin kein Unheil betroffen, und Genovefa, die ihren Haß gegen den schlimmen Peterl so glänzend gerechtfertigt sah, äußerte trocken, so zu sagen, befriedigt: „Ich hab's ja gesagt: der Böswicht wird 'was angerichtet haben. Ja, der war schon lang fertig bis auf's Reimen."

„Bis auf's Reimen!“ hob Tammerl an, neuerdings wild werdend: „wer sagt das, leichtsinniger Schnabel? Kannst Du niemals Fried geben, Du vorlautes Besperglöckl? hat der Bub' etwa schlechte Beispiele im Vaterhause vor Augen gehabt? War ich nicht immer rechtschaffen und sanftmüthig mit ihm? Ist seine Mutter nicht ganz in ihn vernarrt gewesen? Haben wir ihm je etwas an Speis' und Trank abgehen lassen, und an christlichen

Lehren? Bis auf's Leimen! Ach, Martina, die Mutter hättest Du sehen sollen, als der traurige Brief vom Feldkircher ankam. Sie hat's anfänglich gar nicht glauben wollen, hat geschworen, es sey absolut unmöglich, daß der Peterl sich bis zum Diebstahl vergessen. Endlich hat sie sich resolvirt, und ist selbst hinausgereist, um zu hören, wie die verzweifelte Sache eigentlich steht. So Gott will, soll uns wohl die Schande einer Ausschreibung, eines Steckbriefs erspart werden; denn hätt' ich auf der Welt nichts als die unglücklichen hundert Dukaten, die den Peterl verlockt haben, müßte ich Dein Heirathsgut, liebste Martina, drauf geh'n lassen — ich gäbe Alles hin, um den Buben und uns vor Schande zu retten.“ —

„Das versteht sich,“ entgegnete Martina lebhaft: „aber wo ist denn der Bruder jetzt? Wo steckt er, das nichtsnutzige Lüch!“

„Nichtsnutzig? das heißt nicht liebevoll und nicht christlich geredet, Martina,“ seufzte kopfschüttelnd der bekümmerte Vater: „die Verführung der Welt ist groß; der Versucher ruht nimmer; der heilige Augustin ist in seinen jungen Jahren auch leichtfertig gewesen. Urtheile nicht zu hart, Martina. Aber — wo er ist? wo er sich aufhält? Ja, Du mein Erlöser! frage die Lerche, wohin sie steigt, wenn sie Vater und Mutter verläßt? frage den Raben, wohin er fliegt, wenn er den silbernen Löffel gestohlen hat! — Ich hab' nicht unterlassen, was an mir war. Des Wachslers Sohn zu Innsbruck ist mir eingefallen. Schon einmal hat sein böses Exempel den guten Sitten des Peterl einen Stoß gegeben. Ich hab' mir eingebildet, der Bub' könne nur zu des Wachslers Sohn gelaufen seyn; bin nach Innsbruck gefahren, wo mich immer die Galle überläuft, denn ich kann den Ort nicht schmecken; hab' mich erkundigt, und was hab' ich hören müssen? Des Wachslers Sohn ist ein braver Mensch geworden, und hat tüchtig auf den Peterl geschimpft, als

ob der ihn vor Zeiten zu allerlei verführt hätte. Welch ein Spott auf mich! Zum Glück hab' ich nicht gesagt, warum ich dem Peterl nachfrage, aber ich hab' mich durchgemacht, ein Canari kann nicht geschwinder seyn, wenn ihm das Häusl aufgemacht wird. Ein Glück noch obendrein, daß ich den Peterl nicht getroffen habe. Ich hätte ihn behandeln mögen, wie der moskovitische Kaiser seinen leiblichen Sohn behandelt hat. Ich bin giftig gewesen, recht auf russisch giftig, toll und blind vor Zorn. Da hab' ich mich erinnert, daß Ihr vom Selrain eine Wallfahrt habt machen wollen. Die Tante hatte mir's geschrieben. Euch abzuholen und mein Leid zu klagen, deßwegen bin ich da."

Die Tante ermahnte mit Salbung: „Es gibt viel Kummerniß in der Welt. Wir müssen sie mit Geduld ertragen und dem Herrn aufopfern. Vielleicht wird er's mit dem Peterl erst noch wohl machen, lieber Schwager.“

„Hoffen wir's, hoffen wir's,“ bekräftigte Tammerl, dessen Muth wieder stieg: „Der Bub' ist im Grund doch nicht so gar böß; es ist nicht aus mit ihm. Wißt's, was ihn verdorben hat? Einmal die verdammte Innsbrucker Luft; dort kann nichts gedeihen, als der Türken, und der wird aufgezoogen vom höllischen warmen Wind, der aus dem glühigen Pfuhl der afrikanischen Wüsten, aus dem Fegfeuer auf Erden herausbläst wie ein Narr. Nachgehends hat ihn die Fremde verdorben, den Peterl. Alle Redlichkeit ist halt innerhalb unsrer Berge, und die ausländischen Schwaben taugen alle mitsammen nichts. Was hat der Peter draußen lernen können, als schlechtes Zeug? 's ist ein Fehler gewesen, daß ich ihn hinausgeschickt habe. Im Land bleiben, das ist die Hauptsache. Und hätt' ich ihn nur wieder, den verlorne Sohn, und wär' nur die Schand' schon vergessen! Ich wollte mehr thun, als der Vater im Evangelium; ich wollt' einen Ochsen schlachten lassen, den schwersten obendrein; aber fest wollt' ich den

Buben halten und zulucken wie eine kostbare Nachtigall, und picken müßt' er mir bleiben, und wenn ihn der Satanas selber an den Füßen zöge "

„Wenn das Frücht'l heimkommt, geb' Er mir's zum Aufziehen,“ sagte der alte Edelstein, im Bewußtseyn seiner gewichtigen Haus-Autorität.

„Es soll gelten,“ entgegnete Tammerl aufgeheitert: „Thu' Er ihn dann auf gut pusterisch traktiren, so kann noch 'was aus dem Himmel werden. — Jetzt aber ist's spät. Morgen früh reisen wir heim, ihr Weiberleut; heut jedoch wollen wir nach Blindheim auf'n Federmarkt geh'n, wie die Bayern sagen. Ich bin wie gerädert, und die Augen fallen mir zu, wenn ich schon haushoch Verdruß und Kummer auf mir habe.“ — — —

Während nun der mit haushohem Jammer belastete Vogelhändler schnarchte, daß er für jeden etwa vorbeiziehenden nächtlichen Wanderer das stille Gasthaus zu Nieders in eine nimmerruhende Sägemühle verwandelte, lag auch hoch oben im Waldraster-Kloster Einer, den der Schlaf floh, der sich unruhig hin und herwälzte auf dem harten Lager, und mit Empfindungen kämpfte, die er Zeit seines Lebens noch nicht verspürt hatte. Der gute Oswald war's. Sein Herz pochte, sein Blut war in Aufruhr, ein Fieber ganz besonderer Art peitschte ihn mit Brennesseln. Zehnmal stand er auf, um in seiner schmalen Zelle auf- und abzulaufen; zehnmal wieder rollte er sich in die Decke und legte sein Haupt auf das Strohkissen, in der Meinung, es werde der Friede der Nacht über ihn kommen. Alles war vergeblich. Mit bang aufathmender Brust begrüßte er endlich die erste Tageshelle, vor deren Glanz die Gespenster Reißaus nehmen, und eine leise Hoffnung, Beruhigung zu finden, that ihm wohl. Nur für eine kurze Frist indessen. Er suchte sich umsonst zu zerstreuen, indem er seinen Wanderack auspackte, sein Kunstgeräthe auseinanderlegte, und sich seine Arbeitsverpflichtungen in's Gedächtniß rief. Alles

ging ihm verkehrt von der Hand. Seine Gedanken waren draußen in der Welt, und das Haus, worinnen er sich befand, drückte auf sein Gehirn und seine Lunge. Um die letztere in einige Thätigkeit zu versetzen, brummte er ein Lied. Wie aber gewöhnlich bei solchen Bestrebungen und etwas und gerade just nur dasjenige beifällt, das die Wunden, an denen wir leiden, erst recht salzt und pfeffert, so erinnerte sich auch Oswald nur eines Gesangs, das ihm zu Augsburg sein Nebengesell Wenzel, ein Böhme aus dem Erzgebirge, häufig in die Ohren geduldet hatte:

„Es schmeckt mir kein Essen,
Es schmeckt mir kein Trinken,
Und wenn ich soll arbeit'n,
Da möcht' ich versinken,
Und kann ich mein Trutscherl
Nicht bald wieder seh'n,
So muß ich vergeh'n!“

„Nun, was ist's denn weiter?“ unterbrach sich Oswald, und warf Pinsel und Leimstreicher und Schabmesser durcheinander: „Ich bin halt wieder einmal verliebt; . . . 's ist mir schon oft passirt . . . wird schon wieder vergehen.“ — Indessen flüsterte ihm eine heimliche Stimme zu: „Das ist erlogen; diesmal vergeht Dir's nimmer.“

Und in einem Nu hatte Oswald überschaut, wie unendlich verschieden von seinen frühern Liebeswallungen das Gefühl sey, das sich ihm gestern schnell, als wär's eine ansteckende Pest, mitgetheilt hatte. Die Bockelhaubensmacherin und ihresgleichen hatte er in der nächstbesten lustigen Gesellschaft bald wieder vergessen; jetzt aber saß ihm ein stahlscharfer Wiederhaken mitten im Herzen, und er konnte seinen Schmerz, der allerdings auch eine gewisse Lust und Freudigkeit mit sich führte, nicht einen Augenblick verwinden. Zudem, wenn er bedachte, daß die schnellredende Zauberin, die ihn berückt, schon wieder in weiter

Ferne schweifte, und keine vernünftige Hoffnung, sie wiederzusehen, zu fassen war, ließ er fahren dahin jedwede Freudigkeit und Lust, und ergab sich der trostlosen Todesahnung der Verliebten. Darum setzte er Wenzels Lied fort, weil es, wie sein Gemüth, immer trauriger wurde:

„Und wenn ich gestorben,
 Laß ich mich begraben,
 Ich laß' mir vom Tischler
 Zwei Bretter abschaben — —
 Ich laß' mir drei feurige
 Herzen drauf malen,
 Ich kann ihm's bezahlen.“

Die leichtsinnige Natur des Sängers schlug nach einer kurzen Pause, die er gemacht, durch. Er schämte sich seiner Wehmuth und verspottete seine Todesgedanken: „Wär' mir nichts lieber, als sterben für die Person, die mich vielleicht grad jezo auslacht, wie nicht gescheit, weil . . .! auweh, daß mir wieder die Dukatengeschichte einfallen muß, und der kohlschwarze Krampus, und die schreckliche Weise, auf welche ich mich an dem armen Freund Seraphin versündigt habe, wie am lieben Gott selber! Wenn ich all die Noth bedenke, die so viel schwer auf meinem meineidigen Schädel aufgestößelt ist, schwerer als eine Fuhre Eichenholz, so möcht' ich mir allerdings lieber ein seliges End' wünschen, als ein langes Leben voll Höllenfurcht und eine Liebshaft ohne alle Aussicht! Ha, warum bin ich auch ein Kerl, der ein Herz von Butter und daneben Augen hat, die ihn verkuppeln, ehe er die Hand umkehrt! Und ich spür's, ich spür's: ich mag thun, was ich will, die schwarze Beverl reiß' ich mir einmal nicht mehr aus der Seele, und wenn gleich mein Verstand mir sagt, ich sey ein Narr, dennoch könnt' ich hinwerden aus lauterer Sehnsucht! Pfui! was ist aus mir geworden! steh' ich nicht da, wie Sankt Ness im Krautgarten, den die Buben mit der Pelzhauben derwerfen wollen?“

Mit sich selber zürnend, warf Oswald seinen Farbkasten in den Winkel, seine Palette vom Tisch auf den Fensterbalken, stampfte ungeduldig mit den Füßen den Takt obigen Liedchens und sang, seiner Eitelkeit zur Verhöhnung, wie ein Spottvogel die letzte Strophe:

„Nun laß' ich mir anstimmen
Den Lobtengesang:
Da liegt nun der Esel
Der Länge, der lang,
Der immer gesteckt hat
In Liebesbeschwerden,
Zur Erden, zur Erden
Muß er jetzt werden!“

Der geplagte Walt setzte dem Lied als Coda ein bitteres Gelächter an, daß die Fensterscheiben klirrten. Vor der Zellentüre hustete hierauf Jemand ganz bescheiden, aber vernehmlich. „Hoi!“ fing Oswald an: „Gibt's auch im Kloster Horcher an der Wand?“ — Das Husten wiederholte sich; eine kleine Weile darnach klöpfelte ein diskreter Finger an die Thüre. „Nur herein!“ rief der Maler. — Übermaliges Klöpfeln. Obgleich heller Tag war, überlief den Maler ein Grausen. „Wenn der Böse draußen stände!“ tuschelte ihm das unsaubre Gewissen zu. Aber der vernünftigeren Mannsmuth gewann in dem Zaudernden alsobald die Oberhand. Er ging, zu öffnen, und hereintrat, statt des Bösen, ein grundehrlicher Geist, der Pater Philipp. Nach seiner Gewohnheit hatte der Mönch nicht gewagt, die Klinke der Thüre anzurühren.

„Mein lieber Sohn,“ sagte er mit herzugewinnender Besorgniß, „die Geschichte, die Du mir gestern vor dem Schlafengehen erzählt hast, ist mir nicht aus dem Kopfe gewichen. Ich habe hin und hergesonnen, wie Deinem verletzten Gewissen beizuspringen, und der Zorn des Höchsten, den Du allerdings grob verschuldet, zu besänftigen

seyen möchte. Ich habe außer der nöthigen Buße am Altare nur ein Mittel, das probateste, gefunden.“

„O, sagen Sie mir's geschwind, das Mittel, Hochwürdiger;“ antwortete Oswald, gleichsam neu auflebend.

„Du mußt das unrecht erworbene Gut, wenn es noch in Deinen Händen, dem Eigenthümer wieder zurückstellen.“

„Ei, das möcht' ich wohl, aber“

Der Servit unterbrach ihn sanft: „Du mußt es, auch wenn Du nur mehr einen Theil des so vermessen eroberten Guts noch besähest, mit dem unerschütterlichen Vorsatz, den Rest, je nachdem Du durch sauern Schweiß ihn zusammenbringen wirst, ebenfalls mit der Zeit dem billigen Ersatz hinzuzufügen.“

„Den Vorsatz würd' ich gern fassen und ausführen; auch mangelt wenig an der Summe; indessen weiß ich nicht“

Mit einer gewissen Herzensangst fuhr der Vater fort: „Geschwinde, geschwinde muß es geschehen, denn der Drache des Abgrunds hat Macht über Dich, so lang noch ein Stück des Unglücksgeldes in Deinem Besiß bleibt. Die Restitution vor allem, alsdann eine reumüthige Bitte um Vergebung zum Himmel, alsdann die gnadenreiche Buße, endlich die Absolution.“

„Sie schließen wahrhaftig den blauen Himmel vor mir auf, hochwürdiger Vater; aber wie kann ich das Gut zurückstellen, wenn ich seinen Eigenthümer nicht ausfindig machen kann? Ich hab' Ihnen erzählt, wie ich schon gestern die Hoffnung hatte, meine Hände zu reinigen, und wie ich mich in dem Menschen betrog, und wie mir's mit ihm ergangen ist.“ —

„So lege es auf den Altar, oder in den Almosenkasten, das Sündengeld, oder — weißt Du was? gib es in meine Verwahrung. Wenn je der rechtmäßige Besitzer an den Tag käme, es wär' ihm unverloren. Die gottgefällige Absicht, die ich habe, indem ich mich mit dem Rammon

belade, wird doch, so der Herr will, die Schreckenspein, so Du selber herausgefördert, aufhalten, und die Krallen der Hölle von Dir abwenden, denke ich."

"Mein Gott, ja das soll gleich geschehen," rief Dswald, und packte geschwinde den Beutel aus, worinnen die kaiserlichen und holländischen Völker, die ungarischen und polnischen Reiter friedlich beisammen lagen. Der Mönch machte ihn die Dukaten überzählen; er selber rührte kein Stück davon an; er versiegelte dann den Beutel und schob ihn seufzend in seinen Ärmel: „Um solchen Mist," murmelte er, „geht so manche brave Seele zum höllischen Pfuhl, daß Gott erbarm!" — Sodann fragte er den Maler: „Wie nanntest Du den Menschen, dem Du den Quarz abgenommen?"

"Um, er gab sich für einen Peter . . ." — „Sein Schreibname?" — „Hepperger, Peter Hepperger, ein junger Mann mit einem Gesicht, das man nicht so leicht vergißt . . ."

Der Mönch schrieb die angegebenen Namen auf einen Zettel und steckte denselben zu dem Beutel. „Ich werde Erkundigung einziehen . . ." sagte er. — Indessen war Dswalds Gedächtniß wieder mit dem Fremden beschäftigt, den er gestern so unziemlich angeredet hatte, und mit neu erregten Zweifeln in der Brust sprach er: „'s ist doch wunderbar; die Aehnlichkeit des fremden jungen Herrn mit meinem Friedberger, der aber auch ein Tiroler war, ist so groß . . . es macht mich ganz damisch, nur daran zu denken . . ."

Pater Philipp lächelte. „Nun, solcher Wunderlichkeiten gibt's auf Erden genug. Sind mir auch schon vorgekommen. Es ist, als ob solche an sich ganz verschiedene Menschen aus einem und demselben Model gekommen wären . . ., sonderbarer ist es, daß der Mann von gestern sich ebenfalls Peter schreibt . . ."

„Was? Sie haben ihn gesehen? Sie kennen ihn?"

„Nicht ich: der Pförtner hat mir heute geschwätzt gesagt, daß derjenige an der Klosterthüre angekehrt sey, um nach dem Pater Cassian zu fragen, der jedoch zufällig in Geschäften abwesend. Bei der Gelegenheit hat der Fremde seinen Namen genannt, indem er einen Gruß an den Pater hinterlassen. Er ist der Sohn eines zu Innsbruck wohnenden, viel verlästerten Kaufmanns, der aber in der Stille so viel Gutes thut, wie nicht häufig die andächtigsten Kirchgänger. Joseph Tammerl heißt der Mann, und sein Sohn Peter war es, den Du gestern gesehen und gesprochen.“

Döswald stand wie verdukt vor dem Priester. Plötzlich klatschte er in die Hände, erhob die Augen, leuchtend, als hätte sie ein Blitz durchschwirrt, und schrie: „Hochwürdiger, jetzt ist mir ein Deuter von oben gekommen. Jetzt darf man mir nicht mehr mit dem Holzschlegel winken....; ja wohl! hat mir nicht der Seraphin von den zwei Petern erzählt....? ich will verschossen werden, wenn mein Peter nicht der Tammerlpeter von Imst ist. Jetzt hab' ich meinen Mann, Hochwürdiger, o gewiß hab' ich ihn. Das Geld gehört nach Imst, und auch ich gehöre hin; o ich Dalk, daß ich nicht früher daran dachte!“

„Was ist denn?“ fragte Philipp: „mein Sohn, Du redest ab!“

„Warum nicht gar?“ erwiderte Döswald und tanzte, so viel der Raum der engen Zelle es erlaubte, hin und her, so daß der Pater ihm kaum ausweichen mochte: „Der Tammerlbub' ist verlogen, ist z'nicht.... gewiß hat er sich und einen leichtfertigen Streich hinter einen fremden Namen versteckt... o gewiß, ich hab' ihn schon. Gebt's mir nur jetzt das Sacl, Hochwürdiger. Ich will's fein geschwind nacher Imst tragen, und zu Imst werd' ich alles finden, auch die Beverl, die Schwarzaugete, und Gott selber hat mir jetzt den rechten Weg angezeigt.“

„Du bist von Sinnen, mein Sohn,“ versetzte der Servit verschämt: „Du mengst da den allerheiligsten Na-

men des Herrn mit allerlei sündigen Gelüsten und leichtsinnigem Volk zusammen; das taugt nicht, das ist nicht brav. Zudem denke an die Arbeit, die Du in unsrer Kirche zu vollenden Dich anheischig gemacht hast. Der Dienst des Herrn geht vor allem und kann Dir nicht erlassen werden. Arbeite daher, bete und büße; dann, wenn Du ruhiger geworden, reden wir etwa mehr von der bösen Angelegenheit."

"Ach, Hochwürdiger!" rief Oswald beinahe weinerlich: „bedenken Sie doch nur, daß ich zu Grunde gehen, daß ich sterben muß, wenn ich noch ein paar Monate hier verweilen soll. Die Beverl... ach mein Gott, Sie kennen sie nicht, Sie haben einen Ekel vor den Weiberleuten, und Sie haben Recht, denn Sie sind ein Klosterherr; aber was kann ich dafür, wenn das liebe Aßl mir gar nicht Ruhe läßt, und, wenn ich mich hier versetze, wird nicht ein Anderer kommen, der das Wunderthierl grad vom Fleck weg heirathet?"

"Du bist ein Unsinniger," sagte Pater Philipp hastig, streng und ängstlich zugleich: „Mach' mir die Thüre auf. In Deiner Nähe stinkt es nach Pech und Schwefel. Laß' mich aus und komme zu bessern christlichen Gedanken. Ich darf Dein freches Geschwätz nicht anhören. Mach' auf, sage ich."

Oswald gehorchte allerdings dem bestimmten Befehl, und der Pater entwischte der Zelle, als ob er dem Satan mit genauer Noth entginge. Der Maler versiel nach seiner Entfernung in ein dumpfes Hinbrüten, aus dem er nur erwachte, als die Ehrlichkeit seines Gemüths ihn herb und unbarmherzig an seine Pflichten erinnerte. „Freilich," sagte er dann, dieser Ehrlichkeit gehorsamend, zu sich selber: „freilich bin ich ein teuflischer verblendeter Narr. Ein Wort ist einmal ein Wort, und ein rechter Mann muß halten, was er versprochen. Aber wenn mir nur der Himmel gnädig seyn wollte, und meinen Fingern die

Fertigkeit einer Eidechse gäbe! wenn er mir nur vergönnte zu arbeiten für Zehne! Denn ich muß mit meiner Arbeit im Sturm fertig werden, sonst halt' ich's nicht aus. Und nur wenn ich ein rechter Geschäftlberger bin, von früh Morgens bis spät Abends, wird doch mit Gottes Hülfe der Weißwurm in meinem Herzen ein' Fried geben.“

Wozu er sich so ehrenhaft ermannte, warum er auf seinen Knieen so eifrig zu allen Heiligen betete, das gelang ihm auch, wie durch überirdischen Beistand über alle Maßen. Sein Fleiß schaffte das Unmögliche in kurzer Zeit, und zwar mit besserem Erfolg, als ihm jemals eine Arbeit von der Hand gegangen war. In fünf bis sechs Wochen hatte er vollendet, wozu er drei bis vier Monate gerechnet hatte. Er war fix und fertig, an dem Tage, da sich just in Tirol die schmerzliche Kunde des Ablebens des regierenden Kaisers verbreitete. — —

Der Tod Karls des Sechsten, der Untergang einer falben Sonne, die, vom Monde niedergedrückt, in dem Chaos brauender Wetterwolken versank, erregte in allen Erblanden eine wahre Bestürzung *). Des Kaisers Nachfolgerin Maria Theresia, um ihrer Frömmigkeit, bürgerfreundlichen Anmuth, wie auch um ihrer körperlichen Vorzüge willen schon im Voraus geliebt, wurde zwar mit Jubel auf dem Throne begrüßt, aber noch lange bevor das edelmännische Ungarn seine tausend und tausend Schwerter zückte, der geliebten Königin Maria Theresia Rechte zu verfechten, schlich in allen ihren Staaten eine finstre Ahnung, eine qualvolle Besorgniß in den Gemüthern umher. Selbst das schlichte wortgetreue Tirolervolk fürchtete die Annäherung böser und kriegsdrangvoller Zeiten, und baute wenig auf die berüchtigte pragmatische Sanction, die dem lebensmüden Kaiser als Ruhepolster für sein ster-

*) Der Verlust Belgrads soll des Kaisers Tod beschleunigt haben.

bendes Haupt gebient hatte. War doch der Bayer, der eigensinnige Churfürst, ehrlich zwar, aber feindselig, nicht zu bewegen gewesen, seine Ansprüche auf Maria Theresia's Erbe aufzugeben! Munkelten doch bald die weitsichtigeren Politiker im Lande, daß wo der bayerische Nachbar im Felde stehe, die französischen Fahnen auch nicht weit seyn würden, wie in frühern Jahren! Und wenn sie erst geahnt hätten, wie eifertig der junge preussische Adler zu Rheinsberg den Frost des kalten Fiebers mit dem nicht minder fieberhaften Durst nach Ruhm und Eroberungen vertauschen würde!

Es konnte nicht fehlen: auch zu Imst wurde gefannegießert, was der Brief vermag, — bayerisch zu reden. Tammerl war nicht der letzte unter den Patrioten, die vor der Hand mit ihren Zungen muthig gegen die gefürchteten und gehassten Ausländer zu Felde zogen; dennoch vermischte man allgemein in seinen Reden und Ausfällen jene Redheit und Maßlosigkeit, die sein früheres volksthümlisches Treiben bezeichnet hatten. Der arme Mann konnte sich nur wenig mit den Besorgnissen des Vaterlandes abgeben, denn der nagendste Doppeltkummer zerfleischte sein Herz. Sein Sohn war noch immer verschollen und landläufig, hatte nicht geschrieben, wo er geblieben, und mit seinen Holländervögeln und deren Trägern Seraphin und Egidi ging's dem unglücklichen Meister und Kanarienhändler nicht besser. Seit vielen Wochen keine Zeile, keine Botschaft, kein Gruß — alles verstoßen und versflogen wie Spreu im Winde, alles stumm, als hätte das Grab die Männer und gestederte Waare verschlungen.

Es versteht sich, daß das ganze Tammerlsche Haus die Betrübniß seines Oberhaupt's theilte. Frau Martha, der an Enkeln und Vögeln nichts lag, lamentirte über die böse Laune ihres Sohnes; Frau Marianne, in deren Seele die alte Liebe zum Peter erwacht war, just seit Peter ein Dieb und Wegläufer geworden, beweinte mit stillen aber um so

heißern Thränen den Fall und das Verschwinden ihres Vielgeliebten. Zwar hatte sie dem Feldkircher Kaufmann und Lehrherrn die unterschlagenen Dukaten ersetzt, und somit die Steckbriefe sammt allen unangenehmern Folgen des bösen Handels in der Geburt erstickt, aber ihr Friede war dahin; die Bürgerkrone unbescholtner Ehre lag zerbröckelt zu ihren Füßen; die unbefangenste Frage nach Peter ging ihr durch's Herz, wie die boshafteste. Sie, die gewöhnlich so derb geradeaus gegangen war, mußte nun täglich auf neue Ausflüchte sinnen, um die Abwesenheit des Flüchtlings zu entschuldigen, und ihrer Qual war kein Ende. Martina's Verzweiflung endlich, als Tag auf Tag dahin schwand ohne ein Lebens- und Liebeszeichen Seraphins, wäre gar nicht zu beschreiben. Die holde Jungfrau magerte sichtlich ab; ihre Rosen versanken unter Schnee, ihr vordem so lustiger Mund war stumm geworden, und wenn er sich ja — selten genug — aufthat, war er voll von Klagen und Bitterkeit. Ein schwacher Hoffnungspunct belebte allerdings noch die bleiche sorgenvolle Gestalt: es nahte der Zeitpunkt, an dem die Vogelträger wieder zu ihrem Herd zu kehren pflegten.

Wer sich in Imst und Tarrenz mit dem Kanarihandel abgab, erwartete diese Heimkehr natürlich mit großer Begierde. Um das Portiunkulafest ungefähr waren die verschiedenen Gesellschaften zusammengetreten, je zu fünfzehn bis fünfundzwanzig Mitgliedern, hatten ihre Einlagen gemacht, jede sich belaufend auf fünf und siebenzig Dukaten, hatten ihre Träger gewählt, über ihre Reise instruiert, und sie zwischen Portiunkula- und Laurenzitag in die Welt hinausgeschickt. Gegen Allerheiligen kam die wandernde Schaar wieder zurück über den Fern, wo die Straße über Füssen und Reutte in's Tirol hereinführt. Alle, die im Reich und in Frankreich und in Holland, Schweden und England gewesen waren, stellten sich in Masse, so wie sie ausgegangen waren, zusammen; Briefe liefen voraus, die

ihre Ankunft vermeldeten; der Kaplan auf dem Fern las ihnen die fröhliche Dankmesse, so wie er bei ihrem Auszug ihnen im feierlichen Gottesdienst den Segen gegeben hatte. Die Kommittenten der Vogelträger, die Familien und Freunde der letztern gingen ihnen bis Nassereit entgegen, um sie, die wohlbehalten ihr Vaterland wieder begrüßten, mit heiterm Willkommen heimzuleiten. — Nur diejenigen Vogelträger, die in's kalte Rußland, in die entlegene Türkei gepilgert waren, — deren aber im Verhältniß zu den übrigen nur wenige — blieben vier bis fünf Monate länger aus, und genossen im Frühjahr die Ehre eines besondern Triumphs.

Im Jahre 1740 waren besonders viele Geschäfte im Kanarihandel unternommen worden, waren viele Händler ausgezogen und daher viele Leute auf den Beinen, die rüstigen Hausirer einzuholen. — Tammerl, der ein schönes Geld in der Vogelindustrie stecken hatte, wäre zu jeder andern Zeit der muntere Anführer des Geleits gewesen. Für diesmal jedoch begnügte er sich, von Schwermuth und bösen Ahnungen eingeschüchtert, der pilgernden Genossenschaft bis Tarrenz entgegenzugehen. Seine Frau und Tochter und Schwägerin und das redselige Beverl begleiteten ihn. — Der alte Maroner machte, so gut er's verstand, seiner Patron die Honneurs des Hauses, aber all sein ehrliches und herzlich ergebenes Thun und Plaudern verfiel nicht bei dem mißgestimmten Manne. Eine peinliche Niedergeschlagenheit waltete über den Frauen, sogar die Beverl läutete das Besperglöckl nur wenig. „Werden sie kommen? werden sie nicht kommen?“ nur diese langweiligen Fragen gingen in den Frauenköpfen auf und nieder, und gegenüber von der allgemeinen Entmuthigung schwand auch des guten Schuhlickers Hoffnung dahin, und er machte, seines geliebten und so räthselhaft stumm gewordenen Schülers Seraphin gedenkend, bald ein Gesicht,

noch betrübter als der Andern Antlitz; gerade als hätte er einen überaus werthen Todten vertrunken, und nicht, als ob er frische lebendige Freunde erwartete.

„Ich will nur sehen,“ nahm nach langem Stillschweigen Tammerl das Wort: „ich will nur sehen, ob's denn wirklich an dem ist, was mir die Leute schon lang böshaft in die Ohren gesagt haben. Wie? was?“ — „Was meinst Du denn?“ fragte Marianne. — „Ob der alte Egidi und der Seraphin schlechte Leute geworden sind. Was?“

Eine lange Pause. Weberl stieß Martina an und flüsterte: „Antworte doch.“ — „Der Seraphin gewiß nicht,“ sprach die betrübte Braut kleinlaut. — Worauf Marianne mit bitterm Gefühl: „Ei, warum denn nicht? Schaut's das Madl an, wie es so vorlaut den Schnabel aufmacht! Dein Herzblattl wird wohl auch keine Ausnahme machen. Die Wanderleut' sind alle so gar viel böß und z'nicht . . . : 's ist heutzutage eine wahre Schande.“ — „Hm,“ sagte Magdalene verstohlen und ernst in ihr Busentuch hinein: „Die Männer sind freilich nichts'nützig, und zu trauen ist keinem, keinem.“ —

„Wir wollen sehen,“ fuhr Marianne hämisch fort, „wer da Recht hatte: ich, die ich dem Buben nie viel traute, und den saubern Verspruch ungern sah, oder Ihr Alle, die Ihr auf ihn bautet, wie auf das Evangelium. Du, Magdalene, hast mit dem Vorschub, den Du dem leichtsinnigen Mädcl da geleistet, viel auf Dein Gewissen genommen.“

Magdalene schwieg mäuschenstill. Tammerl jedoch zählte an seinen Fingern und seufzte: „Wenn der Engadiner und der Seraphin sich mit meinen Vögeln und Dufaten durchgemacht haben, wie die Spitzbuben, so ist das eine ganz andere Alderlässe, als die mir der z'nichte Peterl abgedrungen hat. He? wie?“ — „Red' mir nicht vom Peter!“ fuhr Marianne auf: „Peter ist unser Fleisch und

Bein, dem man leider Gottes schon 'was zu Gute halten muß; . . . aber die zwei Landstreicher, die seit Monaten nichts von sich hören ließen, die unsern sauern Schweiß, weiß Gott in welchem feyerischen Lande verpraen, und die Martina um ihre rothen Backen bringen“

Hör' die Frau Mutter auf, oder es wird mir ganz übel;“ seufzte Martina auf's kläglichste. Genovefa löste sie ab, und eiferte in ihrem Namen: „Urtheile die Frau nur nicht vorschnell; das ist eine Sünde, das thut dem lieben Gott leid. Wenn sie auch nichts von sich haben hören lassen, müssen sie darum schlecht geworden seyn? Für den Wintschger möcht' ich stehen; vom Engadiner möcht' ich's schon eher glauben, aber auch von ihm nicht, wenn ich's recht überlege. Ist denn ein Brief nicht von schlechtem Papier und kann vom Winde verweht werden? Kann nicht der Postler, der ihn zu bringen hatte, Hals und Bein gebrochen haben? Kann der Brief nicht von einem liederlichen Kerl aufgefangen worden seyn, um Euch Allen schweres Herzeleid zu machen? Und endlich: sind der Seraphin und der Alte nicht ebensogut gebrechliche Menschen oder Geschöpfe oder Dinge, wie der Postler und sein Felleisen und sein Roß und ein Brief aus Lumpenpapier? Können sie nicht an irgend einem Orte, weit weit von da, krank liegen, oder gar, was Gott verhüten möge. . . .“

Martina hielt mit unsäglicher Angst der Beverl den Mund zu, und rief: „Gib Fried', gib Fried' ich bitt' Dich. Du mach'st noch ärger, als die Mutter selber. Daß Gott erbarm: lieber wollt' ich, der Seraphin hätte gelogen und betrogen, und verzehrte irgendwo als ein gesunder Dieb, was ihm nicht gehört, als daß ich mir ihn krank unter fremden unbarmherzigen Leuten, oder gar unterm kalten Grabstein liegend denken möchte. . . .!“ Martina schluchzte, daß es alle Grabsteine hätte rühren mögen. — Beverl nahm sie begütigend in ihre Arme,

Magdalene redete ihr freundlich zu; die Mutter, die der Tochter Schmerz verstand, antwortete nicht. Nur Tammerl murmelte entrüstet. „Glaub's wohl, der Fraß er weiß nicht, was das Geld bedeutet dem Madel ist's alleins, aber mir nicht, ob ein Betrüger mein Hab' und Gut verlumpt, oder nicht.“ — Maroner, dem die Zähren aus den Augen schossen, suchte einen Trost hervor, an welchen er selbst nicht glaubte. „Ich meine halt,“ sagte er, „daß der Seraphin nicht geschrieben haben wird, um den Herrn und die Frau und die herzige Jungfer da um so unverhoffter mit seiner Ankunft heut zu überraschen. Ja, ja, 's wird schon so seyn.“

Tammerl schüttelte ungläubig den Kopf. Die Weiber hingen ihre Häupter. Indessen erschallte von ferne Musik, und einzelne Vorüberlaufende schrieten durch die Gasse: „Hoi! jetzt kommen sie; sie rucken an, die Vogeltrager! Schau, wie schön, wie prächtig! Der lange Hiesel geht vorne weg! Schaut's, wie fein ist das!“

Der Wörle-Hoifal war richtig der Vordermann, in schönen weißen Strümpfen und Halbtiefeln, kurzen Lederhosen, aus deren Tasche ein silbernes Besteck hoffärtig guckte, wie ein vornehmer Herr aus seinem Kutschenfenster. Eine schöne Binde mit Pfauenfedern ausgenäht, und lose darübergehängt die rothe Schärpe, schmückten den schlanken Kerl gar köstlich. Sein Hut, dessen Form er den Unterinnthalern abgeborgt hatte, saß auf gut rauferrisch; ein prächtiges ausländisches Tuch, ein sogenanntes Allamoditüchl, flatterte an seinem Halse, und ein zweites ähnliches an seinem langen Reifestock, der mit Epheu umwunden, hie und da mit einer Spätblume verziert war, und den er schwenkte, wie ein gelernter Fähndrich sein Panier, oder wie in spätern Zeiten der Regimentstrommler seinen silberbeschlagenen Kommandostab. Hinter ihm, dem stärksten und vielgereissten Mitglied seiner Sunst, marschirten die Musikanten, ehrliche Leute

von Imst und Tarrenz und Naffereit, die sich gar nicht träumen ließen, wie schlecht sie spielten, aber dagegen wohl wußten, in welchem Grad sie ihre Gönner zu begeistern vermochten. Auf den Fersen dieser Musikanten, schier getragen und geschaukelt von ihren hüpfenden Tönnen, sprangen, gaukelten, burzelbaumten die kleinen Buben der verheiratheten Vogelträger; auf den Flanken schritten die Weiber und Schwestern der Hausirer; in der Mitte dieser geschwägigen Frauen und Mädchen drängte sich, in wenig malerischer Ordnung, die Schaar der Abentheurer in ihren Festkleidern, jeder einen Buschen im Knopfloch oder in der Hand oder auf dem Hut. Es waren ihrer gegen vierzig, deren leere Kraxen gleich ebenso vielen Trophäen aufeinandergethürmt, in offenen Wägen folgten. An diese Wägen schlossen sich die Kommittenten die Freunde und Bewunderer der unerschrockenen Kanariträger an: ein dichter schwarzer Menschenknäuel, unschwärmt von allerlei gassenbübischem und zigeunerischem Volk, das wie begreiflich, viel lauter und herrischer schrie, als die in der Aktion mithandelnden Hauptpersonen.

Ja, da kamen sie alle wieder mit mehr oder minder wohlgefüllten Geldkagen, fröhlich und guter Dinge, die Seppeln und Ton'n und Maßln und Poldln, und auch ein Seraphin war unter ihnen, aber es war nicht der rechte: ein grämlicher alter Kerl mit Zahnlücken und rothgeränderten Augen, der dem Bintschger Seraphin so unähnlich wie ein Türkenkolben einer Zuckerseige und dem die Fröhlichkeit jämmerlich genug anstand. Alle kamen sie wieder, bis auf einzige Viere: einen, dem der Tod im fernen Krakau kühl gebettet; einen zweiten, der zu Hamburg mit einem bösen Fieber sich herumquälte; und Egidi und Seraphin, Martina's Verlobter, die verschwunden waren, Niemand wußte zu sagen, wohin. —

Als sie vor dem Tammerhause zu Tarrenz standen,

die Kanariträger, und dem wohlbekanntem Vogelhändler, für den ein jeder der heimkehrenden Gesellen wenigstens eine Reise in seinem Leben gemacht hatte, ein helles Vivat brachten, ließ der ehrsame Ex-Bäckermeister ihnen Wein reichen, und der Nebensaft floß lustig auf der Straße, während die stille Kammer des Hauses in Martina's Thränen schwamm. Tammerl, der eine nothdürftige Ruhe heuchelte, ging fragend und erkundigend durch die Reihen. Maroner, dem die Brust schier eben so schwer war, kundschaftete seinerseits nach Seraphin. Alles so viel, wie vergebens. Die Träger hatten sich in Donauwörth nach allen Seiten zerstreut. Dort war Seraphin, der um ein paar Tage später ankam, als jene, zum letztenmal von ihnen gesehen worden. Ein einziger von den Burschen, der Anführer Wörla-Hoifal, war aus Frießland, wo er den Markt schlecht gefunden, nach Amsterdam gekommen, und hatte dort im „Schild von Geldern“ auf der Prinzengracht, wo die Herberge der Tiroler, einiges von dem Engadiner und seinem Gefährten vernommen. Nach den Angaben der Wirthsleute hatten die Beiden ihre Waare sammt und sonders in der großen Handelsstadt abgesetzt, den Entschluß geäußert, statt mit leeren Kraren nach England zu gehen, vernünftigerweise den Weg in's Vaterland zu wählen, und gutes Muths die Herberge verlassen. Hoifal war daher der Meinung verblieben, sie müßten schon lang vor ihm daheim eingetroffen seyn. Eine Silbe mehr oder weniger war von Allen nicht zu erfahren.

Die Vogelträger zogen ab mit großem Gepränge, um sich nach altem Herkommen mit Kind und Regel und Verwandten und Bekannten zuerst in's Wirthshaus, dann zur Kirche und endlich wiederum zum Schmaus in's Wirthshaus zu begeben, von wannen erst der Weg in die häuslichen vier Pfähle genommen werden sollte. Tammerl, den der Weiber Betrübniß langweilte und

ärgerte, obschon er selbst wild und verdrossen, folgte dem Schwarm, um bei günstiger Gelegenheit mit einigen der Burschen, die für ihn Geschäfte zu besorgen gehabt, vorläufige Abrechnung zu pflegen. Marianne ging mit ihm, nach dem Hause zu sehen. Martina und Magdalene wandelten zwar nach Imst zurück, aber schnurstracks in die Kirche, um das Weh der verlassenen Braut am Fuße des Altars niederzulegen. Beverl, wiewohl tiefer, als ihr gewöhnlich gegeben war, die Leiden der Freundin mitführend, mußte sich von ihr trennen, um in ihres Vaters Wirthschaft zu helfen, wo es natürlich an diesem Freudentage flott und festlich, also sehr geräuschvoll zuing.

Es wurde der Tante und der Nichte unmöglich, so lang als sie gewünscht hätten, in der Kirche auszuharren. Sie hatten dem Heiland und seiner gloriwürdigen Mutter so vieles vorzutragen, der Bitten so viele ihrer Gnade anheimzustellen, und waren daher bei weitem noch nicht zu Ende, als der vom Willkommtrunk aufgeregte Trupp der Vogelträger sammt Consorten in das Gotteshaus trat. Wer hätte unter dem Geräusch dem stillen herzinniglichen Gebete fernern obliegen können? Eine alte Mutter, die für ihren einzigen Sohn in der Fremde betete, eine andere, die für ihre kreisende Tochter zum göttlichen Mittler am Kreuze flehte, eine Ehefrau, die vor dem Bilde der schmerzhaften Muttergottes für einige Augenblicke ihren Hausjammer vergaß, verließen hastig die Stätte ihrer Andacht. Magdalene und Martina machten es wie sie. „Ich kann's nicht überdauern, wenn Seraphin wegbleibt,“ seufzte das Mädchen, im Kampf mit dem ersten heißen Schmerz des Lebens. Die ältere und erfahrene Jungfrau Magdalene entgegnete: „Seh nicht kleinmüthig, mein Kind. Wohl Dir, wenn Du nicht größern Kummer in diesem Leben zu ernten bestimmt bist. Zudem, wer weiß . . . ?“ — „Ach, keinen leeren Trost, Tante,“

versetzte Martina bitter: „Ich will nicht mehr hoffen, will nicht harren. Du wirst seh'n, daß alles für mich aus ist.“ — „Thörichtes Mädel! braucht's mehr, als einen Wink des Herrn, um nach dem schwersten Wetter die Sonne scheinen zu machen, um und um?“

Die Jungfern standen am Eingang des Kammerlhauses. Aus der Thüre beugte sich das ewig lachende dumme Antlitz der Magd, und den Mund bis zu den Ohren aufreißend, schrie die Dirne: „Willkomm'! willkommen'! er ist schon da!“ — „Da? da?“ „Er ist da?“ antwortete Magdalene, rief beinahe ebenso laut die überraschte Martina. — Indessen ließ sich oben an der Stiege die schleppende Stimme der Altmutter Martha hören, fett und gurgelnd, von Hundegebell begleitet: „Ja, kommt's nur geschwind herauf. Er ist da, endlich da!“ — Magdalene schritt rüstig die Treppe hinan, mit einem schier männlichen. „Dacht' ich's nicht, sagt' ich's nicht?“ Hinter ihr, am Fuß der Treppe war jedoch von Entzücken überwältigt, Martina auf die Kniee gesunken, rang freudig die Hände, schaute mit Freudenthränen gen Himmel, und stotterte ihr inbrünstiges: „Lob und Dank dem Herrn!“ —

Da taumelte wie ein Berauschter oder in Ohnmacht Versinkender, Kammerl selbst die Treppe herab, die Tante auf die Seite stoßend, schwerfällig stolpernd, aber verklärt von Angesicht und umfaßte mit der väterlichsten Zärtlichkeit seine Tochter, und fing an, auf ihre thränenenden Augen selbst herabzuweinen, und schluchzte und stammelte: „Lobe Dich Gott, und er behüte Dich, Du goldiges Schaf, Du Trost meiner Augen! Schau, so eine Freud' wie jetzt in dieser Stund' hast Du Deinem Vater noch gar nie gemacht. O Du lieb's, lieb's Herzkäferl, ich sage ja immer, Du hast das beste Herzl auf der Welt, und ich werd' Dir's gewiß, gewiß nimmer und nimmer vergessen, daß Du für den Peterl so brav

und lieb denkst, und eine Schwester bist, wie selten eine!“ —

Martina fühlte sich zu Eis gefrieren: „Der Peterl, sagt der Vater?“ — „Ja freilich, ja wohl, gewiß und wahrhaftig, Du scharmant's Madel; der Peterl, Dein Bruder, mein Sohn, ist wieder da, da, und zwar gesund und wohlbehalten, und 's ist bei weitem nicht so schlimm mit ihm gewesen, als wir 's uns eingebildet haben.“

Auf welche Weise hierauf die Martina über die Stiege gekommen ist, ob zu Fuß oder zu Ross oder zu Wagen, oder auf den Armen ihres Vaters, oder auf den Fittichen eines guten oder bösen Geistes, das hat sie später niemals zu sagen gewußt. Der erste Gegenstand, der ihr, da sie in der Wohnstube angekommen, in die Augen fiel, war die Mutter, die ermattet, weinend, aber selig froh in dem alten Lehnstuhl ruhte, dem Tummelfeld der Tammerl'schen Nachmittagsträume. Der zweite Gegenstand aber, den Martina durch den Nebel vor ihren Blicken wahrnahm, war der Herr Bruder, der ein paar Zoll von dem Lehnstuhl entfernt, am Fenster, aber wohlbedacht hinter der Gardine desselben lehnte, und, wie es auf französisch heißt, *se laissa faire*. Er litt, daß die von den tödtlichen Sorgen erlöste Mutter an ihm herumtatschelte, seine Hände knetete, wie ehemals der alte Tammerl seinen Teig in der Backmulde, daß sie ihn alle Fingerlang beim Kragen nahm, zu sich herniederzog, und ihn abküßte und mit ihren Thränen benetzte, bis es den Anschein hatte, als hätte Peterl selbst und in der That geweint. Ein „daß Gott erbarm!“ und dann wieder „Gottlob und Dank“ sagte das andre, und die Mutter, die ehrliche Frau, die den Menschen da unter ihrem Herzen getragen, fand kein Ende, zu loben und zu preisen und zu klagen und zu jubeln. Aber Peter, wie gesagt, *se laissa faire*; der alte Stock, der er immerdar gewesen, verdrüßlichen und verbuzten Angesichts, die

Augen strohtrocken, den Mund langweilig hängend, ungeschlacht gegliedert, selbst in der tiefsten Unbeweglichkeit, wie gerade jetzt.

Er ließ sich von seiner Mutter handhaben wie eine Puppe, der lederne Gesell, hinten wie vorn der alte schäbige unerquickliche Bube. Nur seine Kleidung war verändert. Statt auszusehen wie der reputirliche Sohn wohlhabiger Eltern, glich er von oben bis unten einem ausgemachten Hallunken. Die Haare ohne Zopf und Locke ein wirr durcheinander genisteter Schopf, das Halstuch schmutzig und strickähnlich umgelegt, als sey dessen Herr so eben dem hohen Dreibein entwischt; der Rock zerrissen, die Weste in Fetzen, nicht von den Bein Kleidern zu reden, die ein Strolch wohl schon besser geführt, und zu schweigen von den Stiefeln, deren klaffendes Ueberleder und zerrissene Sohlen gerade nur am Absatz hingen, der leidlich festgeblieben, wenn auch von Schlamm und Schmutz tief gedemüthigt. Ein saubres Exemplar fürwahr von einem Labendiener oder Handelslehrling, der erst vor ein anderthalb Jahren wohlausgesteuert in die Fremde gezogen war.

Aber vielleicht eben diese überraschende Aehnlichkeit mit dem verlornen Sohn, da er von dem Trog der unreinen Thiere kam, erhöhte die übersießende Zärtlichkeit der Eltern. Sie beklagten doppelt ihr Juwel, das im Roth gelegen, und gelobten sich gegenseitig, es wieder trefflich herauszuputzen; denn „das Gold bleibe,“ sagten sie, „auch unterm Kost das feine Gold, und der Demant lasse sich wieder säubern und schleifen spiegelrein.“

„Guten Tag, Martina, guten Tag, Tante;“ sagte der an Gemüth und Seele kreuzlahme Bursche, und that dergleichen, als wolle er ein wenig die Hände ausstrecken nach den Reinen, die ungewaschenen trefflich beklauten Hände. Ihm wurde auf die trockne Anrede, wie sich's gebührt, eine eiskalte Antwort. Tammerl, der wie aus-

gewechselt erschien — er lachte und weinte zur selben Zeit — beeilte sich, der Tochter und der Tante alsogleich die Rechtfertigung des Ausreißers vorzutragen, um den Helden des Tags in gebührenden Glanz zu stellen. Da ergab sich nun, daß Peterl wahrhaftig freiwillig sich im väterlichen Hause gestellt hatte; daß ihm alles, was er etwa Uebles begangen, von Herzen leid thue; daß aber selten eine menschliche Creatur so durchweg verkannt worden, wie just der besagte Peterl; daß er im Grunde von Laster und Sünde so rein, wie der jungfräulichste Schnee; daß nur ein wenig Leichtsinns an ihm zu rügen, der freilich böse Folgen gehabt, und noch schlimmere hätte haben können; aber Leichtsinns in jungen Jahren sey ja an und für sich läßlich, und noch obendrein ein Probierstein für junge Leute, und Peterl habe die Probe christlich und standhaft ausgehalten zu seinem größten Vortheil und Lob. „Die Fremde, ich sag's halt immer, das Ausland hat 'was Verlockendes,“ sprach Tammerl, ein beredter Advokat: „der Peterl ist von Feldkirch fortgegangen und hat gewiß nichts im Sinn gehabt, als dem Patron seine hundert Dukaten zurückzubringen, treu wie ein Hund, wie der älteste ehrlichste Diener. Was ist nun geschehen, da er sie hatte? fällt nicht dem Leichtsinns bei, jetzt wär' die rechte Gelegenheit, einen kleinen Abstecher zu machen und über Augsburg und die Stadt München zu reisen? ein kleiner Umweg, um wieder ins Vorarlberg zurückzukehren. Das hättest Du nicht thun sollen, Peterl: die Pünktlichkeit ist Pflicht und Seele in Geschäften. Item, er thut's halt, der unerfahrene Mensch, um ein Stückl von der Welt zu sehen. Und hatte so wenig die Absicht, nur einstweilen, quasi vor-schufweise, das Geld seines Prinzipals dazu zu gebrauchen, daß er das benannte Geld ehrlichst zu sich steckte, und von seinen Taschepfennigen die kleine Reise zu bestreiten vorhatte. Nicht wahr, Peterl? — Der Sag-

stoch nickte albern mit dem Haupte. Tammerl fuhr fort: „Er hatte schon einige Thaler, ersparte nemlich, auf der Seite, der schlaue Vogel. Die Häuslichkeit hat er von seinen Eltern gelernt; kein Wunder. Ich hab's ihm nie an Taschengeld mangeln lassen, und die Meinige hat ihm auch hinterrücks meiner ein und das andere Betizl geschickt, wie es so zu gehen pflegt, nicht wahr, Alte? War also, abgesehen davon, daß er einen Urlaub von seinem Herrn nicht hatte, gleichsam in seinem Recht, auf seine eigenen Kosten in der Welt ein bißel herumzuhaudern. Wer würde das einem jungen Menschen nicht gönnen, wenn er die Zeit dazu recht wählt? Das hat nun allerdings und leider der Peterl nicht gethan, obgleich er vielleicht zu entschuldigen wäre, denn die Kaufleute geben halt keine Vakanz, — und es hat sich unglücklicherweise gleich selbst bestraft gesehen, das Früchtl obenhinaus und nirgendsan. —

„Ach, Du mein Peterl, ach Du Heiter, Du lieb's Mandl!“ klagte die Mutter im Andenken an die Fährlichkeiten, die der holde Junge überstanden, und streichelte liebevoll seine Bötteln. Gut für den Peter; man bemerkte um so weniger, wie auf seinem Gesicht Farben und Signale wechselten. Doch war's schwerlich die Schaam, die seine fahlen Wangen dann und wann roth tingirte. — Der Vater, nachdem er ihm lächelnd mit dem Finger gedroht, sprach weiter: „Was passiert ihm, Schwagerin? was? wie? ich frage. Ich wette meinen schönsten Specialvogel, daß es Dir nicht einfällt, Martina. — Wenn nur mir“ — schaltete Tammerl mit sinkender Stimme ein — „wenn nur mir nicht jetzt wieder das holländische Vogelelend einfallen müßte! — Item, ich will's vor der Hand hinunterschlucken und vergnügt sehn; hab' ich doch den Sohn wieder gefunden! Also: was passiert ihm? Hinter Augsburg . . . so in der Gegend von Friedberg oder Dillingen, oder . . .“

war's nicht dort um die Wege, Peter?" — „Ja, Herr Vater, bei Friedberg, so gegen München zu . . .“ versetzte Peterl und stolperte mit der Zunge bei jedem Wort; hatte auch völlig den rauhen Ton, als ob er Gsott schnitte, wie Seraphin zu behaupten pflegte. — „Also, wie gesagt, dort herum war's; geht mein Heiterl mutterwinzig allein zu Fuß und es dunkelte schon ziemlich. Da fällt ihn ein Kerl an, ein Rauber, wo ihn nur die Haut anrührt, und sackelt meinen guten Peterl ohne Barmherzigkeit aus, nimmt ihm, — das versteht sich — eben so gut die Dukaten des Prinzipals, wie seine eigenen paar Heller, zerreißt ihm im Raufen das Gewand, und nachdem er den Hascher auf'n Boden geworfen, das Gesicht unten, und was mit Respekt zu melden, oben, geht der Ruech mit allem Geld davon, und huff', Donau! huff'! lauf' ihm nach. Da ist er nun gestanden, mein Peterl, oder gelegen, und hat sich die längste Zeit in einem fort gefürchtet, und die Furcht ist ihm geblieben, und er hat, glaube ich, sogar erbärmlich geweint. Selt, Peterl, so lautete die Geschichte? und waren der Räuber nicht vielleicht zwei? denn gegen einen einzigen hättest Du doch mehr Schneid haben und ihn recht z'leihen nehmen sollen?“ — „Ja, Herr Vater . . .“ greinte der Peter . . . „wenn aber ein anderer auf der Pass' gestanden ist?“ — „Um, da ist's freilich was anderes; hab' mir's gleich gedacht, denn die Tammerl sind von Noah's Zeiten her kuraschirte Leut' gewesen.“ — „Daß Gott erbarm'!“ seufzte die alte Martha ironisch, ihres seligen Alten gedenkend, der auch nicht der Vorbermann gewesen, wenn's an's Raufen ging.“ — Tammerl fuhr wehmüthig fort, und Peter, der nichts bessres zu thun wußte, begleitete seine Worte mit dumpfauffstößenden Schluchzern: „Da war's nun wohl vorbei mit den großmächtigen Gedanken und mit der Residenzstadt des bayerischen Churfürsten; statt der Freud und des

Wohllebens war der Hunger und die Angst an die Reihe gekommen: Jetzt hat er viel bereut, der Peterl, was er vorwiegend unternommen, denn er hat's nicht ausführen mögen, und nacher Feldkirch hat er sich nicht getraut, wegen des Prinzipals, und nacher Haus hat er sich auch nicht getraut. Er hat gefürchtet, ich dürft' ihm an die Haar' schmecken, wie er's auch verdient hätte. Und so sind manche Wochen vergangen, wo der arme Narr gebettelt hat in Dörfern und Stadt'l'n, gefochten, wie die Handwerksburschen, und es ist ihm das Elend endlich so hoch an's Maul heraufgestiegen wie ein schwellendes Bergwasser, und er hat sich gefragt, ob's nicht feiner wäre, in's Wasser zu laufen und sich zu ersäufen, als ferner zu leben, wie ein laufender und gejagter Hund. Schau, Peterl: das waren recht sündliche Gedanken, die mir jetzt noch, da ich Dich doch frisch und lebendig vor mir sehe, ganz siedheiß um's Herz gehen. Na, Marianne, hör' auf zu rehren, der Bub' ist ja wieder da!"

Aber die Mutter ließ sich nicht begütigen. Ihre Thränen fielen, wie die Tropfen eines dichten Nairregens, und sie stammelte: „Ach Du liebe Frau! was hätten wir Eltern erleben können, ohne Deine sichtlichliche Hilfe und Erhörung meines Gebets! Er hat es nicht bei den Gedanken bewenden wollen lassen; er ist schon am Wasser gestanden, der leichtsinnige von Gott verlassene Bub'. Schon hatte er sein letztes Vaterunser gebetet, und ist schon bis an die Knöchel im Tod gewesen, und ein Bettelmann hat kommen müssen, ihn aufzufangen und ihm vorzuhalten, daß er in seinen ewigen Tod wolle. Ein Bettelmann, ein schäbiger Dörcher vielleicht, hat mehr Christenthum im Leibe gehabt, als unser in aller Religion erzogener Sohn. Das stößt mir schier das Herz ab.“ —

„Hm,“ meinte die Tante etwas böse: „warum soll denn ein Bettler nicht auch den lieben Herrgott in seiner

Seele tragen? Ist's denn eine Schande, von einem braven Mann, ob er nun umherbettelt oder nicht, von einer großen Sünde zurückgehalten zu werden? Besser wär's, den guten Bettelmann rechtschaffen zu belohnen; denn er hat den größten Kummer von euern Häuptern gewendet." — „Das möcht' ich wohl,“ hob Tammerl etwas beschämt an: „aber wo wird der Mensch zu finden seyn? Wo hast Du ihn zurückgelassen, Peterl?“

Der Peter räusperte sich, stellte sich kerzengerade hin und that das Maul auf, als ob er eine Lektion her sagte: „Er ist mit mir gestern in der Nacht hier angekommen. Wir haben in unserm Stadl über Nacht gelegen. . . ich hab' mich nicht zum Herrn Vater und zu der Frau Mutter getraut. Erst vorhin hab' ich mir ein Herz gefaßt“

Die Eltern machten große Augen. „In unserm Stadl über Nacht gelegen?“ — „Ei Du ungerathener Mensch!“ zürnte Magdalene mit drohendem Finger: „wußtest Deine Eltern in der größten Angst, und konntest so lange warten?“ —

Peter zuckte die Achseln: zählte die Nägel am Fußboden, und versetzte kläglich: „Ich hab' mich's halt nicht früher unterstanden. Ohne des Andern Zureden hätt' ich's vielleicht noch nicht gethan. Der Mensch hat mich in's Tirol hereingenöthigt, ich hätte ohne ihn nichts zu heißen und zu schlucken gehabt. Er hat für uns alle zwei gebettelt, und der Herr Vater sollte schon 'was für ihn thun . . . er braucht's gar nothwendig . . . aber . . .“

„Ich will ja gern,“ unterbrach Tammerl den Sohn: „wo ist der Mensch, wo?“ — „Drunten im Höfl sitzt er und friert.“ — „Herauf mit ihm. Martina! die Dirn' soll ihn herbeirufen. Wie heißt er? wer ist er? wo zu Hause? wie? was?“

Peter verdrehte die Augen, so heuchlerisch, wie gerade er allein in der ganzen Welt es konnte, und stotterte:

„Ja, das ist eine Geschichte . . . der Herr Vater wird den Menschen nicht gar gern sehen . . .“ — „Ei warum denn nicht?“ — „hm, hm, der Mensch hat sich einmal gegen den Herrn Vater schlecht betragen, . . . aber es thut ihm von Herzen leid, gewiß.“ — „Und wenn er mir angethan hätte, weiß Gott was alles, so wär' er mir jetzt willkommen, da er Dich wieder unter Deines Vaters Dach geführt hat. Ich kenn' ihn also?“ — „Ja . . . freilich . . .“ — „Nun, also: Hackstock, werd' ich einmal hören, wer der Kerl ist?“ — „Ei nun, wer wird's sehn? der Kölbl ist's.“ — „Der Kölbl?“ fragten alle wie aus einem Munde. In demselben Augenblick ließ die Dirn' den Werdenfeller ein.

Er machte eine ziemlich miserable Figur, der vor Zeiten so rasche und aufgewichste Bursche. Sein Anzug war der leibhaftige Herr Bruder des Peterl'schen, Wäsche und Frisur gerade dieselbe, der Bart einen Zoll lang, der linke in Lumpen eingehüllte Fuß von der Reise Strapazen und vom Frost etwas lahm; und was noch mehr: eins seiner spitzbübischen Augen war auf seinen mancherlei Hin- und Herzügen verloren gegangen. Eine eckelhafte Unterwürfigkeit heuchelnd, kroch er fast zur Thüre herein, küßte den Weibern nach der Reihe den Saum des Kleids, und dem Hausherrn den Armelausschlag. „Ich wünsche allen hohen Anwesenden Glück und Segen,“ murmelte er mit zerknirschten Mienen, „und bitte den Herrn demüthigst um Verzeihung, wenn ich ihn einmal vor Jahren geärgert habe, wie ich fast glaube. Aber der süßeste Heiland will, daß man dem reuigen Sünder vergebe, und darum möcht' ich — um der Wunden Christi und um des lieben Peterl willen, gebeten haben, Gnade für Recht ergehen zu lassen; denn, wenn der Herr und die wertheste Frau mich von sich stoßen, so weiß ich gar nicht mehr, was ich auf Erden anfangen soll, so ist meine letzte Stunde bald vor der

Thüre.“ — Und als ob nicht genug der Thränen in dieser Stube geflossen wären, begann auch der gleißnerische Schurke zu heulen, wie ein Schloßhund.

Nach einigem Stillschweigen, während dessen die Anwesenden sich erstaunt angesehen hatten, den Kölbl ausgenommen, der fast auf seine Kniee niedersank, und ausgenommen den Peter, der die Augen niederschlug, wie ein Verbrecher, der dem ertappen kaum mehr ausweichen mag, zog Tammerl einen langen Athemzug, und erwiderte dem Supplikanten: „Ich erinnere mich ganz wohl, daß Du mich schwer beleidigt hast, Kölbl, und daß Du einmal nicht übel Lust gehabt hast, mir meinen Sohn zu stehlen, als ein gottloser Menschenräuber; aber um Deiner Reue willen, und weil Du Freude und Vergnügen in dieses Haus zurückgebracht hast, will ich Dir vergeben und zwar von Herzen. Wie siehst Du aber aus, Kölbl? Du schaust barmherzig her. Wo und wie bist Du denn um ein's Deiner Fenster gekommen? Deine Lichter waren ja sonst hell wie eines Sperbers Augen?“ —

„Ich hab' mein Auge im Dienst der Hochmögenden Herren eingebüßt,“ antwortete Kölbl mit einigem Schauer. Das ängstliche Bittern, das ihn überlief, stimmte die Zuschauer zu größerm Mitleid. Tammerl fragte jedoch, das Ohr hinreckend: „Wie? was? von welchen Herren redest Du da?“ — „Von den Generalstaaten von Holland,“ versetzte Kölbl. — „So? hab' ich doch geglaubt, Du seyst unter's kaiserliche Volk gelaufen?“ — Kölbl verneinte, als ob er eine unangenehme Erinnerung von sich schüttelte: „'s hat mich gereut; bin ins Reich gelaufen, unter holländische Werber gekommen, hab' den blauen Rock getragen. Bei einer Gelegenheit bin ich blessirt worden, und meine ganze Belohnung war der Bettelsack.“ — „Ja, ja, so geht's mit dem leidigen Soldatenwesen!“ äußerte Tammerl mißbilligend: „Da lob' ich mir unsern Land-

Sturm, der nur aufsteht, um das Vaterland zu vertheidi-
 gen. Wer in diesem heiligen Dienst einen Denkfettel
 kriegt, steht Allen zum Beispiel, hat auch zugleich ein
 Ehrenzeichen vor dem ganzen Land gewonnen, während
 ein im Ausland geholter Makel nur ein Beweis ist, daß
 der Träger sein Blut um den Taglohn unnützerweise ver-
 kauft hat. Doch — warum sag' ich Dir's? Du bist doch
 kein Tiroler, Kölbl." — „Aber dennoch ein ehrlicher Kerl,
 der Haut und Haar für den Herrn und die Frau verspielen
 möchte, wenn's darauf ankäme,“ rief Kölbl pathetisch.
 Er fühlte, daß er wieder warm wurde in dem Neste daß
 Sammerl schon breit geschlagen war, und daß die Zukunft,
 die er sich vorläufig wünschte, bereits vor der Thüre. —
 Sammerl schaute sein Weib an, wie er's zu thun pflegte.
 wenn er sie über eine zu bewilligende Wohlthat zu Rathe
 zog. Marianne schaute ihn wiederum an, als spräche sie.
 „Hat uns der Kölbl nicht das Leben wieder gegeben?“
 Der hölzerne Peter wußte zwar für seine Freunde sogar
 kein gutes Wort aufzubringen, aber er machte das jäm-
 merlichste Gesicht von der Welt, und der Vater schlug
 daher seine Gutmüthigkeit nicht in Fesseln. sondern er
 sprach zu Kölbl: „Wir danken Dir für das, was Du an
 uns gethan. Kannst derweilen im Haus bleiben und Dich
 erholen. Wollen schon sehen, was ferner mit Dir anzu-
 fangen.“ — Kölbl ergoß sich in unaufhörlichen Dankes-
 tiraden; die Tante sagte zu Martina: „Ich glaube, wir
 haben hier nichts mehr zu hören und zu thun,“ und führte
 das trübselige Mädchen auf ihr einsames Zimmer. Martha
 zog sich mit ihrem Hunde in ihr Gemach zurück. Sam-
 merl sprach, sich erleichtert die Hände reibend: „Jetzt will
 ich nach meinen Vogeltragern schauen!“ und Frau Ma-
 rianne ging, sich mit dem Meister Schneider zu berathen,
 der den Peterl von Kopf bis zum Fuß neu kleiden sollte.
 „Ich werd' auch nicht auf Dich vergessen,“ sagte sie gnä-

digstfreundlich zu Kölbl: „Laßt euch indessen nicht auf der Gasse sehen, nicht einmal am Fenster. Wir würden mit dem Aufzug, den Ihr jezo macht, keine Ehre bei den Leuten aufheben.“ So ließ die sorgliche Hausmutter die beiden Herren Reisenden aus fremden Ländern allein, und ohne Aufmerker und Zeugen einander und selbender gegenüber. Peter lehnte noch immer in seinem Erkerfenster, Kölbl machte sich's auf der Lotterbank am Ofen bequem. Beide schauten einander an, und zwar nicht außerordentlich freundselig, wie man hätte schwören mögen. Sie redeten auch lange nichts mit einander. Kölbl fing Fliegen am Dien, Peter zupfte mechanisch fort und fort an dem Fenstervorhang. Endlich war der langweilige Peter selbst des Schweigens müde, und hob mit unterdrückter Stimme an: „Nun, ist's recht so?“ — „So,“ lautete die gleichfalls dumpfe Antwort: „ich denk' wohl.“ — Nach einer Pause Peterl: „Hab' ich meine Sachen brav gemacht?“ — Wieder nach einer Pause Kölbl: „Es wird schon sehn. Hat Dir nicht viel gekostet, mein' ich.“ — „Wie das?“ — „Wirßt dem Alten nicht viel zugeredet haben, ich kenne Dich.“ — Peter fühlte sich getroffen und schwieg. Diesmal fing indessen Kölbl wieder an: „Hast Du alles gesagt, wie wir's ausgemacht haben?“ — „Freilich wohl.“ — „Hast auch gesagt, wer Dich ausgeraubt hat?“ —

Peterl schüttelte sehr verlegen den Kopf. „Ich hab' mich's noch nicht getraut,“ murmelte er. — „Da haben wir's;“ brummte Kölbl äußerst unwillig: „und warum denn nicht, Hasensfuß?“ — „Ja, schau, Kölbl . . . 's wär' doch ein vermaledeiter Handel, wenn selbiger Mensch so auf einmal daher käme . . .?“ — „Ei, so wollt' ich doch!“ brummte der Andre immer hitziger, und schleuderte aus seinem Auge einen verzehrenden Blitz auf den Peter: „auf die Letzt muß einem doch 's Mannl steigend werden! So wie Dir halt, Du Weiberkittel, die Furcht ankommt, ist

gleich dem Himmel der Boden aus. Habt's darum so lang mitsammen gedeckelt und g'mechtelt, hab' ich mir darum da unten die Brazen schier abfrieren müssen, wenn doch nichts Rechtes hat geschehen sollen? Glaubst mir denn nicht auf mein Wort und Seligkeit, Du Mensch ohne Kuraschi? Hab' ich Dir nicht zehn- und tausendmal geschworen, daß selbiger Mensch und sein Kamerad gut aufgehoben sind, und Dir nicht in die Queere kommen würden? Da steht er nun, und macht eine Papp'n, als hätt' er Holzapfel schlucken müssen! Du, ich hätt' nicht schlecht Lust, zum Alien zu gehen, und ihm grad heraus zu sagen, wie Deine saubern Affären stehen, so viel Gall' machst Du mir für alle meine Gutthaten." — Kölbl stand in der That auf, als wolle er seine Drohung ins Werk setzen, und diese Gaukelei erschütterte den unerfahrenen Peter ganz gewaltig. Er bewegte sich sogar von seinem Platze, erhob seine Hände und bat: „Lieber Kölbl, thu' das nicht. Die armen Leute haben Herzensangst genug ausgestanden. Es kommt mir manchmal recht ernstlich vor, als hätt' ich schlecht und zwar recht schlecht an ihnen und an mir und an andern gehandelt . . ." — Peter nießte in seiner Panik, und Kölbl entgegnete: „Helf' Dir Gott: es ist wahr. Du bist ein nichtsnutziger Bube; aber wenn Du doch einmal etwas angefangen hast, so bleib' dabei, und führe es aus. Das ist die Hauptsache. Die beiden Schlingel da draußen sind weit, und kommen gewiß nicht mehr zum Vorschein. Warum also versäumen, ihnen gleich den rechten Treff zu geben? Du, ich denke, die Friedberger Leute dürften Dir näher seyn und gefährlicher als die andern Spitzbuben?" — Peters Angst steigerte sich bei diesen meuterischen, unbarmherzigen Worten.

„Daß Gott erbarm'!" sagte er: „Red' mir nicht von den Friedbergern. Ich könnte die Fraisen kriegen grad auf dem Fleck. Höre, Kölbl, was fang' ich an, wenn

das Unglück und der böse Geist Einen von ihnen daherführte?“ — Kölbl weidete sich einige Zeit an seines Zöglings Furcht, streckte behaglich sein verletztes Bein, und versetzte gähmend, als ob des Ofens Wärme ihn besonders angenehm überlief: „Da ist nur ein Mittel und Weg, Peter, aber auch zugleich das beste Mittel und der glatteste Weg. Du mußt läugnen, Stein und Bein läugnen. Ja, noch mehr als das: Du mußt keinen Menschen, der von Friedberg mit Dir zu reden käme, kennen; gar keinen, hörst Du? und wärest Du Tage lang mit ihm am Tische gesessen, und hättest Du lange Nächte hindurch in seinem Bett geschlafen. Du verstehst mich, he?“ — „Wohl, wohl, versteh' ich Dich,“ flüsterte Peter, trostlos in den Lehnstuhl niedersitzend: „aber... Gott behüte mich vor dem Unglück — aber wie werd' ich können, was Du begehrt?“

Worauf Kölbl, gleichsam im Halbschlaf: „Man kann Alles, was man ernstlich will. Kann's nicht andere Leute mit Deiner Postur geben? Man hat's schon erlebt, daß einander ganz wildfremde Menschen ausfahen wie Zwillinge, ohne neben einander in demselben Mutterleib gelegen zu haben,“ — „Ja wahrhaftig, und ich weiß sogar von Einem, der mir gleich sehen soll, als hätte er mich aus einem Spiegel mitgehen geheißt.“ — „Desto besser,“ gähnte Kölbl. — „Mein Vetter ist's von Innsbruck.“ — „Nun, so ist ja Alles gut. Meldet sich keiner, so lassen wir natürlich nichts laut werden. Kommt dagegen Einer oder Eine, so muß der liebe Vetter Alles gethan haben. Aber, wenn ich Dir helfen soll, Peterl, und das will ich gern, so mußt Du nächstens dem Bintschger die Suppe einbrocken. Nachgehends wollen wir zusammenhalten, wie Stahl und Eisen, und sie sollen schon Fried' geben, die uns 'was anhaben möchten.“

Kölbl entschlief wahrhaftig nach diesen Worten so

sanft und selig, daß er dem ausgestandenen Mangel und Frost dankbar zu seyn Ursache hatte, und Peter faßte neuen Muth bei der großen Sicherheit, die den Burschen, der schon so viel auf dem Kerbholz seines Lebens hatte, zu beschleichen sich herabließ. Peters Gewissensbisse, die leider nur von der Furcht und Feigheit des verlorenen Sohns aufgestachelt worden waren, entschlummerten gleich dem Werdenfelsen, und er empfing mit sorgloser Heiterkeit den Schneider, der da kam, einen neuen Menschen aus ihm zu machen.

Drittes Kapitel.

Wo a klein's Hüttle steht, ist a klein's Güt e,
Wo a klein's Hürtle steht, ist a klein's Gut;
Und wo viel Bube sind, Maidle sind, Bube sind,
Do ist's halt liebli, do ist's halt gut.

Liebli ist's überall, liebli auf Erde,
Liebli ist's überall, liebli im Mai'n;
Wenn es nur mögli wär', z'mache wär, mögli wär',
Mein müßt' Du werde, mein müßt' Du seyn.

Wenn zu mein'm Schätzle kommst, thu mer's
schön grüße,
Wenn zu mein'm Schätzle kommst, sag' em viel'
Grüß';
Wenn es fragt, wie es geht, wie es steht, wie
es geht,
Sag': auf zwei Füße, sag' auf zwei Füß'.

Und wenn es freundli ist, sag': i sey g'storba;
Und wenn es lache thut, sag': i hätt' g'freit;
Wenn's aber weine thut, traurig ist, Klage thut,
Sag': i komm' morge, sag': i komm' heut.

Maidle, tran' net so wohl, Du bist betroge,
Maidle, trau' net so wohl, Du bist in G'fahr;
Daß i Di gar net mag, nimme mag, gar net mag,
Sell ist verloge, sell ist net wahr.

Schwäbisches Volkslied.

Wenn Beverl, die leichtsinnige wetterhahnähnliche
Nervert, ihrer Freundin Leiden, wenn schon im sehr ver-
jüngten Waasstabe, mitfühlte, was bei einer Natur, wie

die ihrige, schon außerordentlich zu nennen, so hatte dieses seinen guten Grund. Ihr Herz, das sich bis daher, wie eine muthwillig schaukelnde Forelle auf der Fluth, oben gehalten hatte, war plötzlich niedergegangen unter 's Gewell, verletzt von scharfem Angelhaken. Sie hatte das, was sie ihre jungfräuliche Ruhe nannte, oben auf der Waldrast gelassen. Der unbekannt stumme Fischer hatte den Fang gethan, der dem redseligern Neponuk nicht hatte glücken wollen. Seit Weverl's Rückkehr nach Smst hatte sich eine Leere in ihrer Brust fühlbar gemacht, und daneben ein Zuwachs von Erinnerungen, die manchmal das Mädchen wahrhaft bestürzt machten. Wenn sie hie und da den Gloger hatte, der junge Dirnen oft heimsucht, was sah sie an der weißen Wand, was in der blauen Luft? Die Augen, die dreisten und glühenden Augen des guten Oswald. Was schwebte Nachts, wenn sie das Abendgebet verrichtet und das Licht ausgelöscht hatte, vor ihren müden Blicken, von einer Glorie umgeben? Oswalds Antlitz, das wunderlicherweise von Tag zu Tag deutlicher, Zug für Zug sich bei ihr einstellte, ein lieber Freund, der immer öfter kömmt, bis er einmal gar nicht mehr weggeht. — Dieses Gesicht war ihrem Leben eine angenehme Beigabe, ohne Zweifel; aber hinwiederum auch wieder lästig: ein Block am Beine, den die an unumschränkte Freiheit ihres Kopfs und Gemüths gewöhnte Genovesa leider Gottes endlich überall mitschleppen mußte, sie mochte wollen oder nicht. Die Arme erfuhr, was sie nie geahnt hatte: daß man zum Sklaven dessen wird, was man liebt. Sie zappelte, sie wehrte sich; doch war die Kette nicht mehr abzustreifen, und allmählich verwandelte sich das Unbehagliche ihrer Lage in eine leidliche, dann sogar in eine süße Gewohnheit, der sie sich jederzeit träumend und sehnend überließ, wenn die übrige Aussenwelt für den Augenblick keinen Anspruch auf sie machte. —

Zwei Tage nach dem Einzug der Vogelträger war's wieder still geworden in dem Gasthause, das Genobefa's Eltern bewirthschafteten. Die Stuben waren rein gefehrt, Gläser und Flaschen prangten wieder im Feierkleide auf den Schränken; die großmäuligen Krüge standen bescheiden in ihren Winkeln; der Dienst des Kellers ging seinen gewöhnlichen Gang, und die Küche, nach einem kurzen anarchischen Zustande, war wieder unter den alleinigen Scepter der Köchin zurückgetreten. Genobefa hatte Ruhe, und saß abgeschlossen vom übrigen Hausverkehr in der unter Tags selten besuchten Honoratiorenstube. Allerlei Handarbeiten lagen ausgebreitet um sie her; bald beschäftigte sie sich mit der einen, bald mit der andern, wie ihre unstäte Natur es gerade ihr eingab; und weil ihr eine Ansprache fehlte, plauderte sie in Gedanken mit sich selber. Sie redete sich zu, am Nachmittag zu Tammerl's hinzugehen, sich nach den etwa eingelaufenen Neuigkeiten zu erkundigen; sie versprach sich in die Hand, dem Peter, den sie nun einmal nicht ausstehen konnte, und dessen Erscheinen wie ein Lauffeuer in dem Markt sich angekündigt, ein erträgliches Gesicht zu machen; sie berieth mit sich sehr ernsthaft, welchen Trost und welche Hoffnungen sie der Martina zum Angebinde bringen dürfte, und bedauerte die Haut aufrichtig um ihres Brautkummers willen. „Aber,“ sagte sie halblaut zum Schluß: „traurige Bräute, fröhliche Weiber. Heißt's nicht so?“ Und sie wünschte sich Glück, die Thörin, nicht zu seyn, wie Martina. — Da tauchte unversehens der bewußte verführerische Kopf vor dem Mädchen auf, und fragte mit höchst angenehmer, auch etwas sarkastischer Tyrannei: „Untersteh' Dich, rebellisches Ding, noch einmal so trutzig zu reden. Wer bin ich denn, daß Du mir den Gehorsam aussagen willst, und sind wir nicht heimlich einverständene, bis auf den Ring fertige Brautleute?“

Die Bifion war so lebhaft, daß Genovefa ihr Herz, nämlich das Aushülfeherz, das nur da ist, um das Leben zu erhalten, wenn das edlere Herz verloren ging, gewaltig pochen fühlte, und lächelnd und erschrocken auf- fuhr, sagend: „Heilige Notburga! bin ich doch zusam- mengefahren! ganz natürlich, als ob es hier gegenwär- tig wäre, sammt dem Mann, der daran gehört, hat das liebe Köpfl hergeschaut. 's ist gar aus: wenn ich nicht verheert bin, so gibt's gar keine Zauberei mehr.“ —

Sie legte die Nadel hin, schob den angefangenen Strumpf auf die Seite, beschrieb mit ihrem runden Fin- ger allerlei Schnörkel auf den Tisch, und sagte, wie eine Klatschbase zur andern: „Bist Du nicht so viel nár- risch, und aus der Weise? ein Mensch, dessen Namen Du nicht weißt, dessen Stimme Du nicht gehört hast, von dessen Vernunft der Peterl von Innsbruck ein schlech- tes Zeugniß gegeben! 's ist ja zum Lachen, und wenn's die Leute wüßten, wár's zum Weinen. Hat man je- mals eine Närrin wie Dich gesehen?“ Worauf sie wie- der antwortete gleich der angerebeten Base: „Du hast gut plakebern; 's ist halt einmal so, und ich wollte nichts lieber, als ich könnte den lieben Buben nur ein einzigmal wieder vor mir sehen, und daneben hören, wie er spricht und thut, und es muß ganz fein seyn, neben ihm zu sitzen, und die Lieb' abzubiskuriren.“

Zu Zeiten sind die Liebesleute glücklich; wenn sie dann in den Topf greifen und sagen: gewonnen! so haben sie auch schon das beste Loos in der Hand. Zu der Frist, als Genovefa im Honoratiorenstübl saß, und sich was Gutes wünschte, zogen gleich Zweie miteinan- der einen großen Gewinnzettel aus dem Glückshafen des Lebens. Derjenige, den sie herbeiwünschte, kam leis- haftig zur Stelle. Ihn seinerseits, der nicht wußte, wo links, wo rechts zu seinem Seelenschatz, bediente der Zufall nicht minder gut, da er ihm anlag, im „rothen

„Abler“ ein Seidl zu trinken, den Reifestaub hinunterzuspülen.

Oswald's Instinkt und Künstlergeist litten nicht, daß er in die Bauernstube trat; er suchte sich den vornehmern Platz, und fand unverhofft den eines Seligen. Frisches Morgenroth auf dem Gesichte, ein fröhliches: „Schau, schau!“ im Munde, stand er seiner Liebsten gegenüber, und that wirklich nichts als schauen, und zwar mit einer Innigkeit und mit einem Respekt, den er kaum für einen andern Menschen in der Welt aufgebracht hätte. — Dafür war auch Genoveva eine Weile hindurch nur Auge und Ohr. Da, nur ein paar Zoll von ihr, stand, nicht ein Schattenbild, sondern ein wirklich geborner Muttersohn, der ihr ungemein gefiel, und das einfache „Schau, schau!“ desselben klang ihr lustiger als die Tanzpfeife, zugleich festlicher als die Orgel. Sie fand eine Fülle von Anmuth und Bedeutung in den paar Silben, wie nur der Mund des geliebtesten Mannes sie zu enthalten und zu geben vermag; eine Musik, welcher sie sich schämte, das gemeine alltägliche: „Willkomm, was schafft der Herr!“ zu entgegnen, wie es in dem Honoratiorenstübl sonst gebräuchlich war, und wie es ihr schnippisch und gewürfelt von den Lippen zu gehen pflegte. Dennoch mußte sie etwas aufbringen; doch änderte sie unwillkürlich die dritte Person in die zweite um, und fragte: „Was schafft Du?“ Worauf er, mit Vergnügen das landesfittliche Du erwidern: „Daß Du mir nicht davonlaufst, mein herzig's Diendl, verstanden?“ — „Aber 'n Wein, und 'was aus der Kuchel? — „Das Essen und das Trinken ist mir akkurat gleich; ich bin jetzt nicht hungrig, nicht müd und nicht durstig. Bei Dir, mein Schatz, mein schwarzes, vergeht mir aller Appetit. — „Ein saubres Kompliment.“ — „O schau, mein Zuckermandel, wie magst so tappet reden? Die Heiligen im Paradies essen auch nicht,

und trinken nicht vor purer lautrer Freud'; und wenn ich auch schon kein Heiliger bin, so bin ich doch in unser's Herrn Paradiesgarten, so lang ich Deinen Kohlen-schwarzen Guckern mitten hinein in den Stern sehe." —

Genovefa hätte nun auch vor Freuden hüpfen mögen. Da war's nun heraus: der liebe Bub' wußte eben so glatt und süß zu reden, als er zu lächeln und zu blicken verstand. Das muntertreuherzige Wesen in seinem Gesicht war demnach kein falsches Aushängeschild, und die Liebe, die den leichtsinnigen Anflug in des Jünglings Zügen temperirte, war also wirklich vorhanden, und der Gegenstand seiner schnell ausbrausenden Zuneigung war also in der That sie selbst, Genovefa, und keine andere, und nach manchen Wochen des Nimmersehens immer noch sie. Da kamen auf einmal nach der strengen Fastenzeit — da so lang sich nicht gesehen, was sich liebte — die schönen grünen Ostern über das Mädchen, und sie dankte ihrem Gott mit schweigenden Lippen, aber hochverklärten Mienen. Als wäre schon Alles zwischen der Herzensbruderschaft abgeredet, was mit den Worten: „Ich bin Dir gut, ich liebe Dich, ich seufzte nach Dir,“ abgesprochen werden kann, und als käme es nur darauf an, gewisse unerläßliche Formalitäten zu besprechen, sagte Beverl mit dem zierlichsten Klang, den ihre Zunge, das Besperglöckl, anzuschlagen vermochte: „Wer bist Du denn?“ — Oswald berichtete ganz getreu Namen und Abstammung. — „Was bist Du denn?“ — Er erzählte, daß er ein Kunstmaler, nicht von den ungeschicktesten; — er prahlte gegen seine Hofschaft: — eine Dornenkrone und eine Glorie, ein höllischer Geißfuß und ein schwanweißer Engelsflügel gingen ihm gleich vollkommen aus der Hand; daneben sey er ein Vergolder, der schon dem heiligen Alexander vor Kurzem erst das prachvollste Wap-penkleid hergestellt habe, das je gemacht worden sey, seitdem überhaupt das Gold erfunden. Auf der Wald-

raft sey jeho eine Krönung Mariä zu schauen, die ihres Gleichen kaum habe, und die er, wenn auch nicht geschmückt, doch gefaßt und mit künstlichem Silber, Perlmutter, mit Rubinen und Topasen belegt habe, daß sie einem Weltwunder nah verwandt erscheine, und etwa nächstens vom heiligen Vater dazu befördert werden dürfte. Der Mantel der Himmelskönigin sey so schön geklumpt und silberstrahlend wie ein Spiegel; die wirkliche Königin von Ungarn und Böhmen, die durchlauchtigste Erzherzogin habe schwerlich etwas so Apartes; „aber,“ beschloß er seiner Eitelkeit Gepränge: „Dir, mein holdseliges Dirnl, leg' ich alle Herrlichkeit zu Füßen und will gestehen, daß ich kein Silber weiß, so glanzig wie Deine Stirn, kein Gold, so da brennt wie Deine Sonnenaugen, keine Perl, so hell wie Dein schlechtestes Wosferl*); und wie sollte mein miserabler Karmin Deinem Backenroth gleich kommen, da selbst unser Herrgott nicht eine Kirsche erschaffen konnte, die röther wäre, als Deine Lippen, Du schelmisches Madl?“ — „Geh, geh, hör' auf: laß mich aus!“ ermahnnte Genovesa zur Seite niederblickend, und wünschend, der Lobhymnus möchte noch eine Weile dauern. Dazu war Oswald sehr bereit. Seine Kunstlehrzeit, das Ausland mit der geschmeidigern Redeweise, der Werkstattgenossen Beispiel, und was er hin und wieder seinem Better Holzer in Stunden der künstlerischen Begeisterung abgelauscht, hatte seinen Kopf mit einer Menge von Gleichnissen ausmöblirt, und manche Galanterie- und Redeblyme in seinen Sprachgarten verpflanzt, die innerhalb der heimischen Gebirge als kostbare Rarität erschienen. Was in der Fremde der müßige Kopf aufgespeichert, gab nun daheim, vom Witz der Liebe beflügelt, die Zunge des Malers verschwenderisch aus.

*) Zahn.

„Aufhören? Dich auslassen? O, ich hätte lieber nicht gehört, was Du so kalt aussprechen kannst. Ist's denn nicht wahr, daß Dein lieber netter Mund ein Meisterstück auf Erden ist? Vor der Hand ein Jungfernmund, aber — lassen wir zwölf, achtzehn, lassen wir vierundzwanzig Monate ins Land gehen, — gewiß alsdann der schönste Frauenmund, der in Tirol lachen, spassen, küssen wird. Am liebsten wäre mir, wenn dieser Mund meinem Weib gehörte. Und wenn gerade jetzt — wir sind so schön allein — der hübsche Mund mir sagte, er wolle seiner Zeit meines Weibes Mund seyn, — ich wollt' ihn fast noch höher halten, als bis auf den heutigen Tag.“

Genovesa schmalzte, als wäre sie ärgerlich über die fortgesetzte Schmeichelei, mit der Zunge. Oswald fuhr aber fort: „Du magst Dich sträuben, wie Du willst, wahr ist's halt doch einmal. Ein Engel hat Dir in der Wiegen das Goscherl aufgesetzt, das würziger schmecken muß als Nagerl und Muskatnuß und Rosenkraut. O'wis, das hast Du sicherlich nicht von Deinen Eltern. Ich wollt's beschwören, wenn ich sie schon nicht kenne. Daß wir bei der Red' bleiben: wer sind Deine Eltern, mein tausend'chöner Schatz?“ — „Mein Vater ist der Wirth; die Mutter lebt auch noch, Gott sey Dank; das Haus ist n'cht unser; es gehört der Jungfer Prombergerin.“ „Brav Schau, da kämen wir wiederum in einem Geleis zusammen. Ich hab' auch kein Haus, und die Panduren meine Geschwister, ein ganzer Sack voll, werien mir keinen Fleck vom Vaterhause übrig lassen. So werd' ich halt mir eigens ein Häusl verdienen müssen, klein aber fein, wie's Dir zu Gesicht steht.“ —

„Wie ihm's Maul geht!“ lachte Beverl, die ihre Sicherheit wieder gewann: „Hättest Du mich so viel lieb, um Dich zu plagen und zu martern etwa Dein Leben lang?“ — „Ha, die Lieb' muß sich epper wohl bei Licht sehen lassen. Weißt nicht, wie es im Lied

heißt? „Wo kein schön's Haus nicht ist, ist kein schön's Zimmer; wo kein' Lieb außer schaut, ist kein' Lieb' drinnen!“

„Wie sind wir aber nur zu der Lieb' gekommen?“ fragte Genovefa nachdenklich, ohne die Wichtigkeit ihres in diesen Worten enthaltenen Selbstgeständnisses zu ahnen. — Oswald ergriff ihre Hand, die ihm so rund und weich vorkam und so schwellend und warm wie gar keine andre Mädchenhand auf Erden. Sie ließ ihn gewähren, und er sagte unbefangen, wie seine Freundin: „Mein seliger Vetter hat mir einmal vertraut, das sey ein ganz geheimes Kunststück, das ein guter Engel mache, wenn er ein paar brave Leute zusammenbringen will. Es braucht einer nicht 's Maul aufthun, und fragt grad mit den Augen: „Magst mich?“ und der andre Theil antwortet ebenso: Ich mag Dich schon. Und dann ist's fertig, und sie haben nur draufzuschauen, wie sie wieder aus der Lieb' herauskommen.“ — „Herauskommen?“ rief Weberl mit großen Augen: „Nun, das wär' mir 'was saubres.“ — „Versteh' mich recht, mein Herzl: wie sie sich heirathen wollen, hab' ich gemeint.“ — „Ah!“ versetzte Weberl recht fein und befriedigt. — „Und das wollen wir jetzt überlegen, Du lieber Narr.“ —

Erst, als sie recht herzlich auf die Wange geküßt war, merkte die Jungfer das kühne Vornehmen ihres raschen Freundes; zu spät war's, sich zu sträuben, aber noch immer an der Zeit, in der Ueberraschung dem Oswald auch den Mund zu erlauben, und ihm recht heimlich zu sagen: „Ich habe gar oft an Dich gedacht.“ — „Wenn ich reden wollte . . .“ meinte Oswald, legte die Hand auf die Brust — es war aber Weberls Hand, und sie spürte darunter den Schlag eines muthigen Herzens, und das Uhrwerk ging voll und wallend wie in ihrem eignen Busen — in des Jünglings Wimpern hingen klare Tropfen, Beugen seiner langen Sehnsuchtspein:

„wenn ich reden wollte, ich würde in Jahr und Tag nicht fertig. Schau: Du hast mich erst zu einem ganzen Kerl gemacht. Ich wär' schier einmal ein lockrer Bursch geworden, hatte Tanz und Flaschen“ — die Mädeln nannte er nicht — „Spazierengehen und Kartenspiel gar gern. Jetzt denk' ich nimmer an das Alles. Du bist mein wahrer Schutzengel geworden. Sobald Du mir im Lebenskern gefessen, hat mich der Teufel verlassen ganz und gar, und er war mir doch schon so nah, daß ich seine rauchenden Takten an meinem Schippel gespürt habe, siedbrennheiß.“ Oswald seufzte tief, wie einer, der eine schwere Bürde zur Erde werfen darf, um sie nicht mehr wieder aufzunehmen. —

„Ei, ei, daß Gott erbarm, warum nicht gar?“ scherzte Beverl, und fuhr ganz leicht mit ihrer Hand über Oswalds Locken. Er hatte ein Gefühl, als ob ihm Funken aus den Haaren sprühen müßten. „Es wäre schad gewesen um die krausen Haar'n, sagte Genovefa, die mit jeder Sekunde verliebter wurde: „was wollte denn der Böse von Dir?“ — „Weißt, das ist eine ganz aparte Geschichte,“ versetzte er. — „Erzähle sie nur“ forderte sie: „wenn wir denn doch einmal mit einander verhandelt sehn sollen, mußt Du kein Geheimniß vor mir haben.“ —

Da ging die Thür ganz resch auf, und die Beverl fuhr erschrocken in die Höhe, und Oswald hustete verlegen. Es schaute jedoch statt des gefürchteten Vaters oder der, weil wachsam, um so mehr gefährlichen Mutter, die Kellnerin in die Stube, und rief die Wirthstochter hinaus. „Ich komm' schon,“ entgegnete die letztere: „Nest, bring' dem Mann da eine Salbe vom Guten, und ein Würstl oder so was! Ich bin gleich wieder da,“ flüsterte sie dem Geliebten zu, und eilte, wohin man sie verlangte. Der von Entzücken strahlende Oswald richtete an das Kreuzifix, das von der Wand sah, ein

kräftiges Grattas, und vertrieb sich die Zeit, wie er konnte, bald mit einem Schluck, bald mit einem fetten Bissen, horchte obenhin auf das neugierige Ausfragen des Schenk-
mädchens, antwortete mit einem trocknen: „Hm, hm! o ja; weiß nicht; kann seyn,“ oder suchte mit einem Wirths-
haus Spaß die Zudringliche abzufertigen. — Endlich ging wieder seine Sonne auf, und die Fledermaus, wie er unhöflich die ihn umschwärmende Kellnerin in Gedanken hieß, verschwand. — „Also die Geschichte?“ fragte Genovesa, zum Schein ihre Arbeit zur Hand nehmend und die Ohren spitzend, weniger um die Geschichte zu hören, von der sie sich nur eine Neckerei versprach, als vielmehr um so recht mit Muße die melodische Stimme zu vernehmen, die einst zu ihr sagen sollte: „Ich bin Dein Herr, und Du bist meine Rippe.“ — Oswald hob an, ernsthafter als das Mädchen es vermuthet hatte:

„Es ist noch nicht lang her, so liebte ich das Spiel über die maßen. Sie spielen draußen im Reich viel mehr als bei uns, und sind allerlei Kartenspiele im Schwang, die mehr Geld und Zeit kosten, als es Manchem trägt, und wohl manches Haus und Hüttl ist schon von den vier Königen und ihren Bedienten, wenn sie grad rausen, verwüstet worden, manches Weib und Kind ins Elend getrieben, mancher schwache Tropf an den Galgen gebracht worden. Nun, 's war gut. Ich hatte kein Hüttl und keine Familie zu ruiniren, der Galgen war mir auch nicht vor der Thür; ich machte halt leichtsinntig mit, und gewann und verlor, wie's kam; aber da ich das Gewonnene immer wieder an die Brüderln ausleihen mußte, hatte ich in Summa nichts gewisser als den Verlust. Da kommt ein meiniger Freund, ein guter Mensch, wie kaum ein zweiter unterm Himmel, und sagt mir väterlich, ich solle mich nicht im Ausland verßzen, und alle Liederlichkeit in Essen und Trinken und Aufschneiden, und vor allem das

Karteln aufgeben. Mir war die Haut ganz weich und mürb geworden, schon weil der gute Bruder so väterlich und zärtlich sprach; und mich rührte noch viel mehr, daß der gute Kerl grad auf eine weite Reise ging; und ich gab ihm ganz wehmüthig das Geleit, und bei'm Abschied noch sagte er zu mir, hat mich dabei ganz beweglich angeschaut: „Willst brav seyn?“ sagt' er: „willst's Karteln aufgeben? gibst mir die Hand darauf?“ — „Da, hab' ich gesagt: da hast Du meine Hand, und ich schwör' Dir's zu bei unserm lieben Herrgott, hab' ich gesagt, und wenn ich's nicht halte, was ich versprochen, hab' ich gesagt, und ich nehme noch ein einzigmal die Malefizkarten in die Hand, hab' ich gesagt, so soll mich der Teufel holen — mit Erlaubniß, Genovesa — hab' ich gesagt. Haben uns um den Hals genommen, und gebuffelt“ — der Schelm von Maler zeigte trotz seiner Wehmuth dem Mädchen ausführlich, wie sie's gemacht hätten — „haben uns Pfiettigott gesagt, und somit gut; ging Eins da hinaus, das Andre dort. Basta! Kannst Dir denken, daß es mir Ernst gewesen ist?“ — „Gewiß; aber was weiter?“ — „Daß der Mensch nicht eine Stunde seiner selbst Meister ist, das hat's weiter gegeben. Noch an demselben Abend, im Nachtquartier, — ich hatte vielleicht ein bißel mehr getrunken, wegen der Erhizung — siz' ich neben einem wildfremden Buben, oder besser gesagt, neben einem jungen Herrn, der's Maul aufreißt und sagt: „Ich hätte wohl Schlaf, aber noch ist mir's zu früh, in's Bett zu gehen. Wollen wir nicht ein Spiel machen?“ — Reitet mich der Schwarze, und ich sag': ja, warum nicht? Spiele mit dem Fremden, trinke mit ihm, duze mich mit ihm, und siehe da: er verliert an mich viele Dukaten, goldne Dukaten, Beverl, und hat nichts davon, als einen Stieber, daß man ihn zu Nest hat tragen müssen. In der Frühe — er hat noch dick geschlafen — geh' ich fort, und das Gold hat mir gelacht und Freude gemacht ein paar Tage lang. Aber hernach ist das Gewissen an-

gerückt, und die Angst vor dem Satanas, ob schon ich das Geld dem Söffel ehrlich abgewonnen und ihn nicht betrogen habe, glaub' mir's, Beverl. Ich hab' wenig von dem Geld gebraucht und mit aller Furcht den ganzen Sack voll in's Tirol gebracht, bis mir's zu arg geworden ist, und ich hab's in Gott geweihte Hände niedergelegt. Die mögen jetzt sehen, wie sie mit dem Krampus auskommen." „Du hast brav gethan," lobte ihn Genovesa: „mich freut's von Dir, und ich wollte, Du fändest den lästigen Herrn wieder und könntest ihm seine Sach' wiedergeben, und eine Predigt obendrein. Bleib' nur ein Feind vom Karteln. Wenn aus uns was werden sollte," — setzte das Mädchen erröthend bei — „so müßtest Du nicht wieder anfangen, wo Du's gelassen. Da müßt' ich schon bitten!" — „O Du mein lieb's Rosmarinkräutl!" schmeichelte Oswald, ihre beiden Hände haltend: „eher sollten ja alle Kartelfabrikanten hintwerden und auf Stroh liegen, ehe ich wieder einen Trumpf ausspiele. Ich kann Dir auch im Vertrauen stecken: weißt? ich hab' die Hoffnung, das besoffne Dukatenmandel hier im Markt zu finden. Ist's so, so kann er sich vom Pater Philipp sein Geldl wiedergeben lassen. Ist's anders, so sollen die Armen das Gold genießen, meinetwegen. Den Teufel fürcht' ich jetzt nicht mehr, seitdem mir die Hände rein sind, aber vor meinem guten Freund fürcht' ich mich, dem ich das Wort so schlecht gehalten habe, und darum fehlt mir das Herz, in selbiges Haus zu gehen, wo mein Spielrag etwa zu finden ist." —

„Hast Du also Deine Leute hier zu Imst?" fragte Genovesa verwundert: „Bist also nicht wegen meiner allein anhergekommen? Schau! der Lugner, der da vorgegeben hat . . ." — Oswald versiegelte ihr auf seine Weise den Mund, und entgegnete: „Wirst nicht mit mir aufbegehren? Wirst Dich nicht gleich mit mir zertragen?"

Bist Du nicht etwa eifersüchtig auf meinen guten allerbesten Jugendfreund? Schau: den solltest Du kennen. Er ist jünger als ich, und saubrer von Gestalt, und so viel klug er kann reden wie ein geistlicher Herr, aber er thut auch in allen Stücken, wie ein geistlicher Herr thun soll: so rein, so fromm, so christlich und brav ist er allewege. Aber, ich Drottl, was red' ich denn, als wie von einem landfremden Menschen? Du mußt ihn ja kennen, wenn die Tammerl = Martina Deine Freundin ist; he? den Seraphin Plaschur?"

„Ja, Du mein Gott, wenn ich den nicht kannte!“ rief das Mädchen freudig aus: „der gute Seraphin! und Du bist — jetzt merk' ich's erst, Du bist der Freund, der Schulkamerad, von dem er uns so oft und schön erzählte. Gelt, Du bist's? noch einmal so lieb habe ich Dich deswegen.“ — Der begeistertste Blick Oswalds dankte dem runden Wespertagel für die heilbringende Versicherung. „Freilich,“ sagte er, „bin ich's, freilich kann ich kaum erwarten, ihn zu sehen, hätte schon längst einen Gruß an die Martina ausrichten sollen, und daß er ihr treu sehn würde bis an's Ende nun, er wird den Gruß jetzt schon selber ausgerichtet haben, denn die Vogeltrager sind ja schon alle zurück — o wie r'u' ich mich, ihn zu umarmen! mehr fr'u' ich mich allerdings, als den liederlichen Peterl wiederzufinden, in dem ich meinen Spielrag von Friedberg vermuthete“ — „Ach, der schieche Peter!“ schalt Genovefa: „was der für Streiche gemacht hat! Es steht ihm gleich, daß er seines Prinzipals Geldl verspielt hat . . . und doch sagt der Bursche, er sey ausgeraubt worden. Wer's ihm aber glaubt, seinen Vater und seine Mutter ausgenommen!“ — „Ausgeraubt?“ fragte Oswald: „hm, da müßt' ich mich abermals in der Person irren? daß Dich der Teufel! — „Nein, nein, Walt, 's wird schon so sehn, wie Du meinst. Jetzt versteh' ich erst, warum Du den an-

bern Tammerlpeter auf der Waldrast angerebet hast, wie er uns so spaßhaft erzählte. Außer dem von Innsbruck, der übrigens ein feines Mandl ist, kann gewiß in der ganzen Christenheit kein Mensch dem hiesigen Tammerlpeter ähnlich sehen, dem verlogenen Gesicht, dem wildschiechen Prinzen. Aber — was mir beifällt: mußt Dich nicht so viel auf den Seraphin freuen, denn er ist noch nicht heimgekommen, und hat auch nicht geschrieben. Das ist ja eben unser Kreuz, unsre Sorge, und die Martina kennt sich kaum mehr vor lauter Verdruß.“ — „Er ist nicht heimgekommen?“ rief Oswald und sprang voll Angst in die Höhe „da ist ihm etwas passiert; mein Gott, er wird doch nicht gestorben seyn? Aber nein; mit so wenig Jahren und so viel Lieb' im Herzen stirbt man nicht so geschwind. Er wird schon wiederkommen, Genovefa, wird sich schon wieder einstellen. Ein Goldmadl wie die Martina laßt er nicht aus, kannst Dich drauf verlassen!“

Genovefa seufzte: „Wär' er nur schon da! ich gäb' selbst was drum; die Martina macht mir angst und bang.“ — In diesem Augenblick ging die Thüre wieder auf, und eine Frauensperson kam schnell herein: die Tante Lenerl. Auf ihrem Gesicht war Schrecken und Kummer und Leidenschaft zu lesen. Im Begriff, das Beverl ohne Verzug anzureden, hielt sie an sich mit einem mißtrauischen Blick auf Oswald. Genovefa suchte nach einem Vorwand, der ihr Beisammenseyn mit dem fremden Mann entschuldigen mochte. Ihrer Verlegenheit kam Oswald zu Hülfe; er merkte, daß er als ein Dritter hier zu viel sey, und schickte sich alsobald zum Aufbruch an. „Nehm' mir die Jungfer nichts in übel auf,“ sagte er, mit Fleiß so linkisch, wie der ungeschlachteste Bauer: „Wenn sie's erlaubt, fehr' ich schon noch einmal an, sie wird schon mit ihrem Herrn Vater darweil so herumbiskuriren. Ich bin ein armer Bub', und möcht'

gern mein Holz bei guter Zeit anbringen. Sey sie halt so gut, bitt' schön, und b'hüt sie Gott!" — Schweren Fußes entfernte er sich. In seine Idee eingehend, rief ihm Genovesa geschwind aus dem Fenster nach „Komm nur heute Abend im Zwielichte: brauchst nur da an den Balken zu klopfen, ich werd' Dir alsdann Bescheid sagen." Oswald antwortete mit einem Blick der Erkenntlichkeit, und ging von dannen. — „Ein reputirlicher Holzbauer," meinte die Tante „ist mir doch, als wär' mir das Gesicht schon einmal vorgekommen!" — Beverl zitterte vor einer vorichnellen Entdeckung. Sie hätte sich die Furcht ersparen können, denn Lenerl's Geist war offenbar so eingenommen, so zerstreut, so auseinander, daß sie zu einer bedächtigen Erinnerung an vergangene Tage untüchtig wurde. Ihre Züge predigten laut ihre Bestürzung. „Was hat denn die Jungfer?" forschte Beverl leichter athmend. — „Bist Du angelegt, Beverl? So geh' geschwind mit mir. Es sind zu Hause Sachen vorgefallen, die mir und der Martina den Verstand stillstehen machen. Geschwind, Beverl, bitt' ich. Ich komme nicht herum mit dem Madl. Es ist ganz ausgewechselt, und wenn auch Dein Zureden nicht hilft, so weiß ich mit dem Madl halt gar nichts mehr anzufangen. Ich selber zittre am ganzen Leib. Komm, komm, laß' alles steh'n und liegen. Ich will's bei Deiner Mutter schon verantworten." — „Gleich, gleich, Jungfer Prombergerin!" versetzte Beverl, schob in süßer Verwirrung die Nätheret in den Brodschrank, das Hauptschlüsselbund des Hauses in den Uhrkasten, schlüpfte in ihre Stöcklchuhe, und klapperte wohlgenuth und neubegeierig mit der windichnellen Tante über die Gassen zum Tammerhaus.

Die Anzeichen einer unendlichen Berwürrniß und Aufregung kamen ihnen so zu sagen, schon auf der Treppe entgegen. Da war die aufmachende Dirne, die

ihr hölzernes Gesicht noch einmal so lang gezogen hatte; da war die Großmutter Martha, die mit unglückschwangern Blicken durch Gang und Küche rafaunte; da war die Mutter Marianne, die mit zornglühendem Angesicht aus der Stubenthüre schoß, und der Tante ganz heiser vor innerlicher Bewegung zurief: „Schau Du, was Du mit der Tact, mit der Gans, mit dem Schnabel ausrichtest. Mir will sie nicht glauben, ihrer leiblichen Mutter nicht glauben, nicht dem Bruder, dem unschuldigen Lampl, das so viel viel gelitten hat; sie glaubt nichts der ganzen Welt. Sag' ihr, ich geb' ihr — Gott verzeih' mir's — meinen Fluch, wenn sie nicht auf der Stelle alles glauben, und ihrerseits der schlimmen Geschichte ein End' machen will. Ich unglückliches Weib, ich!“ — Und ihre Thränen, kaum gestillt durch des Söhnleins Wiederkunft, rieselten auf's neue, wilder denn zuvor, und sie warf donnernd hinter sich die Thüre des Schlafzimmers, wohin sie sich verbarg, in's Schloß. — „Nun, nun,“ plapperte Beverl: „da ist ja Sturm und Regen und Erdbeben los. Gott helf' uns weiter!“

Das Erstaunen des guten Mädchens machte indessen geschwind der tiefsten Rührung, die sie empfinden mochte, Platz, als sie ihre Freundin wieder sah. War Martina schon in den letzten Wochen kümmerlichen Aussehens gewesen, so hatten doch die letzten zweimal vierundzwanzig Stunden das arme Kind dermaßen entstellt, daß sie sich nicht mehr gleich sah. Ihre hellen Blicke so trüb, ihre Wangen eingefallen, ihre Nase spitz, ihr ganzer Körper so müde und matt: zum Erbarmen war's. In dem Schlaflehnsessel zusammengekauert, streckte sie der Freundin die zitternde Hand entgegen, und sagte mit erloschener Stimme: „Mir ist's recht, daß Du kommst, Beverl. Ich glaub', daß es mit mir zu Ende geht. Da, da“ — sie zeigte auf ihre schwerathmende Brust — „da sitzt mein Uebel, meine Krankheit. Der Doktor

weiß nichts dafür, und sogar das Weinen' ist mir ausgegangen. Es hat mich bisher so viel erleichtert. Jetzt werd' ich verschmachten müssen unter dem Felsbrocken, der mir auf der Brust liegt." — „Was haben sie denn mit Dir angefangen? fragte Beverl bekümmert, während die Tante betend und seufzend sich zum Fenster gekehrt hatte. — Leise, als sagte sie ein Geheimniß heraus, entgegnete Martina: „Sie haben sich alle abgeredet, mich ins Grab zu bringen. Nun, sie werden schon die Freude erleben. Ach, Beverl, was ich Dich bitte: behalt' ja immer Dein Herz für Dich. Wehre Dich gegen die Lieb', wie Du nur kannst. Es ist kein Segen dabei. Die Manner brechen uns armen Dirnen die Seele morsch entzwei, und was sie nicht thun, das unterlassen gewiß die lieben Verwandten und Freunde nicht. Nimm Dir an mir ein Exempel. Hab' ich den Seraphin geliebt! hab' ich ihn gern gehabt! nun, Du weißt's am besten. Schau, wie er mich verläßt. 's wäre schon das allein mein Tod aber jetzt kommt auch noch der Bruder und die Mutter und die Großmutter, und lügen über ihn Sachen zusammen, die mich desperat, die mich ganz z'rütt machen, und 's ist nicht möglich, ich kann's nicht überstehen!“ — Martina schreckte auf, und horchte nach der Thüre, und ächzte, die Hände ringend: „Da hör' ich den Vater, wie er zornig schreit und spektakelt. Er kommt daher: das wird mir den Rest geben, lieb's Beverl.“ —

Sie verbarg ihr blasses Antlitz an dem Busen der Beverl, der gerade so heiß von Liebe durchwallt war, wie der ihrige; sie versteckte sich in der Freundin Arme, wie eine Taube, die vor dem Weib einen Schutz sucht. — Indessen polterte Tammerl in die Stube, unwirrsch, außer sich, und noch zu allem Unglück von zwei andern Personen begleitet, die Martina gern dahin gewünscht hätte, wo sich die Füchse gute Nacht geben: in's fernste, ödste Wildgebirge.

Die Herren, die mit dem Vogelhändler kamen, waren der von Sprenger und der von Idelstein.

„Hat das Nehren noch kein Ende?“ fragte Tammerl grob, sich vor seine Tochter hinstellend: „Du willst also noch immer nicht glauben, was ich Deiner rechtschaffenen Mutter, und diese wieder Dir gesagt? Daher meine lieben Herren und Freunde, stellt's euch daher, und schaut, wie ein Mabl toll werden kann, für einen Kerl, der nicht werth ist, daß man ihn todtschießt. Ihr seyd Ehrenmänner, und meines Hauses Freunde. Ihr werdet nicht weiter sagen, was ich euch jetzt in meiner Herzensbetrübniß offenbaren muß — ich kann nicht anders. Er, Idelstein, ist gerade zu rechter Zeit gekommen, daß ich mich vor ihm ausschütten kann: all' mein Unglück, all' mein Elend!“ —

„So rede der Meister einmal,“ hob der ungeduldige Sprenger mit kirschrothem Gesicht an. — „Was gut's?“ fragte der Idelstein phlegmatisch. — Tammerl schlug ein Gelächter auf, als ob er von Sinnen käme: nicht nur Martina, sondern die Tante selbst wurden schier davon ohnmächtig. „Es ist bald gesagt,“ rief er hintennach: „es ist in einer halben Minute gesagt, so geschwind, als man einem Kranewiter den Hals umdreht: der Seraphin, der Dörcherbub', der undankbare, ist mit meinem Geld und meinen Specialvögeln zum Teufel gegangen; über's Meer ist er gegangen, der Dieb, mein halbes Baarvermögen im Sack, aber damit das Maß recht schön voll werde, hat er zuvor meinen armen Peterl als ein Straßenräuber geplündert, und die Dukaten seines Patrons mitgenommen. He? was meint Ihr dazu? Und der alte Schurke, der Egidi, hat ihm bei dem Raub geholfen; aber diesen wortbrüchigen Meineider hat in Holland die Strafe ereilt, und sie haben ihn ins Zuchthaus gesetzt. Da, das ist die ganze Geschichte, die mich zu einem halben Bettelmann, zu einem betrogenen Hausvater, zum Gespött der ganzen Welt macht. Ist das eine Bagage durcheinander, die einen ehrlichen Mann, der

voll Vertrauen, so niederträchtig hintergeht? Soll da Einer nicht auf der Stelle zum Raubvogel werden und hinfliegen und den Schurken die Leber aus dem Leib hacken? Ist das eine gehorsame vernünftige Tochter, die all diesen saubern Entdeckungen zum Troß und Nichtsnutz, dem Bettelbuben die Stange hält, und nicht vom Fleck weg sein miserabliges Andenken aus ihrer Seele reißt, um ihn zu verabscheuen, wie wir alle es thun? Wie? he? was? ich frage.“

„Wie kann der Herr Vater nur glauben, was sie ihm da in die Ohren geblauscht haben?“ jammerte Martina. Worauf der Alte: „Läugne Du die Sonne am helllichten Tage, und sag: es sey blinde Nacht, Du ungerathnes Madl. Ich will Dir den Kopf schon zurecht setzen.“ — „Versteht sich,“ meinte Idelstein. — „Ich hab' immer dem Seraphin Galgen und Rad von der Stirn' gelesen,“ fügte Sprenger bissig hinzu. Er nahm dabei eine wollüstige Prieße aus seiner vergoldeten Dose. — Tammerl, den der Zorn quecksilberig machte, wie einen jungen Luftspringer, eilte zur Thüre, und schrie hinaus: „Herein da, ihr Bursche. Peterl, wo steckst Du? Kölbl, wo hat Dich der Schwarze? herein da, sag' ich, oder ich komm' hinaus und reiß' euch die Ohren. Herein, ihr mauderigen Vögel! Wird's bald?“ —

Peterl schlich herein, blaß und gekrümmt, wie gewöhnlich; das leibhafte böse Gewissen. Mit entschlossener Bestocktheit folgte ihm Kölbl. — „Führ' mich fort,“ bat Martina ihre Freundin: „mir wird übel vor allen diesen Menschen.“ — „Nichts da,“ knurrte Tammerl: „dableiben, aushalten, anhören aus dem Mund unverwerflicher Zeugen, was Du nicht glauben willst, Du blöde Nachtigal. Ich möcht' Dich abwürgen, Du gängete Kreatur; Du ruinirst mir meinen ganzen Vogelherd.“ — „Liebe Frau, steh' mir bei!“ stöhnte Martina, und ergab sich in ihr Schicksal. — Tammerl machte den kurzangebundenen Verhörrichter. Zum Sohn gewendet, fragte er barsch: „Wo

bist ausgeraubt worden?" — „Hinter Friedberg." —
 „Wer hat's gethan?" — „Der . . . der Seraphin." —
 „Hast ihn gut erkannt?" — „Im Gesicht und an der
 Stimme. Treff' ich Dich da, Du Spitzbub'? hat er ge-
 sagt; hab' Dich niemals leiden können, jetzt sollst Du mir
 bezahlen. Hat mich niedergeworfen, schier zertreten, und
 da ich ihn um's Leben bat, und ihm zurief, es würd' ihm
 daheim schlecht bekommen, wie er mit mir verfare, hat er
 gesagt, indem er mir eine Kopsnuß nach der andern gab:
 Das für den Tammerl, und das für die leichtfertige Mar-
 tina, und das für's ganze Haus. Zieh' aus, Halunk';
 ich komm' nimmer heim." — „Da haben wir's!" schaltete
 Tammerl mit einem gewissen Triumph ein. Dann wieder
 zum Peter: „War der Egidi auch dabei?" — „Wohl;
 . . . ich glaub's wenigstens. Es kann noch ein Dritter
 dabei gewesen seyn. Hau' nur zu! Curascha! hat einer
 immer gerufen." — „Richtig; das war der Engadiner;
 das ist klar." — „Sonst weiß ich nichts." — „Gut;
 was aber weißt Du Kölbl?" —

Als ob er auf einem Theater agirte, stellte der Wer-
 denfeller den rechten Fuß vor den linken, legte die Hand
 ehrenfest auf die blanken Knöpfe seines neuen Hausknecht-
 Brusttuchs, und sprach vernehmlicher als sein Vorgänger:
 „Ich bin in Diensten der Generalstaaten von Holland
 gewesen, und . . ." — „Das brauchen wir jetzt kaum zu
 erfahren," unterbrach ihn Tammerl grob: „sag heraus,
 was Du von Seraphin und Egidi weißt, und lüg' nicht." —
 „Ich hab's mit Augen angesehen — mit einem wenigstens
 — wie sich der Seraphin nach Batavia oder Suriname
 eingeschifft hat. Er war lustig, toll und voll von Krane-
 witter=Branntwein sein Geldgurt war vollgestopft, wie er
 selber, und geschrien hat er, wie zwanzig Mann: hussa,
 hussa, nach Indien! Pstetigott, Tirol, ich geh', wo die
 Welt mit Brettern vernagelt ist." — „Nun?" fragte
 Tammerl mit einer Art von Selbstbefriedigung: „ist das

lieberlich, ist das gottlos genug? — Weiter, Rölbl, Du hast etwas vergessen.“ — „Kommt schon Meister. So hab' ich ihn denn gefragt, was werden sollte aus der Hochzeiterin und so weiter, die er daheim verlassen? Sagt er d'rauf: . . .“ hier hielt sich Rölbl gleichsam verschämt den Mund zu — „nein, ich kann's nicht vor den Jungfern und vor den Herren sagen, was der Seraphin hierauf gesagt hat.“ — „Weiß schon,“ lachte Idelstein hämisch. — „Bald zu errathen,“ lächelte auch v. Sprenger, und schöpfte abermals mit einem ganz besondern Blick auf Martina aus seiner Dose den vornehmen Spaniol. — „Also. Punktum,“ sprach Tammerl der sich die Weste öffnete: „was ist ferner mit dem Engadiner passirt?“ — „Er sitzt auf zehn oder zwölf Jahre im Amsterdamer Rasselhaus,“ erwiderte Rölbl mit wildem Eifer: „der Hund hat einen Diener der Hochmögenden in Trunkenheit und Völlerei schwer verletzt, und mußte dafür in die Keuche, was ihn abhielt, dem jungen Dieb nachzulaufen.“ — „Hat das alles seine Richtigkeit?“ begann der Herr von Sprenger mit ermutigender Freundlichkeit zum Rölbl. — „Alles selbst gesehen, gehört und dabei gewesen!“ betheuerte Rölbl, wie zuvor die Hand auf die Brust gelegt: „ich will ein Jurament drauf oblegen. ich will das heilige Abendmahl darauf nehmen; alles pur und klar wie Gold, wie Sonn' am Himmel, weiß Gott!“ — „So muß man's glauben,“ bekräftigte Sprenger, „wenn man nicht vernagelt im Kopfe ist, Amen.“ — „Wird 'chr seyn,“ gab auch Idelstein dazu; und Tammerl hob noch einmal mit grimmigem Ton zu den beiden Bagabunden an: „Warum jedoch ihr Limmel, seyd's erst heut mit der höllischen Geschichte herausgeruckt? wie? was? habt's nicht schon gestern, nicht vorgestern gleich 's Maul aufmachen können?“ —

Peterl stand wie ein Stock. Rölbl bezeichnete mit seinem blißenden Aug' den Gefährten, als das Hinderniß eines Geständnisses, und Tammerl fuhr den Sohn an:

„Willst reden, Du Mocker, Du Gutebel? willst's einmal von Dir geben? wie? warum? he?“ — Da küßte der Peter des Vaters Manschette, und gafezte unterwürfig, als wäre er zerknirscht durch und durch: „Hab' dem Herrn Vater'n und der Frau Mutter und der Martina nicht gleich das größ're Herzleid anthun wollen. Hätt's noch nicht gesagt, wenn nicht der Kölbl an mir geprenzt hätte. Der Kölbl ist aber immer so grad heraus, und ich fürchte mich so viel arg, daß es den lieben Eltern 'n Verdruß machen möchte.“ — „Ja so bin ich,“ bemerkte Kölbl sehr bescheiden: „immer von der Brust weg: nichts im Sinn behalten, ehrlich und grob gradaus; aber der Peterl hat's dechter gut gemeint.“ — Hierauf umarmte der Vater den Sohn mit großer Liebe und mit den Worten: „Soll mir Einer kommen und sagen, Du seyst nicht brav und treu, und ich schlag' ihn hinter die Ohren, daß er's Aufstehen vergißt. Bleib' nur immer so, mein Peterl. Ist Dir schon alles verziehen. — Jetzt, meine Herren, hab' ich aber genug. Und Du, Martina, wirst auch genug haben und Deiner Mutter die Hand küssen gehen, und sie um Verzeihung bitten, daß Du ihr nicht geglaubt hast. Der Herr von Sprenger entschuldigt schon; ich hab' jedoch mit dem Idelstein da 'was abjudiskuriren. Komm Er, lieber Freund.“ —

Lammerl und der Pusterer gingen in des Meisters Kammer hinüber; Sprenger, nachdem er vergeblich Martina umkreist hatte, um ihr ein Gespräch abzugewinnen, begab sich still vor sich hinlächelnd und mit den Fingern schnippend in das Gemach seiner großen Freundin Martha; Martina, dem Befehl des Vaters zu gehorchen — damals waren die Kinder noch in allen Stücken gehorsam — ließ sich von Tante und Beverl zu der Mutter führen; und wiederum blieben Peter und Kölbl allein in der Stube zurück. Sie singen einen Zweisprach an, heimlich, wie gewöhnlich; von Peters Seite furchtsam, von Köbls fahr-

läßig, gleichgültig, oberherrlich. Auch stand wieder Peter am Fenster und Kölbl saß wieder auf der Lotterbank. — „De, Kölbl? war's jetzt einmal recht?“ — „Hast's brav gemacht.“ — „Wenn nur schon aller Sturm vorbei wäre und uns nichts begegnet.“ — „Nah, die sind gut aufgehoben. Der Egidi überdauert 's Rasselhaus nicht, und der andere wird schon in Surinam vom Fieber gefressen werden, wie tausend andere. Ist mir gar nicht bang.“ — „Wenn's nur die Schwester, das blöde Thierl, aushält?“ — „Nein, was ist's hernach? zuvörderst sind die Weiber lebiger wie die Katzen; nachgehends hätt's nichts auf sich, wenn sie drauf ginge. Du erbtest dann den Vater und die Mutter und die Tante ganz allein.“ — „s' ist aber eine Sünd', auf ihren Tod zu warten.“ — „Mein, mein, red' gescheit. Das ist der Lauf der Welt. Der Vater kriegt ein Schlagl, die Mutter die Wassersucht, die Tante stirbt an der Jungfernabzehrung. Nun, was weiter? Wir müssen einmal alle daran glauben.“ — „Du bist ein harter Kerl,“ murmelte Peter, schauernd vor Bewunderung. — Der andere fuhr fort: „Bitt' mir nur aus, daß Du hernach nicht vergiffest, was wir abgeredet haben. Umsonst ist nur der Tod, und auch er nicht. Was ist aber mit dem Kerl, von dem Du mir anfingst, zu erzählen, als der Herr uns rief? Er ist Dir auf der Straße nachgelaufen, hat Dich beim Namen gerufen?“ — „Ja, denk': das macht mir wieder Sorgen. Ich glaub', es war der Mensch, mit dem ich in der goldnen Gans gefartelt habe. Weiß nicht gewiß, denn ich war dazumal vor lauter Wein nicht sehr bei Groschen. Doch rief er mich „Hepperger Peter,“ so wie ich zu Friedberg überhaupt mich geschrieben habe.“

„s' war also lang vor meiner Zeit,“ sagte Kölbl mit großer Ruhe: „Was weiter? wie? was?“ — Der Schurke äßte behaglich dem Patron des Hauses nach. Peter schnitt dazu ein saures Gesicht; seine Eitelkeit mehr als

seine kindliche Liebe mißbilligte den groben Spaß. Doch fürchtete er sich vor dem Spaßmacher und that als ob er lächelte. Zu erzählen fuhr er fort: „Nun freilich vor Deiner Zeit. Du weißt ja — der mich so geschwind ausgefädel hat . . . ein Landsmann; seinen Namen und sein Gesicht hab' ich rein vergessen; aber doch mein' ich, daß er's war, der mir heute nachlief. Ich hatte die Dummheit gemacht, mich auf den „Hepperger Peter“ umzuschauen. . . .“ — „O Dideltapp“ räsonnirte Kölbl. — „Freilich, ja freilich bin ich ein Steinesel . . . aber 's war einmal geschehen. Mir ging's wie ein Reitersabel mitten durch die Lungel und alle Eingeweide. Jedoch besann ich mich, und als er mich fragt: „Gelt Du bist's, Peterl?“ hab' ich darauf gesagt: „Nichtsnuß, wär' mir nichts lieber; bin nicht Dein Peter und nicht der Hepperger-Peter. Mach' Dich durch!“ — Sagt' er darauf, als wollte er mir in's Gesicht lachen: „Nun, nun, eine Trag' ist frei; steht auch die Raß den Bischof an, und er ist doch ein g'weihter Mann. Wirf mich nur nicht aus'm Markt außer. Bin auch nicht aus einer Brennsupp'n hergeschwommen,“ — und noch spizige Grobheiten hat er gesagt, und von den Dukaten und Friedberg und der gold'nen Gans ummergeredt, daß mir blau und grün worden ist vor der Nase. Nur nicht verzagt! hab' ich mir gedacht, und das ernsthafteste Gesicht gemacht, recht unerschrocken. Du, hab' ich g'sagt: wir wollen, wenn Du 's nicht anders haben willst, gleich auf's Reine mitsammen kommen. Gehst mit, so zeig' ich Dich an, als einen von den Böswichtern, die mich ausgeraubt haben, und Du kommst in's Loch. Laß mich also aus, und geh' nacher Innsbruck, Deinen Peter zu suchen, denn ich hab' Sorg', es wird der Tammerlpeter aus der Vorstadt seyn, dem schon 's Mies auf'm Mantel wächst, so lang studirt er bereits und wie 's scheint akkurat nur auf Lumpereien. Hepperger ist ja gerade seiner Mutter Geschlechtsname.“ — „Ist das wahr, Peterl?“ fragte

Röbl, von der scharfsinnigen Ausrede seines Zöglings überrascht. — „Wohl, wohl, und mir hat's ein guter Geist eingeblasen, daß ich gerade diesen Namen so aus der Luft herab, ohne an weiteres zu denken, gewählt habe.“ — „Brav, Peterl. Wenn Dir selbiger guter Geist noch oft helfen thut, so wirst Du schon ein Balsam von einem Spitzbuben werden, so Dir's Leben bleibt.“ — „Halt's Maul, und hör' zu. Meine Kuraschi hat dem Kerl den Daum auf's Aug' gesetzt und das Messer an die Gurgel. Er gab, wenn schon spöttisch lachend, daß man ihm nicht ansehen mochte, ob er Spaß machte oder Ernst, zu, daß er sich betrogen haben könne. Es seien jedoch einundfünfzig Dukaten beim Vater Philipp im Servitenkloster zu Waldrast für den Peter Hepperger niedergelegt, und der Hepperger solle sich nur getrost dort melden und seinen Stand beweisen und wenn alles geprüft worden, das Geld an sich nehmen. — Alsdann zog er den Hut ganz unterthänig vor mir ab, machte mir ein paar schielige Augen, und ging, wie ein Teufel so höhnisch seinen Weg weiter. He? hab' ich's gut gemacht?“ — „Vielleicht. Ich hätte den Kerl in die Eisen legen lassen und als Straßenräuber behandelt. — „Gut; wenn er aber die Friedberger Leute zur Zeugenschaft berufen hätte? Wär' gar nicht übel, das? Friedberg liegt auch nicht außer der Welt, leider! was hältst Du davon?“ — „Peterl, Du denkst an alles. Peterl, Du bist ein Hauptschnipser. s' ist ganz recht so. Nur müssen wir's einrichten, daß wir die einundfünfzig Dukaten, die der Klosterherr hat, für unsre Müh' und Last bekommen.“ — „Schön wär's; aber wie . . .?“ — „Laß doch mich sorgen; das kommt später, und merk' Dir: was da auch geklagt wird — immer nur alles frisch auf den Sprugger geschoben. Zudem hab' ich einen Vogel pfeifen gehört: Dein Vater will Dich wegen des Geredes auf einige Zeit außer das Imster Revier thun. Nachher sollen sie nur sich heranwagen, die Geizkrägen. Ich will

ſie ſchon abtrumpfen.“ — „Man ſollte Dich auf ein Altar ſtellen, Kölbl! Du biſt halt mein Helfer in der Noth, und ſollſt, wenn ich einmal Herr bin, alles bei mir vollauf haben. Gewiß, das ſollſt Du.“ — „Danke ſchön. Halten wir nur zuſammen, ſag' ich. Nehmen wir ein Seidl auf den Schrecken, Peterl?“ — „Gar gern. Die Eltern haben alle Hände voll zu thun und zu richten. Wir wollen in den Buſchen hinüber; dort iſt's fein, dort iſt's ſtill, und ich hab' heut' ſo viel viel ausgeſtanden, und ich möcht' mir ſchon ſo ein luſtiges Stieberl trinken.“ — „Meinetwegen, Peterl, aber nicht zu viel, hörſt Du? daß ſie's nicht merken. Haſt ein Geld, Peterl?“ — „Bier Thaler, von der Mutter heimlich bekommen; das langt weit, Kölbl. Und ſie merken heut gar nichts, und wenn wir brennten und feuerten; denn allen liegt genug im Kopf und 's bleibt ihnen nicht Zeit, ſich mit uns abzugeben und an uns zu denken.“ — „Haſt wieder recht, Peterl. Alloh, marsch! Pfeifer, ſpiel' auf!“ — Selbſt des Pfeifers Amt verſehend, nahm Kölbl Peters Arm unter den ſeinigen und ſchob ſich mit ihm behutsam ins Hinterhaus, durch die Hinterpforte, in den einsamen Buſchen.

Tammerl und Idelſtein waren alſo in des Hausherrn Kammer. — „Weiß Er? da macht's kalt?“ hob Idelſtein an, ſich die Hände reibend. „Um ſo geſchwinder werden wir alles verhandelt haben,“ meinte Tammerl. — „Hab' Ihm was vorzuſchlagen,“ begann abermals der Buſterer. — „Waß? he?“ — „Das iſt eine ungerade Geſchichte, die in ſeinem Haus.“ — „Mein Gott und Heiland, ja wohl. Nun aber?“ — „Die Weiberleut' wiſſen drum und halten 's Maul nicht. Der Sprenger iſt auch ein altes Weib. Waß dann? die Geſchichte wird auskommen.“ — „Kann ſeyn, ja, ja, kann ſeyn.“ — „Er und ſein Madl iſt verſchändet.“ — „Er hat recht.“ —

„Die Martina nimmt Keiner mehr.“ — „'s wär' nicht unmöglich.“ — „Weiß Er was? mein Muckerl nimmt sie.“ — „Wie? was? So?“ — „Der Kerl macht sich nichts drauß. Er fangt den Teufel im freien Feld.“ — „Ah!“ — „Er hat seines Bruders Pauline heirathen mögen, sie hat ihn nicht gewollt. Noch ein paar andre in Hall und in Schwaz hätt' er mögen, aber es ist nichts drauß geworden. Nun, 's thut ihm nichts.“ — „Gott sey Dank.“ — „Dank' schön. Weil ich nun grad da zu Imst bin, — ich hol' mir ein paar Köffer — möcht' ich mein'm Muckerl auch eine Braut heimbringen; 'was Apartes. Er nimmt die Martina, sag' ich Ihm.“ — „Das freut mich, aber, lieber Freund, die Sach' ist zu bedenken.“ — „Nichts da. Ja oder Nein.“ — „Ich laß' das Madl nicht gern von mir. Wenn Er aus'm Buserthal daher ziehen wollte?“ — „Ich mag nicht.“ — „Oder wenn sein Muckerl sich hier ankaufen wollte?“ — „Das mag ich wiederum nicht.“ — „Ja, da werden wir schwerlich zusammenkommen.“ — „Das ist dumm von Ihm.“ —

Dieses Kompliment, in tiefster Gemüthsruhe ausgebracht, fiel wie ein Feuerbrand in's Pulverfaß. „Wer ist dumm?“ fuhr Tammerl wüthend auf. — „Er.“ — „Weil ich meine Tochter seinem dalketen Buben nicht hinwerfen mag?“ — „Ja.“ — „Haha! da muß ich lachen; ausschütten muß ich mich vor Lachen. Den Bauch muß ich mir halten vor Lachen.“ — „Weil Er ein Narr ist.“ — „Das hat mir noch niemand gesagt.“ — „So hört Er's von mir.“ — „Will Er still sehn, Er Jackentreiber?“ — „Laß Er mich aus, Vogelhanns, der Er ist.“ — „Ich will Ihm beweisen, daß ich g'scheidt bin.“ — „Wird mir lieb sehn.“ — „Weiß Er, warum ich mich nicht mit Ihm verschwägern will?“ — „Bin neugierig.“ — „Weil ich nicht haben mag, daß Er oder sein Bub' meine Martina plagen und sekkiren soll, wie sein armes Weib und seine Töchter es gewohnt sind.“

Basta.“ — „Wie Er's versteht.“ — „Er kann nur mit Biehern umspringen, aber nicht mit christlichen Menschen.“ — „Er ist ein zweischneidiger Kerl, Tammerl. Was geht Ihn aber mein Weib und was geh'n Ihn meine Gitschen an? he?“ — Tammerl war auf diese bündige Frage ganz verblüfft. Der Zorn ging ihm aus. Den Andern hatte der ganze Auftritt ruhig gelassen. Ein bedeutend langes Stillschweigen stellte sich ein. Tammerl war heiß überall am Leibe; Idelstein blies auf seine kalten Fingerspizen und hob, nachdem er sich vom vielen Reden erholt, grob und ungeschliffen an: „Was hat Er mir zu sagen? 's macht teuflisch kalt da. Weiß Er?“

Nun veränderte Tammerl sein aufgebracht's Wesen in eine freundlichere Manier. „Ich möcht' den Peterl auf eine Zeit los werden, bis die ganze Sache eingeschlafen ist. Weiß Er noch, was Er mir einmal versprochen?“ — „Ja.“ — „Wollt' Er denn so gut sehn, und den Buben in sein Haus nehmen?“ — „Ja.“ — „Der Peter ist zum Bäcker und zum Kaufmann verdorben. Mach' Er einen Bauer aus ihm.“ — „Meinetwegen.“ — „Ich kauf' ihm dann später ein Gütl, oder er erbt eins von der Tante Lenerl . . .“ — „Geht mich nichts an.“ — „Halt' Er ihn nur recht scharf.“ — „Versteht sich.“ — „Kann Er ihn gleich mitnehmen?“ — „Mit meinen Rössern, ja.“ — „Nun, die Hand darauf?“ — „Ja!“ — „Nicht wahr,“ setzte Tammerl etwas geschämig bei: „wir bleiben die Alten?“ — „Ja doch.“ — „Er ist halt ein grober Busterer!“, lachte Tammerl, dem Freund die Hand schüttelnd. — „Und Er ein g'streichter Imster,“ erwiderte der Andere, und ging, nach seinen Pferden zu schauen. —

Gedankenvoll, den kaum vorübergegangenen Streit und die schnelle Versöhnung überdenkend, müde auch von den Affekten, die der stürmische Morgen über ihn ge-

bracht, kam Tammerl, sich in der inzwischen leergewordenen Wohnstube niederzusetzen, als ein Besuch abermals seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Diesmal war's nicht der ungeschlachte Junker Rospkamm und Schenkewirth, sondern der feiner thuende Herr von Sprenger. Er schritt mit einer so gewissen statiosen Feierlichkeit in die Stube, daß Tammerl all seine Müdigkeit vergaß, und mit freundlicher Untertänigkeit dem Gast, dessen adelicher Besuch ihm schmeichelte, entgegenging. Sprenger hatte seine bürgerfreundlichste Miene vorgenommen, und mitten durch seine stolze Herablassung schimmerte eine so milde Familiarität, daß des ehemaligen Bäckermeisters Seele gleichsam davor hinschmolz. „Nun, wie geht's jetzt liebster Tammerl?“ lautete des Besuchers erste Frage, während er sich vertraulich und bequem in den Lehnstuhl vergrub, den Tammerl gerade eine Minute zuvor eingenommen. „Setzen Sie sich zu mir, liebster Tammerl;“ sagte der wohlwollende Herr, nachdem der Meister auf die obige Frage mit Seufzen, unverständlichem Murmeln und Achselzucken geantwortet. Sprenger legte ein besondres Amabile auf das zum zweitemale gebrauchte Schmeichelwort. Es klang dem ehrlichen Tammerl süß, und mit offnem Vertrauen setzte er sich, seinem edeln Freund gegenüber, auf einen Stuhl, der kaum für seine breite Figur Platz bot. Herr von Sprenger spielte noch ein bißchen mit den goldnen Schnüren seines Pelzrocks, betrachtete sinnend die weichen glänzenden Stiefel von Kalbleder, die seine straffen Beine umhüllten, rieb den funkelnden Knopf seines Stockes noch funkelnder, ehe er leutselig in's eigentliche Gespräch einbog.

„Das ist eine verzweifelte Geschichte, ein großes Malheur, das über Ihr Haus eingebrochen ist,“ sprach er: „glauben Sie, daß ich mitfühle, was Ihr Vaterherz und Ihre Bürgerehre leiden.“ — Tammerl bückte sich

und seufzte wieder. „Was hilft's? geschehen ist einmal geschehen,“ sagte er mit Ergebung. Hierauf der Herr von Sprenger: „Sie sind ein rechter Mann, Tammerl. Sie legen sich nicht hin und erkranken. Sie lamentiren nicht der Welt die Ohren voll. Ich achte sie hoch, und bin Ihnen aufrichtig dankbar.“ — „Dankbar, gnädiger Herr? wofür?“ — „Ei nun, haben Sie mir nicht einen großen Beweis Ihres Vertrauens gegeben, indem Sie mich zum Mitwiffer Ihres Familiengeheimnisses machten? Ich bin Ihr Schuldner, wahrhaftig, das bin ich.“ — „Sie machen nur G'spaß, Herr Baron . . .“ —

Tammerl, dem zum erstenmal begegnete, daß Sprenger ihn so fortdauernd und ehrenvoll mit dem noch nicht viel in Bürgerkreisen bräuchlichen Sie bedachte, avancirte den höflichen Herrn seinerseits, um nicht an Artigkeit zurückzustehen, ohne weiters zum Baron. Sprenger nahm's nicht übel: im Gegentheil wurde er noch freundschafilicher, indem er fragte: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen gleich ein Stück Dankbarkeit abstatte? Sehen Sie: ich bin verschwiegen, wie ein Fisch; habe bei Hof schon ganz andere Dinge für mich behalten müssen; als Beamter hab' ich die wichtigsten Dienstgeheimnisse gleichsam in einer verschlossenen Schatulle bei mir getragen . . . ist mir schlecht vergolten worden, doch thut das nichts zur Sache — kurz: meine Diskreion ist ein Faktum . . .“

„Ein Fak — Faktum?“ wiederholte Tammerl, den die vielen ausländischen Wörter einigermaßen verwirrt machten. „Außer allem Zweifel,“ erklärte Sprenger geduldig, was sonst eben nicht seine schwache Seite war. „Ich werde nichts ausbringen. Da sind aber die Mädchen mit prickelnden Zungen; das ältere Frauenzimmer, das seine Sorgen nur in der Mittheilung an andere beschwichtigt; dem — Kölbl, glaub' ich — trau' ich auch nicht viel; der Alte aus dem Pusterthal . . . der —

Kann ich mich doch nie auf seinen Namen besinnen —“ — „Der Herr von Idelstein,“ bemerkte Tammerl dienstfertig, und mit spöttischem Lächeln hierauf der Hausfreund: „Von Idelstein, sagten Sie? Ohne Zweifel ein staubiger Adelsbrief, der nachlässigerweise in die Stallstreu gefegt worden ist, und deren Geruch angenommen hat? Nun, gleichviel. Der Mann ist hainbüchsen, wie man bei mir zu Land sagt, und weiß nichts von Delikatesse, wird nicht reinen Mund halten . . .“ — „Vielleicht,“ versetzte Tammerl kleinlaut, und wunderte sich im Stillen, wie doch das Gespräch des Herrn von Sprenger so ganz genau demjenigen des Idelstein gleichlautete. — „Vielleicht,“ fuhr Sprenger fort, „dürfte sogar Peter, das unschuldige Opfer der Betrugerei des Ausreißers, in seiner Einfalt nicht gar haushälterisch mit dem Geheimniß seiner Eltern umgehen . . .?“ — „Der Bub' kommt aus dem Hause,“ unterbrach Tammerl mit Eifer.

Sprenger schaute seinen Mann durchdringend an, neigte sich etwas vorwärts und sagte: „Recht, Sie sind ein vorsichtiger Vater, aber, lassen Sie sich rathen: thun Sie auch Ihre Tochter so geschwind als möglich aus dem Hause.“ — „Wie? was? warum?“ Tammerls Mund stand weit offen, aber noch weiter und zwar ängstlicher öffneten sich seine Ohren, als Sprenger die Worte von sich gab: „Die Welt wird mit Fingern auf sie zeigen; das Mädchen selbst wird sich zu einem Schatten verzehren, wenn sie in diesem Hause bleibt. Sie werden etwa ihren Tod auf's Gewissen kriegen, wenn Sie nicht alsobald dem Leben und Schicksal der armen Martina eine andere Wendung geben.“ —

Aus diesem Gesichtspunkte hatte Tammerl, wenn schon der liebevollste Vater auf Erden, die ganze Sache noch nicht betrachtet. Um so mehr erschreckte ihn des Kavaliers orakelmäßige Vorhersagung. Er erinnerte sich an Martina's abgekehrtes Antlitz, an die in ihr arbei-

tende Angst und Betrübniß. Er sah schon im Geiste den Sarg vor der Thüre, der da kam, sein geliebtes, theures Engelkindchen abzuholen. Der perlende Schweiß trat auf seine Stirn; er erhob sich rasch, und fragte mit zitternder Stimme — seine Hände und Beine bebten nicht minder —: „Bringen Sie mir eine schlimme Post, Herr von Sprenger? Ist das Madl krank, zu Bett, in den Bügen? Erlauben Sie“ — Er machte Miene fortzugehen, aber die sanfte Hand seines Gastes hielt ihn zurück, zwang ihn mit Freundlichkeit, sich wieder niederzulassen. „Sie ist noch nicht bettlägerig, noch viel weniger am Sterben, guter Mann,“ tröstete Sprenger: „Ich sage nur, daß alles schieß gehen könnte, wenn Sie nicht ohne Verzug Ihre Vorkehrungen treffen.“ — „Was meinen Sie? was soll ich thun?“ forschte halb entgeistert der schmerzlich berührte Vater. —

„Jedesmal das beste Mittel, einen schweren Mädchenkummer zu kuriren, ist, das Mädchen zu verhehelichen;“ predigte der Herr von Sprenger gravitatisch, als ob ihn die Fakultät mit dem rothen Hut geziert hätte: „um so mehr ist dieses Remedium angezeigt, wenn eine Verhehelichung schon auf dem Tapet gewesen, und durch einen nicht mehr zu reparirenden Umstand zurückgegangen ist. Die weibliche Natur, des Frauenzimmers eigentliches Leben, bester Freund, geht nur von einer Grundlage aus. Das Frauenzimmer ist berufen, dem Mann anzugehören, und Welch ein Ende und Zwitterdaseyn daraus wird, so jener Beruf mißkannt wurde, das, liebster Tammerl, zu beobachten, haben Sie nicht nöthig, weit zu gehen.“ — „Aha, ich merk' schon: die Tante Venerl, meine Schwägerin. Ja wahrhaftig, Herr von Sprenger, 's ist schade um die Person. Sie können nicht glauben“ — „Halten wir uns dabei nicht auf. Was ich sagen wollte, ist nur dieses. Um Martina wieder herzustellen und den Leuten die höchst ungewaschenen

Mäuler zu verriegeln, muß sie nothwendigerweise verheirathet werden." — Ohne ein Auge von Tammerl abzulassen, schnupfte Sprenger bedächtig und Stäubchen für Stäubchen eine große gelbe Brise. Er hatte Zeit, Halskrause und Manschetten auszusütteln; denn erst nach geraumer Frist, und den Hinterhalt des Kavaliere nicht übel errathend, versetzte Tammerl langsam: „Wär' mir schon recht, Herr Baron; aber wer wird eben jezo die Martina haben wollen, und wen wird sie gerade jezo mögen? wie? was? ich frage.“

Seine Rede kam stückweise, ein jedes Stück pfundschwer, als ob's auf dem Kirchenturm zwölfe schlug, zum Vorschein. Gerade ebenso begegnete ihr der Herr von Sprenger: „Und ich antworte: ein Imster wird sich sobald nicht finden lassen, denn, daß der Spizbube Seraphin die Braut verlassen, bringt sie auf lange Jahre in Verruf, und der Herr hat mit dem Handel auch ein gutes Stück Geld verloren, was ebenfalls nicht geheim bleiben wird. Verstanden? Doch weiß ich Einen, der aus Freundschaft und Edelmut, aus Passion seines Herzens und langes Attachment, sage Anhänglichkeit, an des Herrn Töchterlein, beide Augen zudrücken und beide Hände nach ihr ausstrecken würde. Ich weiß Einen, Herr, und derjenige hat in seinem Leben einem Grafen nicht den Antrag gemacht, den er heute seinem Liebsten Freunde Tammerl macht.“ — Der Herr von Sprenger erhob sich bei diesen Worten majestätisch aus seinem Sessel, und stand in der ganzen Höhe seiner gold- und juwelenbesetzten Figur vor dem Vogelhändler, der vor lauter Verwunderung über die pathetische Wendung, beide Fäuste auf die Knie gestützt, sitzen blieb, obgleich er etwas Aehnliches beinahe erwartet hatte. — „Versteh' ich Sie, Herr Baron?“ stotterte er, da der Kavaliere, adlermäßig auf ihn herabsehend, keine Miene zum Weitersprechen machte. — „Sapient: sat; das heißt: wer klug ist, wird

allerdings wissen, wo hinaus ich will," entgegnete Sprenger, ohne seine Stellung zu verändern. Tammerl hing ein wenig den Kopf; dann lispelte er zögernd: „Eine Ehre, eine große Ehre für mich, mein Kind und die ganze Familie. Aber, hochgeborener Herr Baron . . . müssen's nicht übel aufnehmen . . . aber meinen der Herr Baron nicht vielleicht . . . wie sag' ich nur . . .? daß Sie zum Heirathen . . . zum Heirathen mit einem so blutjungen Ding . . . daß Sie zum Beispiel ein bißel zu alt dazu wären?“ — Da leuchtete es wie ein Blitz über Sprenger's Gesicht. Die Ader auf der Stirn wurde dick zum Platzen, und das erglühende Antlitz fand kaum mehr Raum in der Halsbinde. Es drohte ein gewaltiger Donnerschlag auf Tammerl's Haupt hernieder; auch duckte es sich unwillkürlich. Aber Gottlob, das Ungewitter verzog sich schnell, wie es aufgestiegen; die Sonne strahlte von der Stirn des Kavaliere, und mit einer wenn auch mühsam hervorgerufenen, dennoch nicht weniger gewinnenden Gutmüthigkeit, erwiderte der Verletzte: „Ich war gefaßt auf diesen Einwurf. Eigentlich hätt' ihn das Mädchen zuerst machen sollen. Der vernünftige Vater sollte bedenken, daß es in meinen Jahren und meinem Charakter liegt, gerade nur der in falsches Licht gestellten Jungfrau ein zweiter Vater, ein Beschützer und Rathgeber, mit einem Wort, derjenige zu seyn, der ihr gern zu Ehre und Ansehen in der Welt verhelfen möchte. Was darüber hinaus, ist Nebensache. Ich könnte zu meinen Gunsten vorbringen, daß die Zeit mich nicht so übel zugerichtet hat, wie manchen viel jüngern Mann, daß ich gesund und grün bin, wie ein Eichbaum, daß ich ein Vermögen besitze, das bei meinen Lebzeiten schon zu einer Freudenquelle für des Herrn Tochter, nach meinem Tode ganz in ihren Besitz überzugehen bestimmt ist; daß ich“ — hier erhöhte er die Stimme merklich — „daß ich eines Standes mich erfreue, der keinem andern in der Welt zu

weichen hat, und daß mein Wappen — so gleichgütig meine Ansichten vom Adel seyn mögen — dennoch breit und hoch genug ist, um allen Unstern des Tammerl'schen Hauses gebührend zuzudecken. . . .; doch will ich alle diese zufälligen Vortheile nicht geltend machen; allein nur meine innige Hingebung für das Wohl des Herrn, dem ich lang befreundet bin, und die Intention, Sein Kind glücklich zu machen, wie es ein Bürgerlicher nicht leicht zu thun vermöchte. — Jetzt höre ich eben die Mittagsglocke läuten, und will nicht länger stören. Auch seh' ich des Herrn äußerst verständige Mutter kommen. Die würdige Frau weiß um meine Absichten. Sie wird sich mit dem Herrn benehmen. Thu' sich aber der Herr keinen Zwang an. Was hier verhandelt worden, soll Ihn nicht überreden und nicht verblenden. Ich hasse das und bleibe nach wie vor Sein vielgewogener Freund und der Frau Martha ergebenster Knecht."

Mit einem leichten quassignädigen Kopfnicken, das Tammerl'n galt, und mit einem verbindlichen Bückling gegen die eintretende Martha empfahl sich der Herr von Sprenger, und sein Abmarsch war in der That ein stattlicher. Den übergewichtigen Eindruck, den des Kavaliere's Anrede und Werbung auf Tammerl gemacht hatte, versuchte der Letztere gar nicht zu verbergen. Schon zeigte sich ihm der ganze Antrag in einem viel günstigeren Licht, und die volle Gleichgültigkeit, womit Sprenger das Ja oder Nein zu erwarten vorgab — ein Beweis seiner reinen Uneigennützigkeit — hatte Tammerl's Empfindungen für den Baron in partibus bis zur höchsten Verehrung gesteigert. Das Werk zu vollenden hatte Frau Martha übernommen. Sie predigte dem Sohn, der noch gewissermaßen unter'm Pantoffel der strengen Mutter stand, vom Nachtschiff bis zum Abend, und tuschelte dann mit Marianne unter vier Augen bis in die späte Nacht. Die Vertraulichkeit der beiden Frauen, die sich Jahr aus Jahr ein gemeiniglich nicht ausstehen konnten, war eine seltene Erschei-

nung im Hause, dafür aber um so bedeutsamer. Unter diesen allerlei Vorbereitungen und Unterhandlungen nahm auch Idelstein plötzlich Abschied, und rückte mit dem über seine gar so schnelle Hinwegnahme bestürzten und vom Buschenwein sehr erhitzten Peter noch am selben Abend bis Nassereit, wohin seine Pferde ein paar Stunden früher vorausgegangen waren.

Während alles dieses sich begab — im Zwielficht, das der Verliebten Morgenröthe ist — standen auf der Schwelle des rothen Adlers, aber auf der Schwelle eines Seitenthürchens, das vom Ab- und Zugehen der Wirthshausgäste nichts wußte, Genovesa und Oswald, und hatten sich bereits seit einer halben Stunde tausendmal Lebewohl gesagt, und waren dennoch immer stehen geblieben, um sich abertausendmal die Neuigkeit zuzuslüstern, daß sie sich gern hätten, lieb und werth hielten, und wie sehr! und auf ewige Zeiten kürzestens. Mitunter war wohl auch die Verwirrung in Tammerls Hause zur Sprache gekommen, und der in seinem Freunde tiefbeleidigte Oswald hatte grimmig genug gethan gegen alle Verläumder, Brod- und Brautneider Seraphins. „Müßte ich nur nicht fort,“ hatte er gesagt, „oder besser: müßt' ich nur nicht fürchten, daß der alte grobe Tammerl, der jetzt seinem Buben und dem liederlichen Kölbl alles auf's Wort glaubt, mich als einen Mithelfer am erlognen Straßenraub einsperren ließe, ich wollt' ihnen die Wahrheit geigen, den z'nichten Menschen. Gelt, Genovesa, Du glaubst ebenso wenig an Seraphins Schlechtigkeit, als ich, gelt? Und die Martina wird doch auch Raschon im Leib haben, und nicht am End' heulen, wie die andern Wölfe thun? Wenn ich nur nicht fort müßte!“ hob er wieder an.

„Das ist auch mein Leid;“ klagte still und bänglich Genovesa, und hielt den Schürzenzipfel vor ihre Augen: „kaum gefunden, so verschwunden! das steht auf dem beizernen Löffel, den mir einmal Seilers Toni — Gott hab'

ihn selig; er stürzte sich auf dem Ferner das Genik ein — von Sterzing mitgebracht hat. Willst ihn annehmen von mir, lieber Walt?" — „Gib her, daß ich mich Dein erinnere, so oft ich meine Supp'n oder mein Mus esse, Beverl. Ach, in meines Vaters Hüttl wird's schmal hergehen. Der Grödner, mit dem ich nacher Haus fahre, hat mir so viel Uebles von daheim erzählt. Der Vater hat sich in den Fuß gehackt, und liegt darnieder ohne Verdienst. Die Mutter — weiß nicht, wie sie's anfing — ist dran, mich noch mit einem G'schwisterl zu erfreuen, daß Gott erbarm . . . die schöne Trine hat schon geheirathet . . . die andern, Brüder und Schwestern, sind Hackstöcke, die nichts verstehen, als die Zunge im Maul zu haben. Ich muß schon hin, und nachsehen, wie's geht, und mein bißel Erworbnies in den Opferstock legen. Will mich auch um Arbeit umsehen, und sobald ich kann . . .“ — „Kommst Du wieder, Walt," fiel Genovesa ein: „Gelt, Du schwarzer lieber Kraushaareter, Du kommst bald wieder?" — „Nu, das versteht sich; eher blieb die Sonne aus. Gott gebe nur, daß Deine Eltern so verständig seyen, wie die Tammerl's mit dem Seraphin gewesen sind, und daß wir kein Unglück haben, wie die Martina leider jezo.“ — „Ach, ich weinte mir die Augen aus dem Kopfe heraus.“ — „Und ich — ich lief' in's Wasser — oder schluckte allen Grünspan, den ich habe.“ — „Das wär' ein Glend, Walt!" — „Das wär' ein Sektatur, Beverl!" — „Bleib' mir treu, Walt!" — „Wie ein Hundl, mein Engerl. Aber Du, Du, wirst Du mich nicht vergessen?" — „Wär' mir nichts lieber. Du machst mir Gall', wenn Du so leichtsinnig fragst.“ — „Sey nicht böß, mein Herzl. Wenn aber Dein Vater und Deine Mutter nicht wollten . . .?" — Genovesa machte ein betroffenes Gesicht. „Ja," sagte sie langsam: „wenn der Herr Vater und die Frau Mutter Nein sagten . . .“ — „Nun, nun, dann? was thätst Du alsdann?" — „Ich weiß nicht, Walt, ich weiß nicht;

aber leid thät' mir's zum Sterben und ich ginge dann lieber unter die Fleckschwwestern, als einen Andern heirathen." — „Wohl?“ — „Gewiß und wahrhaftig.“ — „Schau," rief Oswald lustig, denn er lachte, wenn er sich sein fröhliches Beverl in dem traurigen Habit vorstellte: „schau, Du bist halt ein prächtig's Dienbl, und wenn Du das thust, so geh' ich unter die Kapuziner, laß' mir einen langen Bart wachsen, und wir lieben uns dann geistlich. Willst Du?“ — „Ach, Du ein Kapuziner!" lachte auch Beverl herzlich: „Du mit einem langen Bart! das wär' gar aus!" Oswald und sein Mädchen lachten und kicherten um die Wette. „Was hat's denn da unten für einen Tanz?" fragte eine fette Stimme aus dem obern Stock zum Fenster heraus. — „Der Vater! leb' wohl!" Erschrocken flüchtete sich Beverl in's Haus. Seinerseits nahm Oswald Reißaus. Als er jedoch durch die lange stichdunkle Gasse hinaus zum „Riß" tappte, machte er sich Vorwürfe, daß er lang nicht alles seinem Schatz gesagt hatte, was er sich vorgenommen, ihm mitzutheilen. Er würde zwar immer eins und dasselbe gesagt haben, aber der Verliebten Wörterbuch besteht auch nur auf allen Blättern immer aus einem und demselben Spruch: „Ich bin Dir gut!"

Viertes Kapitel.

Sunker: Sieh einmal zu, Rüpel, wie sie mit den Händen ficht, und Luft schnappt. Ich fürchte, sie wird sterben, wie der Fisch umsteht, den man aus dem Wasser zog und auf den Sand warf.

Rüpel: Behüte, Euer Gnaden. Sie bildet sich's nur ein.

Sunker: Du grober, unbarmherziger Knecht. Sie stirbt, und zwar aus Liebe zu mir stirbt sie, ich sag' es Dir.

Rüpel: Geh'n wir vorüber und kehren wir nach ein paar Wochen um. Ihr werdet sehen, wie ihr der Haber schmeckt.

Sunker: Weil Du ein paar Zoll Fett zwischen Deinen Wanst und die Menschheit gelegt hast, meinst Du Andere seien feisten Herzens, so wie Du?

Doktor: Der Narr hat Recht, mein schöner Ritter. Auf dem Berge Mons wächst noch manche Radix die der Jungfern Siechthum heilet, der Kräuter zu geschweigen. Hier wird die Maaslieb, oder wenn Ihr wollt die Mannslieb' Wunder thun.

Altes Schauspiel vom Sunker Kybiz.

Die Jugend ist nun einmal — nicht Einer läugnet's — ein gar herrliches prächtiges Ding. Sie gibt ihrem glücklichen Volke wachsweiße Glieder und federkräftige Herzen. Sie spottet der Krankheit, sie lacht dem Tod in's Gesicht, und hält ihn für ein fabelhaftes Gespenst, von dem nur abergläubische Märchen erzählen. Ihre Verzweiflung sogar ist schon mit den Lorbeern eines künftigen Siegs

über allen Jammer gekrönt. Wer jung ist, und seinen Kummer nicht am Ende überwindet, ist gerade nur selber daran schuld. Die Natur will nicht daß ihre Blüthen umkommen; sie geizt nach vollem Leben, nach Knospe und Frucht. — Tammerls Martina war auf der Gränzscheide angekommen, wo der Mensch die Wahl hat, sich selber zu verlassen und aufzugeben, oder sich zu ermannen und als ein Wundervogel aus Gluth und Asche hervorzusteigen. Es war geschehen, was der Herr von Sprenger scharfsinnig prophezeit hatte. Martina war von der Trauer in das Welken, von dem Welken in's Verschmachten gerathen, sie hatte sich niedergelegt, um nicht mehr aufzustehen, wie sie meinte. Einige Wochen waren vergangen seit der unheilvollen Ankunft Peterls, und der armen Eltern Besorgniß hatte den Gipfel erreicht. Sie hofften nicht mehr auf eine Besserung der Schwererkranken. Der Aberglaube Tammerls, der nun mit Gewalt hervorbrach, und alle seine übrigen Eigenschaften, Liebhabereien und Erwartungen aus dem Feld trieb, sammelte mit grausamem Selbstbehagen Vorzeichen um Vorzeichen eines nur zu bald zu befürchtenden Trauerfalls. Der Herr von Sprenger — die betrübteten Weiber nicht zu erwähnen — war dermaßen erschüttert und geängstigt, daß er einen geschickten Arzt aus dem Reich hatte kommen lassen, und einen wälschen Doktor, der bei einer adelichen Familie zu Imst eingetroffen, ebenfalls beredet hatte, am Krankenbette im Tammerlhause niederzuzißen und mit dem schwäbischen Kollegen Konsultation zu halten. Der Schwabe und der Wälsche waren zufällig derselben Meinung: die Kranke würde sich auflösen, dachten sie. Diese Uebereinstimmung war vielleicht des Mädchens Rettungsanker; die gelehrten Herren erachteten eine ärztliche Behandlung, eine Bestürmung mit Pillen und Latwergen, überflüssig und ersparten der Patientin den Kampf mit der Medizin. — So lag sie, hoffnungslos wie es schien, bereits versehen mit den Stärkungsmitteln der Religion,

und brütete und düsterte hin, wie eine, die den Tod erwartet. Ergiebiger Schweiß rieselte von ihrer Stirne; beschwerlich ging der Athem aus und ein, ruhelos legte sie ihre kalten Hände hin und wieder, faltete den Mund mit jenem peinlichen Lächeln, das nicht guten Zeichens ist, wie man sagt. Sie sprach nicht mehr, schien kaum der vielen kummervollen Leute zu achten, die an ihrem Lager saßen und standen. Der Herr von Sprenger, der wie die ganze Familie lange nicht von ihrem Bett gekommen war, konnte endlich seinem Posten nicht mehr treu bleiben. Um nicht selber einer Ohnmacht zu unterliegen, schlich er mit gesenktem Haupte fort. Da sagte die Großmutter Martha, seine Freundin, und die robusteste Seele unter den Weibern, die für Martina beteten und sorgten, der Kranken gleichsam mit einem Vorwurf in das Ohr, ungewiß, ob sie es verstehen würde: „Ach Du böses unglückliches Kind! wüßtest Du, was sogar der Fremde, was dieser gute Herr von Sprenger um Dich zu leiden hat! Bliebest Du am Leben, würdest Du gesund, Du würdest seine Frau werden, und hättest Glück und Freude in der Welt vollauf. Aber Du gehst dahin wie eine Blume über Nacht, und wie bald wird er, wie bald werden wir Alle Dir folgen müssen!“

Die Anrede der Großmutter war allerdings nicht zart eronnen; auch erfüllte sie die Anwesenden — Tammerl nicht gerechnet, der wie halb in sich verloren da saß — mit gründlichem Unwillen. „Aber Frau Mutter!“ ermahnte Frau Marianne kopfschüttelnd. „Ist das ein Reden!“ murmelte die Tante Venerl, ihr Gebetbuch zuflappend und gen Himmel blickend. „Das könnt' ihr gerad den Tod bringen auf'm Fleck,“ eiferte Beverl und raschelte unruhig hin und her, und beugte sich voll Sorge über die Freundin. Martha schaute die mißbilligenden Weiber giftigen Blicks an, aber Niemand gab auf sie acht, denn Martina, die plötzlich die Augen groß öffnete und die Großmutter fest anstarrte, beschäftigte die Aufmerksamkeit Aller. „Om!“

machte sie und wiegte langsam mit dem Kopfe rechts und links: „hm, hm, was doch die Frau Nahl daherredet!“ wendete sich von Martha ab und zu Beverl sagend: „Gib mir zu trinken.“ Das geschah, und Martina trank ruhig, in Absätzen, mit Behagen und nicht mehr fieberhaften Durstes voll. Dann legte sie ihre Hände kreuzweis auf die Bettdecke, gähnte ein paarmal, athmete leicht, wie von einer großen Beschwerde erlöst. — „Mahl, was ist denn?“ fragte die Mutter mit zagender Freude: „wie kommst mir denn vor?“ — „Ist Dir besser geworden, mein Tin'l?“ begann eben so schüchtern die Tante. — „Herz, was verlangst Du noch?“ setzte Genovesa hinzu, bebend vor neuer unversehener Hoffnung. „Schlafen; still seyn; viel schlafen,“ erwiderte die Kranke, und ihre Stimme hatte wieder Klang, und ihr Athemzug war gekräftigt. —

Der Wunsch Martina's war natürlich ihren Verwandten Befehl. Alle standen auf, um zu gehen. Marianne tippte auf Tammerl's Schulter, und winkte ihm, zu kommen. „Jesus Maria!“ seufzte er erschrocken: „ist's aus mit ihr?“ — Worauf Martina selbst vernehmlich: „Nein, liebster Herr Vater; im Gegentheil. 's wird schon besser geh'n. Nur schlafen, schlafen!“ — Verstummend vor Entzücken streckte Tammerl die Hände nach oben, und ließ sich von den Weibern geduldig hammelhaft hinausführen. Beverl blieb bei der Freundin zurück. Sie setzte sich in Tammerl's Stuhl, und trieb geräuschlos dasselbe Werk, das er noch vor kurzem getrieben in väterlicher Angst. Sie schlug die Karten auf, und bemühte sich, alle die Wahrsagerschwänke wieder in ihr Gedächtniß zu rufen, die sie einst von Kartenschlägerinnen gesehen. Da es ihr nicht zum Besten gelang, so half sie sich mit dem trostreichen Spiel aus, das man in vornehmern Kreisen grand' patience nannte, und sie mochte sich dabei denken, was sie wollte; die Karten gaben immer ihren Consens dazu. Das Spiel

ging immer glatt aus. Es war ein Glück zum Verzweifeln im eigentlichsten Sinne, denn Beverls Augen wurden dabei vor Ungeduld und Unwillen naß, und ihr Fuß stampfte gar oft behutsam die Erde. „Ist das desperat!“ murrte sie, so oft alles zugetroffen: „Die z'nichten Karten wollen immer, und der Herr Vater will doch nicht, und die Mutter ebensowenig. Die falschen Karten, die verlogenen Karten!“ Sie hätte etwas darum gegeben, wenn nur ein paar Ober aufeinander liegen geblieben wären, um sie wegen der Wahl des Abzugs in Verlegenheit zu setzen. Umsonst: alles so rein und klar wie der Tag. Ueber eine Stunde saß sie schweigend bei der Arbeit, ungestört von den Weibern, obgleich diese manchmal aufpassend den Kopf in die Thüre steckten. Doch hörte Beverl alsobald auf, als Martina sich rührte und aufwachte mit bequemem wohlbehaglichem Dehnen, als hätte sie vierundzwanzig Stunden mindestens im erquickenden Schlummer zugebracht. — „Bist wieder da?“ redete Beverl die Freundin an. — „Ja freilich. Hab' ich lang geschlafen?“ — „Nicht doch. Was länger hätte Dir getaugt.“ — „Um, es ist mir doch leichter. 's war, wie man eine Hand umdreht. Zum Sterben schwer, und dann wieder auf einmal, als ob der Guckuck mir dreißig Jahre in's Ohr rief.“ — „Der Guckuck war die Großmutter, Du arme Haut. Ich dachte, sie würde Dich todtmachen vor lauter Schreck.“ — Martina lächelte; es war aber nicht jenes peinliche Lächeln, des Todtenvogels Flügelschlag, sondern beinahe wie in guten alten Tagen; das Aufgehen einer Rose, oder das lustige Aufplatzen des Granatapfels. Martina hob dabei sogar die ausgemergelten Hände zum Kopf und strich ihre Haare aus der Stirne. Die Bewegung trieb ihr etwas Blut in die Wangen, sie schienen zu erblühen und die Haare schienen zu erglänzen im Widerschein der Wangenröthe. Die Erscheinung war zwar nur von kurzer Dauer, und das Jungfrauenantlitz wurde weiß wie zuvor, aber die Züge hatten

schon mehr Haltung und Mark. Ruhe war dahin zurückgekehrt und Geist in die Augen. „Was todtmachen?“ antwortete das Mädchen auf Beverls Bemerkung: „das sind Dummheiten. Wer sagt denn, daß ich sterbe, und daß ihr alle hinterdrein müßt? Nein, nein, Beverl. Einmal hab' ich's selbst geglaubt und gesagt, aber Gott sey Dank, es ist nicht wahr; ich fühl's, und die Dokters sollen mich auslassen. Ich weiß besser, wie's mit mir steht. Beverl, ich hätte so viel Hunger. Bitt' gar schön um 'was zu essen.“ — Nun, so möcht' ich selber tanzen vor Vergnügen!“ jauchzte Genovesa, indem sie etwas Eingefottenes ans Bett trug, und die Genesende fütterte wie einen Kanarispaß: „das ist wenigstens nicht der Tod, der mit Dir ist, mein liebes Hascherl.“ — Martina beutelte lächelnd den Kopf und schlürfte die Preisselbeeren mit Lust und Behagen. „Ich muß der Nahl danken,“ sagte sie abgebrochen zwischen einem Löffelvoll und dem andern: „sie hat mir den Kopf zurecht gesetzt mit ihrem Sprenger. Zuerst war's die Galle über den alten Bräutigam, die mir das Leben aufjagte; nachgehends kam's mir so lustig vor, zu denken, daß der alte Heiter mich gern zur Frau möchte, und so hat sich's denn gegeben und gelegt mit mir, daß mir jetzt der Baron vorkommt, als wie ein Senfpflaster, das ich auf dem Magen gehabt hätte. Beverl, der Gedanke, die gnädige Frau von Sprenger zu werden, könnte Einen vom Tod erwecken.“ — „Vor Freude?“ fragte Beverl verdrießlich. Martina hätte gern laut gelacht, wenn sie nur schon dazu die Kraft gehabt hätte. „Warum nicht gar?“ sagte sie: „vor Spaß, meine ich. Mach' ein freundlich Gesicht, Beverl, das macht mich früher gesund.“ — „Ja, wenn überall freundliche Gesichter helfen könnten! aber nicht diese und auch nicht die Worten sind zu 'was nuß.“ — Martina, trotz ihrer Schwäche, richtete sich etwas auf, und las befremdet Zug für Zug in Beverls Angesicht durch. „Es

ärgert Dich wohl, daß ich mich besser befinde?“ sagte sie mit jener Reizbarkeit, die den Kranken, welche nach Mit-
 leiden schmachten, so eigen ist. Beverl fühlte sich beschämt. Sie heiterte ihre Stirn möglichst auf, küßte die Freundin
 vielmals, und getröstete sie ihrer unveränderten Liebe und Anhänglichkeit. „Ich hatte Wunder,“ entschuldigte sie
 sich heinebst, „ob Du denn schon den guten Seraphin vergessen hättest?“ — Jetzt war's an Martina's Stirn, sich
 zu verfinstern, und das Mädchen antwortete langsam: „Vergessen? das sagst Du mit Fleiß, Beverl; das ist nicht
 Dein Ernst. Vergessen? das kann ich bis in Ewigkeit nicht. Aber verloren hab' ich ihn einmal, und was will ich thun?
 Wo er ist, ich weiß es nicht. Was er gethan hat? ich weiß nur, daß er kein Lieb ist. Ob mir ungetreu geworden?
 das wär' möglich. Frag' nur die Tante Lenerl, wie's die Mannsbilder machen. Sie weiß etwas davon zu erzählen.
 Nun, wie Gott will. Aber Gott wolle mir auch die Sünde verzeihen, daß ich einmal gewünscht habe, todt zu
 seyn. Das Leben ist doch so fein, und die Eltern, die so viel gut mit mir sind, und so viel viel Sorge um mich
 haben, sollen nicht durch meinen Tod betrübt werden, so lange ich noch ein Zuckerl thun kann. Bin's ihnen
 schuldig; hab' mir's Leben nicht selber gegeben. Ah, jetzt bin ich wieder müde, mein Schatzl. Ah, ich schlafe schon
 wieder ein.“ — „Die ist g'scheit, die hat 'n Verstand!“ rühmte Genovesa ganz heimlich sich selber vor: „da komm
 ich nicht nacher. Ich möcht' gern mit dem Kopf durch die Wand rennen, und sie schwimmt, wie 's Wasser läuft.
 Glückliches Madl!“ Sie war in der That glücklich, die Kranke, denn die Augen waren ihr zugefallen, und wie
 Eine, die in den Himmel lächelt, schlummerte sie. Nun kam die ganze Sippschaft, die im Borgemach gewartet,
 herein, und Beverls Bericht erfüllte alle mit Wonne, und diese Wonne durfte sich in Worten nicht gar zu leise äußern,
 wie der Jubel es liebt, denn Martina hatte diesmal einen

gesunden Schlaf, und wenn der altberühmte kaiserliche Graf von Tirol, der Max, seinen „Weckauf“ und den „Burlepauß“ hätte vor dem Markt abschließen lassen, sie wäre vielleicht nicht erwacht, Martina, seines geliebten Berglandes liebe Tochter. —

„Ich bin in die Haut hinein froh,“ sagte Tammerl: „wär' das Madl gestorben, ich hätt' den Peterl nicht mehr vor Augen sehen können. Jetzt stift' ich eine heilige Meß' bei den Kapuzinern.“ — „Ich verspreche der Muttergottes von Trens einen neuen Rock,“ fiel Marianne ein, und dann Martha: „ich will einen armen Studenten von Fuß bis zu Kopf kleiden. Und Lenerl: „ich sticke selber ein Meßgewand für die Serwiten auf der Waldrast.“ — „Ich will herschenken, was ich aufgespart habe,“ setzte die Genovesa hinzu.“ — Denn ich habe bei den Kapuzinern beten lassen,“ fuhr Tammerl fort. „Und die alte Baya ist für mich nach Trens gewallfahrtet mit Erbsen in den Schuhen,“ sagte Marianne. — „Und das Gnadenbild auf der Waldrast hat sich wunderthätig bewiesen,“ sagte Lenerl. „Die Martina hat halt eine Natur von Eisen,“ sagte Genovesa, und die Großmutter mit Wichtigkeit: „Die Freude hat ihr 's Leben erhalten. Der Herr von Sprenger wird sie glücklich machen, zur reichen Frau, mit Kutsch und Pferden. Das hat ihr wieder Lust und Genesung beigebracht.“ — „Ist das auch gewiß?“ warf die Tante bedauernd hin. Die Großmutter rümpfte stolz die Nase: „Das Madl haltet's mit der Welt wie sie ist, und macht sich keine Fabeln vor, wie gewisse andere Leute.“ — Worauf die Tante, schmerzlich verletzt: „Kann denn die Frau Mutter nicht einmal heut ein'n Fried geben?“ — Eine ziemliche Stille erfolgte nun, die erst Tammerl unterbrach: „Wenn's nur mit der Besserung anhält! Wie es heut geläutet hat, hat die Uhr zugleich die Stunde geschlagen, und das bedeutet nichts Gutes.“ — „Hm!“ machte die Hausfrau: „muß es

gerade für uns übles bedeuten? Es sind noch mehr Leute auf der Welt." — „Die Martina hat in der Taufe geschrien, und dergleichen Kinder, sagt man, werden nicht alt." — „Ei was," redete Frau Martha drein: „ich soll auch geschrien haben, als ob ich am Spieß steckte, und siehe: ich hab' doch meine Jahrln auf'm Buckel." — Der eigensinnige Tammerl wackelte mit dem Kopf, und predigte immer fort: „Ich sag's, die Vögel, die am Morgen so früh singen, verrecken gern am Abend." — „So geht's auch mit den Menschen, der Schwager hat recht: nur wollen wir erst den Abend der Martina kommen lassen," tröstete Lenerl. Die Hauptsach' ist," begann wieder die Mahnl, daß das Madl bald einen braven Mann kriegt." — „Das wird sie auch" nickte Tammerl. „sie hat immer die Katz so viel gern gehabt, und selbige Madln. . . ." — „Das wissen wir schon, Herr Tammerl," unterbrach ihn Genovefa: „wenn's so ist, werd' ich niemals einen braven Mann bekommen." — „Der Mann ist gefunden," sprach Martha: „er heißt Sprenger." — „Meinetwegen," bestätigte Marianne: „wenn er nur nicht Seraphin heißt. Daß mir niemand mehr von dem un dankbaren Buben redet." — „Hab' mir's oft gedacht, daß es nicht zum guten End' kommen würde," bemerkte nun Tammerl, zum erstenmal in seinem Leben: „dem Madl ist das Schuhbandl so viel oft aufgegangen, und das bedeutet immer, daß der Bräutigam andern nachläuft. Ach, Du mein Erlöser, wer wird meinen Duka en nachlaufen? Ich bin ein geschlagner ruinirter Mann. Na, hab' ich erst die Martina verheirathet, so schaff' ich mir gute Locker an, und thu' gar nichts mehr, als auf die Seifeln gehen. Mit den Kanari hab' ich kein Glück mehr, das ist aus und vorbei." — „Hasi recht," antwortete ihm die Gehälft' spitz: „laß' Dir nichts mehr vom seligen Water träumen, oder glaub' ihm vielmehr

nicht, wenn er Dir wieder einen hergelaufenen Buben anempfehlen sollte.“ —

Tammerl setzte sich zur Wehre, wie ein zürnender Hahn. „Hör' Du,“ begann er: „mit selbiger Erscheinung ist noch immer nicht zu spassen. Stell' Dir vor, „ich saß“ — „Schon gut, ich weiß es schon lange.“ — Nun wendete sich Tammerl an die andern Weiber: „Es war eines Nachmittags“ — „Der Schwager hat uns das so oft erzählt,“ erinnerte Lenerl und ergriff die Flucht. — „Da kam der Vater, ich seh' es noch, wie ich euch sehe“ — „Behüte, ich will von dem Seligen nichts hören!“ rief Martha und lief der Tante nach: — „Er hatte, wie im Leben, seine Brille“ — „Das ist nicht auszuhalten!“ schalt Marianne und machte sich durch wie die andern. — „Aber so höre doch nur“ — Tammerl segelte der Seinigen nach, entschlossen, um jeden Preis einmal wieder seine Geschichte anzubringen. Dergestalt war Genovesa wieder allein bei Martina, und diese erwachte, wie auf ein Kommandowort.

„Welch' ein Lärm?“ fragte die Kranke. — „Ach, sie hätten sich fast gezankt,“ entgegnete Beverl: „nur in einem Stück sind sie einverstanden. Sie wollen Dich absolut dem Sprenger geben.“ — Martina machte eine Bewegung der Ungeduld. — „Du bist grantig, Beverl, Du hast mich nicht lieb; Du thust mir weh. Warum? Sag' mir: was geht in Dir vor?“ — Genovesa wäre bald in Thränen ausgebrochen, als sie versetzte: „Es geht in mir vor, daß ich halt gerade so gut verliebt bin, wie Du, verliebt, 's ist gar aus; und daß ich unglücklich bin, 's ist nicht zum sagen.“ — „Du, Du, Beverl?“ — Genovesa erzählte nun mit der bewundernswürdigen Geläufigkeit ihrer Zunge den ganzen Hergang ihrer Liebesgeschichte; daß Oswald so lang schon abwesend, ohne nur einen Gruß und G'segn' Dich Gott“ zu schicken;

daß dieses schon ein großes Elend, aber daß der größere Jammer darinnen bestehe, daß am Abend des Hinweggangs des Geliebten der Vater ihr angekündigt, der alte Edelstein habe für seinen Sohn um sie angehalten, und er hab' es zugesagt, und im Frühjahr würde Nepomuk kommen und drei Wochen darauf die Hochzeit seyn.“ Und das halt' ich nicht aus, und das werd' ich nicht thun, und müßt' ich ganz Imst umkehren,“ betheuerte Beverl, „und, wenn Du thun wolltest, wie ich, Du armes Schaf, das sie auch verkaufen wollen an einen alten Geißfuß, so geh'n wir beide in's Kloster, und das müssen die Eltern zugeben, denn wir wollen die ganze Klerisei hinter sie jagen, und die geistlichen Herren setzen alles durch, was sie wollen. Dann wollen wir als ein paar Klosterschwestern freundselig mit einander leben, wie wir's gewohnt sind, und die schieche böse Welt vergessen, die nur Dörner und feurige Laurenzirose für uns zu spendiren hat. Gelt, Martina, wir thun's?“ — Martina überlegte kaum eine Viertelminute, und gab dann die Antwort von sich: „Was mich angeht, Beverl, so mag ich nicht in's Kloster. Ich hab' einen Abscheu davor, und Du wirst Dich, hoffe ich, noch anders besinnen.“ — „Wie, Martina? Ich fall' aus den Wolken, Dich also reden zu hören. Ich hätt' mir eher den Tod eingebildet, wahrhaftig. Du wolltest lieber den Sprenger ehelichen, als . . .?“ — „Viel lieber, mein Beverl. Ich will denken, daß ich auch dieses nicht werde thun müssen, aber lieber als eine Klosterfrau würd' ich die Frau von Sprenger, das ist wahr.“ — „Nun, so muß bald der jüngste Tag kommen. Du, so verliebt in den Seraphin . . .“ — „Ei, die Lieb' wird nicht aufhören, Beverl; aber wenn er doch für mich verloren ist, will ich nicht im Kloster noch härteres Ungemach ausstehen.“ — „Nun, wie Du willst. Mein Vorsatz ist felsenfest. Du bist ein Weltkind, Martina, aber ich bin standhaft

über die Ewigkeit hinaus.“ — Martina ficherte unter ihrer Decke über den Stolz und die Vermessenheit der flatterhaften Freundin. „Es wird Dir schon anders kommen,“ sagte sie dann freundlich: „Dir möchte das Kloster noch weniger anstehen, als mir, Du meine liebe Genovesa. Was drängst Du aber mich und Dich selber, als ob schon alles verloren wäre? Kann Dein Vater nicht seinen Spruch zurücknehmen? Kann Seraphin nicht heute oder morgen wiederkehren, und ist dann nicht alles, wie zuvor? Mein, mein, schweige und sey ruhig. Gott wird's schon machen nach seinem Gefallen. Er stärkt mich wunderbar. Ich möchte heut schon aufstehen, wenn's dem Geist nach ginge. Aber vernünftigerweise will ich im Bett aushalten, und wünsche nur, einmal wieder vom Seraphin zu träumen. Der Falsche hat mich sogar in meinen Träumen verlassen.“ — „Da will ich Dir etwas rathen,“ versetzte Genovesa altflug wie eine Wunderdoktorin: „Wenn man unter's Kopfkissen ein Päckl Melissen legt, und vor dem Einschlafen steif und fest an die Person denkt, die man im Schlasse sehen will, so fügt sich's, daß es geschieht, und das Verlangen befriedigt wird. Probir's, Martina; schaden kann's ja nicht.“ — „Ich danke Dir, mein Schatz; gib mir die Melissen dort vom Tisch. Besser als der Thee daraus, soll mir eine Unterhaltung mit dem lieben Buben bekommen. Gib her; so; leg' es auf meine linke Seite, wo das Herz ist. So; nun noch das Nachtgebet, und Gott verleihe dann seinen Segen.“

Das so warm empfohlne sympathetische Mittel bewies sich, den Versicherungen Genovesa's und Martina's festem Glauben zum Troz, unwirksam. Die Genesende träumte gar nicht, oder vielmehr blieben ihre Träume nicht in ihrem Gedächtniß haften. Wenn indessen das Kunststück geglückt wäre, so hätte eben in jener Nacht die Sehnsüchtige ihren Liebsten in einer Umgebung sehen können,

die ihr noch befremdender vorgekommen wäre, als sie ihm selbst erschien; sie hätte sich vielleicht geängstigt, und die Angst würde ihr geschadet haben.

Nicht unter'm spiegelklaren Winterhimmel, der just über Tirol ausgespannt war, nicht im Nebelgrauß, das Hollands Küsten überzogen hatte, nicht vor dem gewaltigen Kaminfeuer einer Herberge in Altengland saß in jener Nacht der arme, dem Vaterland und seinem Glück entrissene Wintschger. Es trieb, schon unter milder Zone, ein Schiff dahin auf ruhigem Meere, ein Schiff unter der Flagge der Mynheers, ein Schiff, vollgepfropft von schlummernden Soldaten und fluchenden Bootsknechten. Seraphin befand sich auf der Fregatte; doch schlief er nicht, wie seine Gefährten. Er wachte und sprach viel, und sprach an einem Orte, dessen Luxus nicht sonderlich zu der magern blauen Uniform paßte, worein man den freien Sohn der Gebirge gesteckt hatte. Als ein gemeiner Musketier, das kleine Hütchen auf den Knien haltend, ohne Säbel oder Bajonet, saß er nichts desto weniger auf einem seidnen farbig geblühten Stuhl, und um ihn her glänzten Mahagonywände und Säulchen mit vergoldeten Knäufen. Prachtige Waffen hingen an den Wänden. Aus der halbgeöffneten Kojе schaute lockend ein schmales, aber höchst bequemes Bett. Davor, in einem Lehnstuhl, der sich zum Tammerl'schen verhielt, wie des Großmoguls Krone zu der venetianischen Dogenmütze, saß ein stattlicher Mann, dem man den Cavalier schon von ferne anmerkte, und der von den funkelnden Achselquasten bis zu den blitzenden Steinschnallen auf seinen Schuhen, in Parade und vollem Anzug war. Ein Federhut bedeckte seinen Kopf, seine Linke spielte mit einem kleinen goldnen Degen, der über seinen Knien ruhte. Auf die rechte Hand stützte er sich, und hörte mit erbaulicher schier ungewöhnlicher Theilnahme dem gemeinen Musketier zu. Man sah ihm an, daß er kein Wort

verlor, wenn auch jedes Wort deutsch war, und verachtet von dem übermüthigen Holländer, dem stiefbrüderlichen Abkömmling deutscher Mutter, deutschen Vaterlands. Aber der blanke Offizier war auch kein Holländer, und darum tauschte er mit Entzücken der langvermißten südlich deutschen Zunge. —

„Wir hatten also,“ so erzählt Seraphin ohne Furcht, „alles verkauft, den Erlös in Papiere umgesetzt, und sahen uns nach einer Fuhrgelegenheit zu Wasser oder zu Lande nach der Heimath um. Der gnädige Herr Gouverneur kann sich nicht einbilden, wie mir das Herz vor Freuden schlug, aber mitten durch kam öfters ein Gefühl als sagte mir Einer: Du, paß auf; 's kommt noch 'was. — Mein Kamerad, der zu Amsterdam Bescheid wußte, lief hin und her, um aufzutreiben, was wir suchten. Hatte es auch, wie er sagte, schon gefunden, und es kam nur darauf an, mit dem Patron ernsthaft zu reden, daß er uns arme Vogelträger nicht über die Ohren hieb; denn mit dem deutschen Muß machen die Holländer weiter nicht langen Prozeß. Wir sollten's beide bald erfahren, und an der ganzen Schlechtigkeit dauert mich am meisten, daß ein Landsmann — nein, Gottlob! kein Landsmann aus Tirol, sondern ein Bayer uns in die Patsche führen mußte. Nun, es kurz zu machen: so wie der Egidi auf'm Geschäftln war, bin ich in den Gassen und an den Kanälen umherspaziert, und hab' mir die Raritäten angesehen und immer auf mein Geldl acht gegeben, das ich in einem Gurt unter dem Brusttuch trug. 's war viel, recht viel für uns, gnädiger Herr Gouverneur, und ich hätt' mir daheim noch ein viel bessres Bildl einlegen können. . . es sollte halt nicht seyn.“ — Nachdem der arme Soldat mit dem Nermelauffschlag über sein Auge gefahren war, nahm er wieder den Faden seines Berichts auf: „So steh' ich denn einmal — nicht weit war's vom

Hafen — vor einem Paperl, das Einer aus Indien gebracht hatte, und das Paperl schrie, daß mir die Seel' im Leib gelacht hat: Oranje boven! und allerlei, das ich nicht verstand, aber doch hatt' ich bald den Narrn an ihm gefressen, denn die Vögel, Excellenz Gouverneur, die Vögel sind halt meine Passion und Profession. Steht mir im Angesicht ein Kerl, den ich kenne, ich mag ihn anschauen, wie ich will. Kennt mich der Kerl auch, und kommt herüber und sagt treuherzig: „Bist Du nicht der Seraphin von Burgeis? ha, ha, 's ist schon lang, daß wir die Schlittensfahrt miteinander gemacht haben; 's ist auch schon lang, daß wir auf dem Sauffen uns disputirt haben! Na, nur nichts für ungut. In der Fremde müssen die Landsleut' zusammenhalten und Dir geht's pudelwohl, wie ich weiß, und mir geht's erbärmlich schlecht. Hab' den Holländern gedient, so treu, daß es gar aus war, und doch haben sie mich jetzt fortgeschickt, und ich hab' nichts als diesen Lumpeten Kittl und den Bettelstock, und wenn noch ein Geld in der Welt ist, so weiß ich doch wenigstens nicht, wie's ausschaut. — So haben wir hinüber und herüber geredet, und der Mensch hat mich derbarmt, wenn er schon der Kölbl war, und wir uns nicht wohl haben leiden können. Aber ich bin einmal so ein Tschappl. Die Zeit und mein guts Herz pußen gar bald alles von der Tafel, wo sich Einer bei mir angerußelt hat. Dho! sag' ich: willst heimwärts gehen? Kannst mit uns. Der Egidi hat Dich zwar im Magen, aber ich will ihm schon zureden, und führ' Dich nur gut mit uns auf, hernach wird's schon werden. — Sagt' er drauf: Sakra — bitt' um Verzeihung, Excellenz, aber der Kerl hat immer so geschworen — Sakra, sagt er also: das wär' mir schon recht und das geht mir ein, hat er gesagt. Doch hab' ich da drinnen — ich weiß nicht mehr wie das Diebsgassel sich schreibt,

wo er hingedeutet hat — da drinnen also, sagt er, hab' ich noch einen Bären angebunden, und wenn Du ihn vielleicht ablassen willst, so wär' mir's schon gar recht. — Ich sag': z'wegen meiner, wenn's nicht viel ist; und er meint, es seyen nur ein paar Schilling oder dergleichen. Gehen wir also leider in das Gassl und in das Haus, und darinnen haben Seelenverkäufer ihre Wirthschaft getrieben. Das hab' ich nicht gewußt, sonst denk' ich mir, daß ich außer geblieben wäre. Der Egidi hat mich viel davor gewarnt gehabt; aber es mußte halt einmal kommen, wie es kam: ich konnte nicht helfen. Wir setzten uns in die Spelunken, in ein Kammerl, hinten hinaus, und aßen Erdäpfel und tranken Genever; aber in dem Branntwein müssen sie mir 'was gegeben haben, denn ich bin ganz damisch worden, und wie ich mich umschaue, ist der Kölbl fort, und der Spizbub' von Hausherrn sagt mir unter's Gesicht, ich dürfe nicht mehr fort. Ich sey an ihn verkauft, und er habe mich an die Regierung verkauft, und ich müsse Soldat werden, und das sey alles. Mir war's schon mehr als genug. Ich rebellirte, schrie nach Hülfe. Auf einmal kommt der Egidi herein, der ich weiß nicht von wem erfahren, daß ich in dem Sündenstall eingeschlossen sey. Er prügelt den Wirth und den Kölbl, der ihm nachgesprungen war, schlägt dem Lektorn ein Aug' wurz aus dem Kopf, daß es ihm über die Backen hing. Indessen kommen die Schergen und führen ihn fort, lassen mich aber in dem Seelenverkauf zurück, denn leider hat die Regierung diese Teufelslöcher unter ihren Schutz genommen, wie ich hören mußte. Mit mir war's vorbei; gegen die Gewalt kommt der Stärkste nicht auf. Die Henkersknechte waren schon daran, mir mein Geldl zu nehmen; kommt ein Offizier dazu, und nimmts den Schurken wieder weg; hat mir's freilich nicht wiedergegeben, aber immer hab' ich's der hungrigen Regierung

mehr vergönnt, als den Hunden von Seelenverkäufern. Bin dann in's Rekrutenloch gesteckt worden, und nach mehreren Tagen in diesen Kock und auf's Schiff. Da hab' ich hören müssen, daß mein braver Egidi in's Zuchthaus hat marschiren müssen, weil er einen Amsterdamer schwer geschlagen und dem Kölbl ein Aug' aus dem Schädel gehackt hat. Der arme Kerl! den Egidi mein' ich. Die Herren von Holland hätten sich um den Kölbl, den sie wegen schlechten Lebenswandels abgedankt hatten, nicht mehr angenommen, wenn der Egidi ihm nicht mit seinen Pragen aufgewartet hätte. Nun, basta, wie der Grödner sagt; weiß nicht, was aus dem Kölbl geworden; denk' aber, der Hanf wird schon irgendwo für ihn gesäet sehn. Wohl bekomm' ihm indessen der Judaslohn, den ihm meine Haut eingetragen hat." — Seraphin seufzte tief aus der innersten Seele auf. Der Herr Gouverneur von Surinam, — denn eine geringere Person war der schmucke Herr nicht — nickte mit dem Kopf, als ob er über etwas sehr nachdächte, und brach in die freilich nur halblaut gesprochenen Worte aus: „Es ist nach meiner Meinung der hohen Regierung unwürdig, solche Menschenräuberanstalten zu dulden und zu ermuthigen. Doch hat der Uebelstand auf der andern Seite wieder Entschuldigung verdient. Der Staat ist klein, und braucht für seine Kolonien und Flotte außerordentlich viel Leute. Eine offene Werbung brächte die Masse nicht auf. Der Patriotismus des Einzelnen, wenn's darauf ankömmt, Haut und Haar den Negern oder den Malaien, der tropischen Sonne und den tödtlichen Fiebern entgegenzutragen, darf nicht zu hoch veranschlagt werden. Darum wird bis auf besserer Zeiten Ankunft dieses Menschenpressen tolerirt. Es läuft nicht immer Schurkerei mitunter. Aber mich verdriest besonders, daß bei Dir der Zwang so gehässig angewendet wurde. So gelangtest Du denn auf dieses Schiff,

— und in diese Kleider. Kamst gar nicht mehr an's Land?"

Seraphin lachte: „Oho! sie haben klug daran gethan, mich nimmer außer zu lassen. Ich wär' nicht wiedergekommen, und hätte auch gut daran gethan. Der gnädige Herr wird's selber sagen müssen. Aber ich bin ein Narr und ein z'nichter Mensch, wahrhaftig!“ Er verkehrte sein lustiges Gesicht in ein tiefbekümmertes.

Mit Sanftmuth fragte der Gouverneur: „Warum denn, Tiroler, warum denn?“

Seraphin antwortete: „Ich kann lachen, lachen, wenn daheim vielleicht ein braves Kind in Zähren sitzt, wie eine Magdalena; nur unschuldiger als diese; aber in Zähren um meinetwillen! Wär' ich nur noch ein kleiner Bub', und dürft' mich recht auswehnen!“

Der Gouverneur fand Vergnügen an der biedern Einfalt des Bintschgers. Er sagte: „Ein Mann dar nicht mehr weinen; das ist Ordnung und Herkommen. Sag' mir lieber, wie die Balgerei entstanden ist, die Dir so übel bekommen kann?“

Seraphin versetzte mit Entschlossenheit: „Und wenn der Kapitän mich todtschießen oder todtprügeln läßt noch heute, ich werde nie bereuen, was ich gethan. Der Befreite wollte mir ein Kleinod abnehmen, das ich seit manchen Jahren auf meiner Brust getragen habe. Es ist vor der Mutter selig, und geht den Befreiten, der's aus Zufall inne wurde, nicht an. Ich bat ihn, mich in Ruh zu lassen, dann warnte ich ihn in Güte, dann drohte ich ihm, und als der grobe Zackler den anderen Kesseltameraden zurief: ich hätte ein katholisches Gözenbild am Hals, oder gar gestohlenes Gut, so war ich hinreichend als Sohn, als römisch-katholischer Christ und als ehrlicher Kerl beleidigt, daß ich ausfuhr und den Verläumder schlug.“ —

„Ei, das hast Du böß gemacht. Das Kriegsrrecht

wird Dir's Leben absprechen," sagte der Gouverneur mit Nachdruck. — „In Gottesnamen, Herr Gouverneur Excellenz. Was liegt mir an meinem bissel Leben, da ich die Martina nicht mehr zu sehen kriege? Besser, ich sterbe gleich hier auf dem Schiff, am Mastbaum aufgehängt, als daß ich mich von einer eckelhaften Krankheit abgewürgt sehen müßte. In Surinam, sagen die Leute, sey das Grab der Deutschen. Das ist also g'hupft, wie g'sprungen. Mich verdriest aber, daß sie mir das Halsbaßl genommen haben, und thät schon gern bitten wenn ich's wieder haben könnte? Der Herr Gouverneur Excellenz und Gnaden haben sich, weiß nicht warum, um mich armen Teufel angenommen, und selber gewünscht, mich zu sehen, und wenn Sie jeso die Gnad' haben wollten, mir vom Kapitän das Halsbaßl ach, ich könnte ja nicht ruhig sterben, wenn ich's nicht bei mir hätte! Nachgehends kann's nehmen, wer will; ich kann's nicht hindern, obschon ich daheim Leute wüßte, denen ich's eher gönnte. Aber wie sollt' ich's ihnen schicken mitten aus dem Meere? wer sollt' es ihnen bringen?“ —

„Ist's das da?“ fragte der Gouverneur, und hob ein glänzendes Schmuckstück in die Höhe. — „Ja, ja, bei'm Eid, ja, es ist's. — „Von Deiner Mutter?“ — „Ach ja, gnädiger Herr . . .!“ Der arme Bursche tappte darnach, und legte die Hände bittweise zusammen. „Von Deiner seligen Mutter? sagtest Du nicht so?“ — Da vergaß Seraphin Ordnung und Herkommen, und schluchzte, und nickte mit dem Kopfe, und schlug die Hände abermals zusammen, drei, viermal, wie Kinder thun, die ungestüm bitten. — „Da hast Du's wieder?“ sprach der Gouverneur bewegt und reichte es ihm hin, der's augenblicklich wieder fröhlich im Busen verbarg; „Trage es als ein braver Sohn bis in den Tod.“ — Seraphin spürte so etwas, als sollte er auf die Kniee sinken. Er that dieses wohl nicht, aber er küßte und schüttelte des gnädigen

Herrn Finger, küßte sein Kleid: „Sie sind so gut, Excellenz, das thut mir so viel wohl ach, Sie haben mich nicht gehalten wie einen Gefangenen, haben mich ohne Ketten eintreten, haben mich sitzen lassen vor Ihnen . . . ach, ich danke Ihnen, daß Sie mich wie einen Menschen geachtet haben . . .!“ — Um dieser aufregenden Scene ein Ende zu machen, zog der Gouverneur die Glocke. Ein Unteroffizier trat in die Kajüte, um den Arrestanten abzuholen. Bevor er ging, sagte ihm noch der gnädige Herr: „Es soll geschehen nach Deinem Verlangen. Sollst nicht mehr lang leiden, armer Narr.“ — Obgleich Seraphin unter diesen Worten nichts anders verstehen konnte, als ein baldiges Aufknüpfen am Mastbaum, dennoch war er damit zufrieden. Wie sollte ihm hangen vor dem Tode, da Martina für ihn verloren, und da im Himmel Mutter und Schwester ihn mit offenen Armen erwarteten? —

Es war gut, sehr gut, daß Martina dieses alles nicht im Traume gesehen. Freilich, wäre der Traum ein honetter Traum gewesen, so hätte er ihr als ein Gegenstück zu dem trüben Bilde vorherzeigen können, was am andern Tage geschah. Sie hätte erfahren, daß der Gouverneur den geschlagenen Gefreiten rufen ließ, und ihm, dem grauhaarigen, eine Schreiberstelle beim Rathhäskal der Kolonie Surinam versprach, wenn er sich Barmherzigst erinnern wollte, daß es schon lang mit des Tirolers Kopf nicht richtig gewesen, und daß dessen kriegsartikelwidrige Widerseßlichkeit nur eine Folge seiner Geistesverwirrung. Der Traum hätte hinzugefügt, daß der Veteran die ruhige Stelle zu Paramaribo mit Dank annahm, und ein Protokoll im Sinn des Gouverneurs unterschrieb; daß der edle Mann die Offiziere zusammenberufen und ihre Einwilligung in sein Vorhaben empfangen; daß er sodann unverzüglich kraft seiner statt-

halterischen Allgewalt einen Begnadigungs- und Entlassungsbrief zu Gunsten des Vintchgers aufgesetzt, und mit seinem Namen „Abraham van Nieuwenholt, Generalfeldwachtmeister“ unterzeichnet, und daß somit Leben und Freiheit des Bedrohten gerettet worden. — Aber die Melissen thaten eben nicht ihre Schuldigkeit, und der Traum war auch nicht an und für sich ein guter Freund, der ungerufen kommt, sonst hätte er mehrere Tage später wenigstens, ohne sich in große Unkosten zu versetzen, der sehnsuchtsvollen Martina bei Gelegenheit einfach erzählen können, was noch ferner auf dem Schiffe, das nach Surinam segelte, vorging.

Es stand so zu sagen still auf der weiten Fluth, nirgends war eine Küste zu sehen. Ein anderes Kriegsfahrzeug, von dessen Flagge der Löwe mit dem Pfeilbündel herniedersah, schaukelte sich unfern von der Fregatte in müßiger Erwartung. Unter dem Gezelte des Verdeckes saß Mynheer van Nieuwenholt im Kreise seiner Familie; Frau und Kinder, ein hübsches rothwangiges schon halb aufgeschossenes Geschlecht, umgaben ihn. In ehrerbietiger Entfernung standen die Offiziere der Expedition. Und vor dem Gouverneur, den Begnadigungsbrief in der Hand, stand der ehrliche Tiroler, und hörte mit Verwunderung und Entzücken, wie ihm auf deutsch, den andern unverständlich, als nur seiner Gattin nicht, der Gouverneur sagte: „Du bist frei, Landsmann, und wirst auf jenes Schiff Dich begeben, das wie gerufen uns entgegen kam, und nach Holland zurück segelt. Mein Sekretär — noch mehr: mein Freund, den ich nur ungerne von mir lasse, um sein Leben zu erhalten, welches, wie ich fürchte, in Guiana sich verzehren würde, wird unter seinem Schutze Dich nach Europa bringen, und mit Dir versuchen, ob Dein Geld noch zu finden und wiederzuerhalten. Folge ihm in allen Stücken. Er hat gemessene Instruktionen, und — ich zweifle nicht —

er wird sie Dir zum Frommen, mir zur Freundschaft, gewissenhaft vollziehen. Der Gouverneur reichte dem jungen herbeigetretenen Mann, der so leidend aussah, als hätte ihn das böse Fieber schon am Kragen, mit herzlichem Gefühl die Hand. — „Damit Du aber wissest, Seraphin, welchem Umstand Du eigentlich meine Verwendung für Dich verdankst, so will ich Dir nicht verbergen, daß Deiner lieben Mutter Angedenken kräftig für Dich zu meiner Menschlichkeit gesprochen hat. Ich hatte sie einst so gern, so lieb, wie Du jetzt Deine Braut, und es war eine Liebe, die sie theilte, deren wir uns beide nicht zu schämen hatten. Ich hätte meinen Adel, meinen Degen, meines Lebens Hoffnungen mit leichtem Muth hingeworfen, um sie die Meinige zu nennen; allein, wenn ihre Liebe groß war, so war doch ihr Verstand und ihre Rechtschaffenheit noch größer, und sie bewährte den ihr von Gott geschenkten Herzensadel auf eine standhastere Weise, als etwa Tausende an ihrer Statt gethan haben würden. Sie erinnerte mich an das, was ich meiner Geburt und meinen Eltern schuldig sey. Sie wies mich zurück auf die Bahn, die mir vorgezeichnet war. Sie entsagte mir, um mich meinen Pflichten gegen Haus und Vaterland zurückzugeben. Ich sage ihr noch heute Lob und Preis. Mein Schmerz war heftig, doch löschte ihn die Zeit; und die Liebe meiner Gattin, die ich, ohne Reue zu befürchten, wählen durfte, heilte mich gänzlich, machte mich zum glücklichsten Manne.“

Seraphin starrte den Mann, der also redete, mit begierigen Augen an. Es war, als fielen ihm die Schuppen von denselben. Jetzt erst errieth er noch in den Zügen des Gouverneurs die Aehnlichkeit mit jenem jungen lebensfrischen Kopf, den er im Bilde bei dem Herrn mit der Blitsch'n zu Innsbruck gesehen. „So; Sie also . . .“ sagte er schüchtern, wenn gleich frohlockend: „Sie sind's gewesen, der . . . der meiner guten Seligen das Halsbahl

geschenkt haben? Oho! Sie sind alt geworden, Herr; doch... das versteht sich ja... es ist so lange her... recht alt sind Sie geworden... aber 's thut nichts. Ist doch Ihr Herz jung geblieben, denn es hat noch ein wackres Gedächtniß! o vergelt's Gott, lieber Gnädiger, was Sie an mir thun Ihr Bruder hätt's nicht leicht gethan, glaub' ich . . . nun, Herr, wenn ich nicht täglich ein paar Vaterunser gerade nur für Sie bete, so will ich ein Spitzbub seyn!"

Der Gouverneur und seine Gattin ergözten sich an der Verwirrung des rechtschaffenen Vintschgers, und der Erstere fuhr fort: „Mich dauert sehr, daß Deine Mutter im Elend starb; ich — oder vielmehr meine gute Frau — hatte ihr ein paar tausend Gulden geschickt, als einen schwachen Lohn für ihre edle Standhaftigkeit. Leider hat ihr's nicht genügt . . . 's wird wohl Dein Vater das Geld verschleudert haben . . .?“ — Dem Seraphin ging wieder ein Schwert durch die Brust. „Bitte, bitte, nichts Böses von meinem Vater,“ flehte er: „ich kenn' ihn zwar nicht mehr, verschwunden ist er — oder gestorben . . . ich weiß es nicht; aber, lieber Gnädiger, die Mutter hat ihn gern gehabt, und er hat mir's Leben gegeben . . . lieber Gnädiger, nichts Böses von ihm; ich könnt's nicht hören ohne zu weinen . . . und gerade jetzt . . . die Augen sind mir freilich naß, aber das hat die Freude und die Dankbarkeit gemacht . . . verwandeln Sie diese Freudenähren nicht in Zähren der Bekümmerniß und Trübsal, gnädiger Herr!“ — Der gute Bursche hatte sein innerstes Leben auf der Zunge, da er also redete.

Die Bewegung des Seraphin steckte seine Zuhörer an. Herr Abraham van Nieuwenholt — der die Namen seines Oheims mit dessen Erbe angenommen, um sich unter den auf ihre Nationalität eifersüchtigen Holländern leichter vorwärts zu bringen, was dem ausländisch-klingenden Dobrosław nicht so gut gelungen wäre — fand gar kein Wort des Lebens

mehr; er tuschelte dem Sekretär mit Hinweisung auf den Tiroler mehreres in die Ohren, gab dem letztern seine Hand zu küssen; die gute Dame des Gouverneurs that ein gleiches, und also verließ Seraphin mit seinem neuen Geleitsmann die Fregatte, um auf den Schooner überzugehen, der nach Europa steuerte, während das Gouverneurschiff seinen Lauf nach Surinam fortsetzte.

Alle diese Vorfälle hätte, wie gesagt, ein ordentlicher, reputierlicher, wohlmeinender Traum der verlassenen Braut zu Imst leicht mittheilen können, und sie hätte ihm auf's Wort geglaubt, was auch ihre Umgebungen dazu gesagt hätten. Dem war jedoch nicht also. Als ob der Schlummer der Genesenden in Sprengers Solde gestanden, ließ er Seraphins Bild in seine Gemäldegalerieen nicht zu. Die arme Haut träumte nur von Dingen die ihr peinlich seyn mußten. Bald sah sie ihre Eltern bettelarm von Thür zu Thüre gehen, und bei Sprenger um's tägliche Brod anklopfen. Bald war sie mitten unter den Imstern, die sie verhöhnten und verspotteten, als eine Sitzengelassene. Das Sterzinger-Moos diente solchen Gräuelbildern stets als traurige Folie. — Und wenn sie die Augen aufthat, so plauschten ihr Martha und Marianne die Ohren voll. Tammerl war das Echo der beiden Frauen, und selbst Tante Penek gab nach und nach zu, daß eine glänzende Heirath nicht so übel seyn würde, daß die Männer im Allgemeinen falsch seyen, wie ihr Dobroslaw, dem sie alles verziehen, der ihr zum zweitenmal die Ehe versprochen, und nachdem er von ihr ein bedeutendes Darlehen erhalten, sich hatte nach Dalmatien begeben, wo er die Cibulka, das Husarenkind geelicht, zu Schand' und Spott und Trauer der zweimal Betrogenen. — Obschon noch sehr jung, empörte sich Martina allmählich gegen den Gedanken, aus purer Anhänglichkeit an einen Treulosen das Schicksal einer alten Jungfer riskiren zu sollen. Ihre Eitelkeit empörte sich eben so gewaltig gegen den stillen und lauten Hohn ihrer Mitbürger. Sprengers

ger's Versicherung, daß ihr leidenschaftlicher Kopf eines vernünftigen Rathgebers und Dämpfers bedürfe, so wie die Erinnerung, daß sie um des bösen Seraphin willen schon nur einen Fingerbreit vom Tode entfernt gewesen, gewannen Raum in ihren geheimen Verhandlungen mit sich selber, und trumpften nach und nach alles, was noch bei ihr für den Undankbaren sich verwendete, aus dem Felde.

Um diese Zeit versuchte Herr von Sprenger, sich und der Welt zu beweisen, was ein Mann auszurichten vermag, der Geld besitzt, und die Intrigue versteht. Er, der bis dahin als ein Junggesell zur Mieth gewohnt hatte, kaufte plötzlich ein Haus im nobeln Theil des Markts: ein Haus, das erst vor Kurzem einem Junker gebaut worden war, modelmäßig nach dem Muster adelicher Ansitze bei Innsbruck. Der Junker Bauherr hatte nichts daran gespart: die breite Treppe und die Schneckenstiegen, der Hof und die geräumigen Gänge, die Giebelfronten und die Giebelmüchchen — alles war da, alles eingeschänzt und verwahrt mit Mauer, Gitter und Pforte nach allen vier Weltgegenden zu; vom tiefsten Kellergrund bis zur Spitze des Wetterhahns alles sauber, in bester Ordnung. Und als der Junker Bauherr sein neues Haus zu dieser prachtvollen Vollkommenheit gefördert hatte, rechnete er ab und fand, daß es die höchste Zeit, das Gebäude so schnell als möglich wieder zu verkaufen; denn nicht immer behält, der da baut, sein Dach und Fach. — Weil's daher dem Junker eilig war, und niemand sich einstellen wollte, ihm das Haus abzunehmen, so verhandelte er's Knall und Fall bei einer Flasche Kalterer = Seewein an den Herrn von Sprenger. Ungern that er's, denn Sprenger stand auf dem Scheitelpunkt des Verhaftseyns bei der adelichen Kaste; aber wieder gern that es der Junker, denn er ärgerte damit seine schildsfähigen Genossen, die für ihn kein Geld zu finden gewußt hatten, und setzte ihnen den verabscheuten „Wasserpölschen“ wie eine Klette mitten in den Pelz.

Sprenger hatte also das Haus, dessen früherer Besitzer sich auf Reisen begab, vermuthlich um noch früher mit seiner Habe fertig zu werden. Er that nichts halb, sofern es in seiner Macht stand, der rührige Herr von Sprenger. Darum möblirte er auch hastig, aber mit Ordnung und gutem Geschmaç sein neues Haus, und sorgte darinnen für jede Kleinigkeit mit der kindischen Ungeduld, die ein Graubündner aus dem Hochland zeigt, der von seiner Zuckerbäckerei in Petersburg oder von seinem Handelsgeschäft in Valencia oder Lissabon in's Vaterland zurückkommt, und eines jener stattlichen Häuser baut und einrichtet, die wir heutigen Tags im Ober-Engadin verwundert betrachten, leer und öde, wie sie sind, aber wahre Paläste in mitten einer großartigen Bergwildniß. — An einem kleinen Orte wird viel geklatscht, folglich auch zu Imst. Tagtäglich war neues zu vermelden von den ungeheuern Anschaffungen des Herrn von Sprenger. Innsbruck, Wien, das Reich, ja sogar das wälsche Mailand mußte Steuern zu dem Schatz an Geräthen und Tapeten und Modespieldereien, den der neue Hausbesitzer in seinem „Dahem“ aufstellte. „Woher das Geld zu all dem kostbaren Tand?“ fragten Edelleute, die mit Neid und Kummer von den letzten rothen Hellern ihrer Ahnen zehrten; fragten Beamte, die mit ihrem Traktament stets viel zu früh auskamen: „Der alte Freigeist wird noch im Spital sterben wollen?“ Sie kannten ihn schlecht, der in seiner Dekonomie der pünktlichste war, und dessen Beutel noch viel mehr hätte aushalten können. Denn nebst seinem bedeutenden Vermögen war ihm auch von einer fernnen Base ein Vermächtniß zugekommen, das sehr freigebig genannt werden durfte. Die Base, die, vom Alter geschwächt, sich immer eingebildet hatte, jung und schön zu seyn, und sich unter ihrem Jugendgefährten immer noch den lebhaftesten Studenten vorstellte, der ihr manchen Spaß zum Besten gegeben, hatte für ihren „Ferdinand“ dergestalt mit vollen Händen gesorgt, als ob er alle Menschen auf Erden

zu überleben haben würde. — Von dieser unverhofften Bereicherung hatte Sprenger geschwiegen, ließ nur von Zeit zu Zeit etwas davon merken, durch irgend eine Thatsache, die den Zungen seiner Neider wieder leidenschaftlichem Schwung verlieh. Sprenger in eigener Person war von da an nur an zwei Orten zu finden; nicht bei Cavalieren und Beamten, die er haßte wie die Sünde, und die es ihm reichlich zurückgaben; aber auch nicht bei den Bürgern oder Bauern, seinen Bewunderern und Protegirten, wo er eigentlich hingehörte, der als ein neuer Cäsar lieber der Erste im schmutzigen Dorfe als der zweite im marmornen Rom seyn wollte. Nur an zwei Orten: in seinem neuen Hause, mitten unter hobelnden Schreibern, klopfenden Spenglern und Glasern und andern Handthierern, Staub schluckend, und, wie es kam, Trinkgelder oder Grobheiten spendirend; endlich bei Tammerl, wo er nicht den Staat regieren half als ein Führer des Volks, sondern wo er auftrat als ein milder Agitator, leise schürend seine Kohlen, leise fächend seinen Brand, alles für seine Privatinteressen. — Geßfissentlich machte er sich überall bei seinen andern Freunden rar, daß um so eher seine Abwesenheit bemerkt, also sein Name genannt, also die Sprache auf seine neuesten Anordnungen gebracht wurde. Dennoch fand er im Flecken da und dort seine Leute — einen alten zur Ruh gesetzten Handthierer, der vor lauter Müßiggang nicht mehr wußte, was anzufangen, oder eine betagte Klatschschwester, der man nur von fern ein Glöckl zu läuten brauchte, um sie zu vermögen, alle Sturmglocken, die zu ihrem Gebot, anzuziehen — seine Leute, die begierig das Wort ausleckten, das als ein breites überall gesprochenes und gehörtes von seinen Lippen fiel, wiewohl meistens seine eigne Erfindung. — Da er diesen wohlfeilen Agenten niemals verbot, seinen Namen zu nennen, so fühlten sie sich auch nicht dazu verpflichtet. Die Neuigkeitsjäger bieten gern ihr Wildpret zum Kaufe als aus der erster Hand kommend an. Und so erfuhr denn bald

der ganze Markt, was Herr von Sprenger wünschte, daß er wisse, und noch allerlei darüber hinaus. Und dergestalt erfuhren auch Tammerl und die Weiber im Tammerlhause bald Dinge, die ihnen die Haare sträuben machten: daß Tammerl als ein halb- oder zu dreiviertel ruinirter Mann das Vertrauen des Magistrats und seiner Mitbürger nicht mehr besitze; daß Peter allerdings zu Feldkirch gestohlen, und zwar mit Einbruch, und daß der schmutzige Geiz des Vaters, der ihm alles Taschengeld versagt, daran schuld gewesen; daß auch Seraphin aus ähnlichen Gründen und aus angeborener Spitzbüberei den Weg zum Galgen eingeschlagen; . . . daß aber zu fürchten sey, daß er mit der Martina zu vertraut gewesen . . . daß es auffallend, daß diese sich so ängstlich abgeschlossen; daß sich aber die Männer und Frauen von Imst wenig daraus machen, indem ihr schnippischer Hochmuth von jeher dem ganzen Flecken ein Dorn im Aug' gewesen, und allerdings eine derbe exemplarische Lektion jedenfalls verdient habe. Und was der christlichen Reden noch mehrere. Leicht zu denken, wie dieses Geträtsche im Tammerlhause aufgenommen wurde. Tammerl spie Flammen, Marianne, die sonst so vernünftige Frau, war außer sich. Martha pries den Sprenger als den einzigen Retter und eigentlichen Ehrenhold der Familie. Lenerl allein behielt Fassung genug, um zu rathen, die Otterzungen giftig sprudeln zu lassen immerhin, ohne ihnen mit einer Silbe zu antworten. Martina hatte eigentlich keine Stimme bei dieser Sache, da sie einestheils nicht die Hälfte der Ortsklatschereien vernahm, und anderntheils sich gar nicht darum zu kümmern schien. Doch hastete auch in ihrer Brust der meuchlerische Pfeil und ihr Selbstgefühl blutete aus mancher Wunde im Stillen um so heftiger. Sprenger, der hülfreich, besorgt, galant und tröstend kam und ging, durfte sich mit Recht eines glücklichen Erfolgs versehen. Zwar machte er sich hie und da Vorwürfe, auf unedlen Wegen diesem Erfolge nachzustreben, allein ihm

biente zur vollen Entschuldigung die Empfindung, die seiner sich bemächtigt hatte, und sie sah wahrhaftig aus wie Liebe. Die Leere um ihn her, die er so gar oft als Hagestolz bemerkt, wurde ihm stündlich unerträglicher. Nur ein weibliches Wesen konnte ihm geben, was er brauchte: Unterhaltung, Beschwichtigung seines immer reizbarer werdenden Charakters; die Pflege, deren das Alter immer benöthigt ist. Wäre plötzlich aus jenen lang verschollenen zärtlichen Verbindungen, in denen er als jüngerer Mann auswärts gelebt, eine erwachsene Tochter ihm entgegengekommen, eine unverhoffte Person mit Rechten auf sein Herz und sein Leben, er würde sie gerne aufgenommen haben, um nicht allein zu seyn. Doch fehlte eine solche, und in ihrer Ermanglung ließ ihm keine Ruhe mehr der Gedanke, sich als Gatte mit dem aufgeblühten Mädchen zu verbinden, das schon in seiner frühen Jugend ihn durch Muthwillen und neckisches Versagen und unwiderstehliches Schmollen gefördert hatte. Wenn er glaubte, verliebt zu seyn, so glaubte er's ohne Falsch, und kein Zeitpunkt konnte günstiger seyn, seine Wünsche zur Reife zu bringen. Auch fühlte er, daß er nicht Zeit habe, lange zu warten, wenn er gleich eine unerschöpfliche Geduld in dieser Angelegenheit heuchelte. —

Der März war gekommen, und die Sachen standen, wie schon gesagt, als Beverl eines Morgens bei Martina zum Besuch erschien. Sie war unstäter als gewöhnlich, und irgend ein Vorfall, eine Geschichte saß auf ihrer Zunge, die sich nach Erleichterung sehnte. Martina befand sich in ähnlicher Stimmung. Beide Mädchen hatten einander allerlei zu vertrauen; das merkten sie wohl bald; dennoch zögerte eine schüchternere als die andere, mit ihren Fragen und Beschwerden vorzurücken. Die ruhigere Martina eilte noch weniger als Genovesa. Diese brach mit einemmale das Eis: „Jetzt ist's fertig, Martina, jetzt ist's geschehen. Gott helfe weiter.“ — „Was ist geschehen?“ — „Ich

habe mich versprochen, verlobt, verhandelt; ich kann nicht mehr zurück.“ — „Wie? verlobt mit Deinem Oswald?“ — „Ach nein, ach nein. Mit dem andern.“ — „Mit dem jungen Edelstein?“ — „Ja, mit ihm. Der Brief ist gestern geschrieben worden; in ein paar Tagen hat er ihn; in ein paar Wochen wird er da seyn.“ — „Was Du sagst?“ fragte Martina listig: „was ist denn mit dem Oswald?“ — „Den Abschied gegeben. Zuerst hat's der Vater gethan; darnach die Mutter, und da er immer noch kein'n Fried gab, hab' ich leider Gottes den letzten Trumpf darauf setzen müssen.“ — „Nun, das hätt' ich mir nicht eingebildet.“ — „Was nicht?“ — „Ich dachte mir schon, daß Deine Eltern es nicht zugeben würden . . . ein Maler, der von unsicherem Verdienst lebt, der nichts hat, als Hoffnungen . . .“ — „Setze hinzu,“ fiel Beverl hastig ein, „daß er sich einbildete, das Ding würde gehen, als wie geschmiert: ein sorgloser Mensch, der sich daheim hingesezt hat seit manchen Monaten, und seiner Mutter jüngsten Bamm's gewiegt hat, ohne sich um mich zu bekümmern. Was geh'n mich seine Eltern an? Bei mir wäre sein Platz gewesen. Man muß den Käfig im Aug' behalten, damit die Vögel nicht ausfliegen, sagt Dein Vater. Mit ein paar Briefen, jeder von fünf Zeilen, ist nichts gerichtet. Ich kann nicht alles allein thun, mit den Eltern im Streit liegen, den Edelstein abwehren, den Verwandten Rede stehen, und mich noch obendrein abgrämen, wie nicht geschieht. Schau' mich an; die Kleider fallen mir fast vom Leibe; ich kenn mich selbst nicht mehr. Meine Fette, mein Humor, all' meine Freud' ist dahin. Wie alles zu spät war, kommt er daher wie eine Kanonenkugel und scharmuzirt mit den Eltern, und wie alles nichts half, hat er mir Vorwürfe gemacht . . . nun, Du hättest sie hören sollen. Da ist mir die Gall' übergegangen, und „Alloh Marsch“ hab' ich ihm gesagt: „unsre Sack' ist nichts mehr, und

„Basta und aus und aus.“ — „Das hast Du ihm so in's Gesicht sagen können?“ —

Genovefa fühlte, daß ihr schon wieder die Zunge davongelaufen war, ohne erst mit dem Kopf, geschweige mit dem Herzen Rath zu pflegen. Sie schämte sich ein bißchen, und versetzte kleinlaut: „'s hat mich viel gekostet, Tina, und wenn er sich nur nichts leides anthut! Aber die Mutter ist dabei gestanden, und Du weißt schon, wie sie herschaut, wenn sie aufpaßt. Ich hab' wohl so reden müssen. Der Vater obendrein war in der Kammer, und ich hätt' es schön gekriegt, wenn ich anders gesprochen hätte.“ —

„Wo sind Deine Vorsätze geblieben, Beverl?“ fragte Martina schalkhaft nach einer Pause: „ich zweifle nicht, daß Du ihn aufgeben mußtest, weil Deine Eltern es wollten. Heißt's nicht in der heiligen Schrift, daß der Eltern Fluch der Kinder Häuser einreißt, und ist nicht da das vierte Gebot, dem wir immer getreu seyn sollen? Aber wo blieb Dein Vorsatz, in's Kloster zu gehen? Meint ich doch, Du würdest eher bei den Fleckschwwestern Profess thun wollen als einen andern heirathen?“ — „Die Eltern hätten auch das nicht zugegeben,“ brachte Beverl Chamroth vorher. — „Warum sprachst Du nicht mit dem Herrn Pfarrer? warum ließest Du Dir nicht von dem hochwürdigen Vater Guardian rathen? Die geistlichen Herren, sagtest Du, werden es schon machen. Oder sagtest Du nicht so, Beverl?“

Da brach die Neuverlobte in heiße Thränen aus, und konnte sich kaum zufrieden geben. Mit allen Zeichen der Desperation schluchzte sie: „Schau, Martina, wenn ich mich jetzt auf der Stelle sectzieren ließe, wie der Doktor Musteratsch sagt, man fände mein Herz und was dazu gehört, in lauter kleine Stückln zerbrochen; ich weiß das gewiß; aber ich kann einmal nicht helfen. Bei den Klosterfrauen taugt mir's nicht; ich könnte das Maul nicht hal-

ten, und, ich muß schon sagen, ohne Mannsbilder möcht' ich doch auch nicht seyn, so lang ich lebe. Und darum heirath' ich lieber den Muckerl; Gott verzeih' mir's, ich kann nicht anders."

"Hast Du ihn denn lieb, den Muckerl?" hob wieder Martina an. Beverl trocknete geschwind ihre Augen, und entgegnete mit Seelenruhe: "Ach, behüte; was fällt Dir ein?" — "So? und nimmst ihn doch?" — "Und nehm' ihn doch. Ich mag ihn nicht, und nehm' ihn doch." — "Was wird denn dabei herauskommen?" — "Was in tausend Haushaltungen herauskommt, Martina. Die Schmidin hat auch ihren Mann nicht ausstehen mögen. Des Fuhrmanns Steffel Frau kann den Ihrigen auch nicht leiden. Basta, sie leben doch." —

"Du bist ein ungemein vernünftiges Mädchen geworden," sagte Martina mit einiger Unruhe: "Wenn nur Dein Zukünftiger damit zufrieden ist." — "Ha, er muß wohl," erwiderte Genovefa leichtsinnig. "Er hat seine Sekten, ich hab' die meinigen. Zudem ist er ein bißel vernagelt, und die Mutter sagt, sie wüßte aus Erfahrung, daß mit den vernagelten Männern am besten auszukommen ist. Und der Muckerl muß einen haushohen Streich haben, weißt Du? Kannst Du glauben, daß er's machen will, wie die Herren in der Stadt?" — "Wie so denn?" — "'s ist zum zerspreizen vor Lachen. Da schreibt er mir einen Brief, worinnen viel Kauderwelsch steht, vom Nachtvogel und vom Mondschein, und daß er vor Lieb' außer sich gerathen. Ich weiß nicht mehr alles. Und zum End' bittet er mich gar schön, ich möchte ihm etwas von meinen Haaren schicken. Gelt, das ist dumm? aber die Mutter behauptet, die Herren in Sprugg und Wien machten's grad so, und es sey närrisch, aber ich sollte halt dem Narrn für jetzt den Willen thun." — "So? und Du hast ihm also geschickt, was er verlangt hat?" — "Ach bah; wär'

mir nichts lieber. Mir die Haare zu verschänden, dem Affen zu lieb! Ich hab ihm wohl so was geschickt, aber gewiß nicht von meinem Kopf.“ — „Was denn?“ — „Schau, der Vater, wie Du weißt, ist Soldat gewesen, und hat brandschwarzes Haar gehabt, wie ich noch heutigen Tags. Seinen Soldatenzopf hat er abgeschnitten und die Mutter hebt ihn auf. Ich bin aber dahinter gekommen, und hab' aus der Hälfte davon eine saubre Locke gedreht, und sie dem Pusterer Falken in den Brief gelegt. So ist er zufrieden, und ich bin's auch. Wenn ich von meinem Zopf hätte etwas hergeben wollen, so hätt' es niemand gekriegt, als mein lieber, lieber Walt. Da ich aber den guten Mann nun einmal nicht haben kann, so setz' ich mich auch nicht in Unkosten, und es ist mir jetzt überhaupt allein, wer mein Mann wird.“ Sie weinte abermals, doch nicht lange, denn sie merkte, daß Martina mit einer Herzensangelegenheit herausrücken wollte. Das geschah auch alsobald.

„Ich will mit meinem Vertrauen gegen das Deinige nicht zurückstehen,“ sprach Martina mit unverkennbarer Aengstlichkeit: „ich habe mich entschlossen, dem ungestümen unaufhörlichen Benzen meiner Eltern nachzugeben. Seit gestern ist der Herr von Sprenger ganz wie ausgewechselt. Er hat gesagt, ich müsse mich jetzt erklären mit Ja oder Nein; er wolle nicht länger mehr warten. Meine Eltern wären glücklich, wenn ich ihn nähme; sogar die Tante, die mir immer die Stange hielt, hängt den Kopf, und meint: der Eltern Wunsch sey Gottes Finger . . . Seraphin kommt nicht mehr, und ich fange an zu glauben, was von ihm erzählt worden . . .“ Martina seufzte schwer — „und so hab' ich mich in Gottes Namen auch darein gegeben, um dem nichtsnutzigen Volk im Markt zu zeigen, daß ich doch noch etwas werth bin . . . kurz: ich will den Sprenger nehmen.“

— „Den Sprenger?“ fragte Weberl langsam und nachdenklich.

Martina, die der Freundin Tadel befürchtete, wollte schon des Breitem auseinandersetzen, welche Vortheile diese Ehe darböte, und wie am Ende die Jahre keinen gar so großen Unterschied machten; lauter Dinge, die sie im Herzen selbst verwarf — aber Weberl sparte ihr die Mühe und enttäuschte sie über den Sinn ihrer Frage alsogleich, indem sie ihr in die Rede fiel: „Den Sprenger also? Höre, Martina . . . ach, wie glücklich bist Du! Geld und Gut vollauf, Kutsche und Bediente . . . ein Haus, wie eine Königin, und darinnen Herz, was begehrt Du? Ach, wie glücklich bist Du! der alte Schnapper wird nicht mehr lang halten . . . Dir sein Geldl vermachen, und hernach . . . ach, wie glücklich, wie glücklich, Martina!“

Tammerls Tochter erschrock vor der Auslegung, die Genobesa von ihrem Glücke machte. „Pfui; ist das Christlich, Weberl?“ schalt sie, änderte indessen den Ton geschwind, und setzte hinzu: „Heut soll ich mich erklären; . . . nun, ich will's. Ich habe gefastet und gebetet, und die heilige Muttergottes um Rath gefragt. Sie hat mir zwar nicht mit Worten Bescheid gegeben; aber es ist eine solche Ruhe in meiner Brust, daß ich meine, es könne nicht übel ausfallen, was ich thun will.“ — „Der Himmel wird's geben,“ erwiderte Genobesa andächtig: „Du bist glücklich, Martina . . . der Sprenger muß an die Siebenzig stehen . . . Du bist erschrecklich glücklich. Mein Muckerl hat erst fünfundzwanzig Jahre . . . eine lange, lange Zeit ist vor mir; . . . aber Du . . . nein, es ist gar aus, wie manchen Leuten das Glück in's Haus fliegt!“

Zur selben Frist trat die ganze Tammerlfamilie, den Herrn von Sprenger gleichsam im Triumpf aufführend, feierlichst in die Stube. Die Großmutter war im Staat,

und begann: „Wir kommen, Deine Antwort abzuholen, Martina.“ Die Mutter folgte: „Du wirst ein braves und fluges Kind seyn, nicht wahr?“ Die Tante, angegriffen und ängstlich, sagte gar nichts. Dagegen platzte Tammerl heraus: „Einen glücklichern Tag gibt's nicht, um etwas Ernsthaftes vorzunehmen, als den heutigen. Gleich werden die Glocken läuten und es wird ein Freuden-schießen anheben, und Alles sich freuen, wie noch gar nie. Wie? was? weißt Du schon? Unsre allergnädigste Landesfürstin ist von einem Prinzen entbunden worden, und wenn's jetzt dem Preußen nicht schlecht geht, so weiß ich's nicht.“ — Der Herr von Sprenger, der noch ein Gütchen in Schlessen besaß, das von den preußischen Truppen nicht zum besten mitgenommen worden, schnitt ein Gesicht, als wollte er sagen: „Hol' der Teufel den Preußen lothweise!“ aber mit Gewandtheit schluckte er den Aerger hinunter und fragte mit süßer, zitternder, begieriger Stimme: „Nun, liebe Jungfer: wie steht's? Der Krieg geht allenthalben los. Ein hübsches Frauenzimmer thut weise, sich in eines braven Mannes Schutz zu begeben, und ich muß wissen, woran ich bin, damit ich mein Haus bestellen kann in diesen unruhigen Zeitläuften.“ —

Martina sah ihm fest, mit einem ganz besondern Ausdruck in das Gesicht. Dann sagte sie trauerherzig, wie ein gutes in ihrem Innern tief verwundetes Kind: „Was der Herr Vater und die Frau Mutter wollen, bin ich zu thun bereit. Erlauben Sie mir nur die einzige Anfrage: haben Sie alles wohl überlegt, Herr von Sprenger? Wär's nicht besser, Sie gäben mich auf, weil's noch Zeit ist? Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen freimüthig sage: ich glaube nicht, daß Sie mit mir das Glück erheirathen!“

Freilich erschrad Sprenger ein wenig, und Tammerl noch mehr. Das Mädchen sah dabei so verzweifelt ernst-

haft aus. Lenerl puzte sich eine Thräne von der Wange. Die robuste Großmutter jedoch sagte barsch: „Pah, pah, pah! lasse sich der Herr nicht bange machen. Thut das Madl nicht, als wollte sie den Herrn in der Brautsuppe mit Gift vergeben!“

Martina wehrte entsetzt dieser lieblosen und unzarten Deutung. Sprenger bückte sich aber galant vor ihr, wie noch vor niemand, und erwiderte: „Und wenn diese Hand mich wie einen Nag mit Arsenik vertöden wollte, es wäre mir ein sonderbares Plaisir, gerade von dieser Hand zu sterben, und eben darum will ich's riskiren jedenfalls.“

Und hierauf geschah die Verlobung. Der Herr von Sprenger lief, von Tammerl eskortirt zum Pfarrer. Am nächsten Tage wurde das Paar von der Kanzel verkündet. Acht Tage darauf war die Hochzeit angesetzt. —

Martina ließ ihren überjährigen Bräutigam wie einen gehezten Hasen von einem Winkel in den andern schießen, und hielt sich still zu Hause, wo alle Hände sich beschäftigten, die längst zusammengeschaffte Aussteuer zu ordnen und wieder zu ordnen, damit nicht das leiseste Mackelchen daran übersehen würde. Tammerl ging ab und zu, sich die Hände reibend, und studirte nicht selten mit einer gewissen freundlichen Besorgniß in der Tochter Angesicht, als wollte er fragen: „Bist Du auch recht glücklich?“ — Die Tochter verstand ihn, drückte ihm manchmal die Hand und sagte dann: „Der Herr Vater meint's recht gut, und ich denke, Gott wird schon helfen.“ Sie sagte dieses mit Gelassenheit und Tammerl beruhigte sich. Er war ja nicht gegenwärtig bei den Thränen ihrer Nächte, und hörte nicht die Gebetsseufzer, die ihren Lippen entflohen. Das Mädchen war stark und hielt brav aus. Marianne wunderte sich über ihre Fassung, Martha frohlockte darüber; die Tante schüttelte

den Kopf und dachte bei sich: „Wie das wohl werden wird?“

Martina schien ruhiger von Tag zu Tag. Sie sah aus, wie eine angehende Nonne; die Röthe ihrer Wangen war seit ihrer Krankheit ausgeblieben, doch trotz ihrer Blässe war sie einnehmender als je, und der Herr von Sprenger überraschte sich öfters auf dem jugendlichen Ausruf: „Glücklicher Ferdinand!“ Dann aber wurde ihm plötzlich, als ob ihn eine Schlange bisse, und um sich zu betäuben, rannte er wiederum rastlos hin und her, und zählte nicht nur die Stunden, sondern die Minuten, die noch zu verstreichen hatten bis zum Hochzeitfeste. — Sie vergingen, wie der Brauch ist, eine nach der andern, und der Vortag des Festes war schon da.

Es war um die Zeit der Frühlingsblumen. Martina befand sich in der Stube ihres Vaters, dessen Fenster mit Blumenscherben verziert waren. Sie öffnete die Winterscheiben, um einen Strahl des heitern Tages auf die Gewächse fallen zu lassen, und sagte zu ihnen, während sie sie begoß: „Noch einmal, das letztemal, ihr lieben kleinen bunten Narren, begieß' ich euch; zum letztemal. Möge euch eine barmherzige Hand ferner bescheert werden, damit ihr nicht verkümmert; ich wünsche es, ich habe euch lieb, denn ihr habt mir so viel viel Freude gemacht, und müßt jetzt erleben, daß ich euch verlasse!“ Sie stand vor einem Blumentopf, den ihr einst Seraphin nach Hause gebracht. Wehmüthige Erinnerungen zuckten durch ihre Seele. Der kleine Haufen Erde, aus dem die Blumen lustig keimten, erschien ihr, wie Seraphins Grab. Die Tropfen aus dem Gießkännchen floßen nicht unvermischt mit ihren Thränen, auf dieses Häuflein Erde. „Seid befeuchtet von meinen einsam geweinten Zähren!“ sagte sie leise zu den Blumen: „blühet, blühet als der letzte Schmuck, den ich ihm widmen darf. Ach, wenn

nicht Er, ist nicht seine Liebe längst schlafen gegangen, wie in einer kühlen Gruft?"

Indem sie heimlich mit den Blumen redete, und sich ihnen klar und wahr zeigte, wie nicht den Leuten, die sie umgaben, kam leise ein Mensch zur Thüre herein, der 's Anklopfen vergessen hatte, weil's ihm in der Brust zu heftig pochte, und der Mensch stand betroffen still, da er die so sehr veränderte Martina erblickte. „Wie ist's möglich,“ dachte er bei sich, „daß die Blümeln blühen können unter der Wartung dieser bleichen langen abgestorbenen Hände?“ — „Schau Dich um,“ flüsterte indessen ein böshafter Puz dem Mädchen zu: „Schau Dich um; wer kommt?“

Mit einer Schnelligkeit ohne gleichen folgte Martina der Einflüsterung. „Seraphin?“ Der Freudenruf schwebte auf ihrer Zunge . . .; ach, er war es nicht. — „Ich bin der Oswald Holzer,“ sagte der Mensch an der Thüre: „mein armer guter Freund wird der Jungfer schon von mir derzählt haben?“ — Martina antwortete, sich mühsam fassend: „Um, ja, ja, ich erinnere mich. Die Weberl hat noch vorgestern . . .“

„Bitt' gar schön; von der Weberl nichts. Ich möcht' hübsch bei Kopf bleiben, und wenn ich an selbige erinnert werde, so geht mir's im Hirn durcheinander, und ich möchte ein Jäger, Notabene auf Menschen segn, und niederschließen dürfen, was fliegt und fliebt.“

„Was willst Du bei mir, Oswald?“ fragte Martina, auf Kohlen stehend.

„Nur eine Frag', Jungfer Martina, denn Sie ist's doch? sieht ihr nicht viel mehr ähnlich, aber doch ist Sie's, nicht wahr?“

„Ich bin's; und frag' nur zu.“

„Ist's wahr, daß Sie den alten Sprenger zur Ehe nimmt? Ist's wahr? O, sag' die Jungfer Nein, und ich

will gern mein eigen Leid vergessen, und glauben, daß auf der Welt alles gut und recht zugeht."

"Du bist ein . . . ein zudringlicher vorlauter Mensch. Was der ganze Markt weiß, das wird wohl wahr seyn?"

Dswald nickte tiefsinnig mit dem Kopfe: „Ja, ja; sie sagen's alle. Hab's aber nicht recht glauben mögen. So hab' ich mich denn gar nicht zu beklagen. So ist denn gar keine treue Lieb' auf Erden.“

Eine lange Predigt hätte Martina nicht erschüttern können, wie diese paar schlichten Worte thaten. Scham und Verwirrung verschlossen ihr den Mund. Dswald fuhr melancholisch fort: „Da geht der Wind hin, und nimmt alle Versicherungen und Eide mit sich fort. Ja, ja, es ist der Welt Lauf. 's geht schon nicht anders. Ich merk's. Aber, Martina, Du solltest es nicht machen, wie die andern Weiber.“

„Soll ich mich zu tod grämen, wenn ein ungetreuer Mensch mich zum Gespött macht?“ entgegnete Martina trotzig.

„Nein, nein; ich thät's aber abwarten, Martina. Die Zeit bringt viel, und“ — hier wurde der Freund eifrig und hitzig — „und wenn das ganze Land schreit: der Seraphin ist nichts nutz, so sage ich nein, nein, nein; und Du, Martina, hättest es noch viel lauter schreien sollen, als ich.“

Mit erlöschender Stimme versetzte Martina: „Laß mich aus. Es ist zu spät; und wenn er selber käme, wär's zu spät.“

„So, so. Zu spät. hm, ich hätt' mir's einbilden können. 's wird schon so seyn. Früh genug, um einem ehrlichen Kerl das Leben zu verleiden, dazu ist's immer früh genug. Aber immer zu spät, ihm treu zu seyn. Nun, Martina: ich bitt' um Verzeihung.“

„Warum? Ich hab' Dir nichts zu vergeben, als etwa Deine Einmischung in meine Angelegenheiten. Doch will

ich nicht daran denken, weil ich weiß, daß Du auch Dein Glück eingebüßt zu haben glaubst. Geh' jetzt nur."

"Hast mich nicht verstanden. Weiß Gott, ich will Dir Dein Glück mit dem alten Sprenger nicht mißgönnen, weil ich selber mit Schand und Spott von meiner Werbung abgefahren bin. Aber Du sollst mir Deine Lieb' verzeihen."

"Jetzt versteh' ich Dich nicht."

"Ich hab' sie gemacht, Deine Lieb'. Ich hab' den Vogel zu Dir getragen, und der Vogel hat Dir errathen lassen, wer Dich gern hatte. Hab' freilich nie gemeint, daß ich in der Klag' geh'n würde, um dieser Lieb' willen. Aber ich bin halt schuld daran, und vergib mir's nur von Herzen. Und weil wir gerade vom Vogel reden . . . lebt das Nothkröpfel noch? hast Du ihn noch?"

Mit abgewendetem Blick deutete Martina nach der Wand. Dort hing noch der wohlbekannte Käfig, und auf seiner Sprosse stand der Vogel lebendig aber lautlos. Oswald näherte sich ihm mit rührender Theilnahme, beschaute ihn von allen Seiten, und sagte: „Ach Du mein Nothkröpfel, was ist aus Dir geworden! Bist sonst so lebig und lustig gewesen! jetzt stehst Du da, wie ein alter Herr in abgetragnem Gwands, halb kahl, fast alle Deine Stückln vergessen und keinen Gesang mehr in der Gurgel. O Du Lieb's alt's Mandl! in Deinem Saufgeschirrl liegen Spinnweben, und in Deinem Freßgeschirrl ist mehr Staub als Korn zu finden. 's geht Dir halt wie allen Wandern bei Jahren; man schaut sich nimmer nach Dir um. 's geht Dir halt wie aller alten Lieb'. Sie lassen sie vergeh'n und verhungern. Komm mit mir; ich will Sorg' für Dich haben; wir sind ja alle zwei beide die Ursachen von dem Unglück unsers besten Freundes! Komm, komm, Dein Platz ist nur bei mir in dieser Welt. Gelt, Martina? Du gibst ihn schon her, den alten grauen Kerl. Hast ja auch Deine Treue wohlfeil hergegeben?"

Nach der Braut sich umschauend, fand er das Zimmer zeräumt. Martina war entflohen. Finster und gallebitter den Mund verziehend, nahm Oswald den Vogel an seine Hand. „Fort ist sie, ohne Pfietigott und Dankdirsgott, fort . . . und sie hat wohlgethan; ich hätt' auch die Schand' nicht ausgehalten. Geh' nur zu. Da wird's viele Thaler brauchen, um Deine Lieblosigkeit zuzudecken. Und der Seraphin — ich weiß nicht, ob er wiederkommt — aber wenn er's thut, will ich ihm sagen, daß er sich nicht gräme, nicht ein Vaterunserlang. Zubörderst ist sie ein Weib, und nachgehends, wenn ihr der Sprenger, der steife hundertjährige Tattl, nicht zu schlecht ist, so ist der Seraphin noch viel zu gut für sie. Komm jetzt, Du altes Herrl von Rothkropf; jetzt geh'n wir eigentlich dorthin, wo wir hergekommen sind.“ —

Am Abend dieses Tages war Martina wieder sehr unwohl geworden, und Lenerl drang auf die Verschiebung der Hochzeitfeier. Tammerl, in seiner väterlichen Allgütigkeit, obendrein dunkel merkend, daß die Sachen doch nicht so ganz nach Wunsch standen, wollte nichts dagegen haben; aber Martha und Marianne opponirten heftig, beriefen sich auf die bereits gemachten Anstalten, auf das unnütze Gerede, das wieder im Markt umlaufen würde. Am heftigsten erklärte sich Sprenger gegen jeden Aufschub. Es solle und müsse einmal seyn; er könne und wolle nicht länger warten, und sich vor den Leuten, wie er sich ausdrückte, eine Ohrfeige geben lassen. Die Trauung müsse vor sich gehen, und wenn sie am Bette der kranken Braut geschähe. — Er vergaß beinahe gänzlich die Rolle der Sanftmuth, die er sich zugetheilt, und überließ sich völlig dem ihm angeborenen Ungestüm mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit, deren Grund selbst seine eifrigen Anhängerinnen sich nicht klar zu machen wußten. — Martina, von all diesem Zwiespalt unterrichtet, faltete die Hände mit Ergebung, sprechend: „Wenn es einmal seyn soll, in

Gottesnamen denn. Seraphin kommt doch nicht wieder, und ich habe nichts mehr zu verlieren, was mir theuer wäre. Flechtet nur das Hochzeitkränzl, ich werde morgen bereit seyn."

So war es auch. Martina hielt Wort mit der Selbstbeherrschung, die den Frauen eigen ist. Sie fand Stärke genug, zur Kirche zu gehen, und sagte ihr „Ja“ mit Kälte und trockenem Auge. „Sie weint nicht einmal! Das wird schlimm ausfallen,“ sagte das abergläubische Volk, und Tammerl wiederholte den Ausspruch mit innerer Zerknirschung. — Nach der Trauung wurde das festliche Mahl in Tammerls Hause abgehalten. Er hatte es reich bestellt, um seinen Mitbürgern zu beweisen, daß er bei weitem noch nicht so arm, wie man ihn verschrieen. — Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich, im Anbeginn auch nicht sehr lustig, denn des Bräutigams unstätes hochfahrendes Wesen, so wie die wortkarge Eiskälte der Braut, schüchternen ein. Je nachdem aber der wackre Siebeneichner und der sprudelnde Isara der Tafelgäste Stirne entrunzelten, und ihr Herz froh machten, ging es an ein buntes Geschwätz hin und her, nach allen Richtungen. Martha machte dem Herrn von Sprenger alle erdenklichen Complimente, und ließ sich von demselben tausendmal seine Dankbarkeit versichern. Marianne pries den Ehrentag als einen höchst glücklichen in ihrem Leben, bedauernd, daß ihr guier Peterl leider entfernt sey, und seinen Theil daran nicht genießen könne. Lenerl unterhielt ihre Nichte mit allerhand aufheiternden Redensarten, und das Vesperglöckl hatte für heute seinen Verdruß über's Dach geworfen, um noch einmal als Ehrenjungfer zu plaudern, zu plaudern im Uebermaaß. Sie entzückte ihren Nachbarn, den Gevatter Rathsherrn dermaßen, daß er hoch und theuer schwur, sie müßte ohne weiters die Seinige werden, wenn er nicht schon verheirathet wäre. Der Pfarrer und der Guardian gaben ihre Seminar- und Novizenpässe zum

besten. Die Bettern und Basen tischten Klatschgeschichten die Menge auf. Sprenger ging sogar ein wenig aus seiner überreizten Stimmung in einen geselligern Ton über, und erzählte Schwänke aus Breslau und Wien. Nur Martina blieb einsilbig und zurückhaltend — wie das Volk sich ausdrückt — ein Bild ohne Gnad'. Tammerl bemerkte ihre Schweigsamkeit und Versagung mit tiefer Besorgniß, und raunte dem Doktor Musteratsch, der neben ihm saß, in das Ohr: „Wie das Madl heut Kopf macht! Ist mir in meinem Leben keine so traurige Hochzeiterin vorgekommen. Ist nichts, trinkt nichts, 's ist zum Erbarmen. Und doch hab' ich gemeint, ich hätt' es so gut gemacht, wie nur ein Vater in der Welt.“ — „Geb' sich der Herr nur zufrieden,“ entgegnete der Doktor mit seiner ewig gleichgültigen Freundlichkeit: „Wie lang, und wir kriegen ein solides tüchtiges Schlagl, und dann geht die Herrlichkeit erst an.“ —

Tammerl entsetzte sich. Die Furcht vor einem plötzlichen Ende packte ihn wieder mit scharfen Klauen: „Ein Schlagl? Doktor . . . ist's möglich? Spürt man mir schon so etwas an? wie? was?“ — Der Doktor lachte. „Hab' ich denn von Ihm gesprochen? Ach mein, hab' der Herr keine Angst. Da, von dem Sprenger hab' ich reden wollen. Sieht Er nicht, daß ihm 's Blut im Kopf steht, gerade zum Ausspritzen? Nur getrost: Seine Tochter wird sich als Wittwe schon besser befinden.“ — „Ei, da möchte ja ein Lamm das Fieber kriegen oder den Pips!“ erwiderte Tammerl, sich begütigend: „daß wird doch nicht seyn? Hör' der Herr, warum verdirbt Er seinem Nebenmenschen mit derlei ruchlosen Redensarten allen Appetit?“

Ein Posthorn schmetterte durch die Straße, Sprenger, der in einer etwas lockern Erzählung begriffen, hielt plötzlich inne, und alles Blut strömte nach seinem Herzen zurück. Als wie außer sich, hupfte er vom Stuhle auf, reckte das Ohr, und stotterte: „Wer? wer? das Posthorn . . . was

soll das?" — Einer war an's Fenster gesprungen, wie schon Brauch ist in kleinen Orten, wo das Posthorn eine erregende Gewalt ausübt, und gab den Bescheid, der Graf Ferraris fahre eben durch den Markt. — Sprenger sank müd und matt in seinen Stuhl zurück. Auf seiner wieder gluthroth werdenden Stirn war ein feuriges „Gottlob!“ zu lesen. Sein voriger Schrecken war indessen auch so beredt gewesen, daß die argwöhnischen oder gescheitern Gäste die Köpfe ineinander steckten, und allerlei Muthmaßungen, eine toller als die andere, ableierten. — Indessen brachte der Pfarrer die Gesundheit des Brautpaars aus, und das Sprüchlein: „bei den Alten ist man wohl gehalten!“ freiste mit allerhand leichtfertigen Zusätzen in der Munde. Tammerl holte bei Gelegenheit des Posthorns eine alte Lügenanekdote aus seiner wohlversorgten Tasche. „Da ist mir einmal,“ sagte er, „im Reich ein Postler vorgekommen, der bließ göttlich, wenn er gleich ein Schwabe war.“ — „Wir wissen schon,“ lachten die meisten der Gäste. — Tammerl fuhr unerschüttert fort: „Kommt einmal ein vornehmer Herr . . .“ — „Der Kaiser Leopold“ berichtigte der Rathsherr. — „Ja, ja, der Kaiser Leopold, und will von dem Postler gefahren seyn.“ — „Verspricht ihm ein Trinkgeld von zwei hagelneuen Dukaten;“ schaltete Musteratsch ein, der die Anekdote schon vielmal aus demselben Munde gehört. — „Macht ihn blasen von Frankfurt bis nach . . . der Ort ist mir entfallen;“ spottete Martha. „Bis nach Mainz,“ eiferte Tammerl: „wenn man nachhelfen will, sollte man wenigstens sich alles wohl gemerkt haben. Und, in Mainz angekommen, was war geschehen?“ — „Bekannt, bekannt, schon da gewesen!“ jubelten die Gäste im Chorus. — „Der Postler hatte sein dreimal gewundnes Horn kerzengerad geblasen,“ sagte Tammerl mit größter Wichtigkeit: „hat auch nachher noch viele Jahre als Trompete beim Feuer-signal gedient. So

hat sich die Geschichte verhalten, und wer's nicht glaubt, soll nur hingehen und fragen." —

Unter dem allgemeinen Gelächter bemerkte niemand, daß Martina auf ihrem Stuhle schwankte. Die vier oder fünf Stunden, die sie nach damaligem Brauch hatte bei Tafel zubringen müssen, waren ihr schlecht bekommen. „Wenn dem heiligen Schmaus nicht ein Ende gemacht wird,“ flüsterte sie der Tante zu, „so falle ich ohnmächtig zur Erde.“ — Hierauf erhob sich ein großer Aufstand. Sprenger war gänzlich der Meinung seiner jungen Frau. Die Eltern waren es nicht minder. Tammerl bot der Tochter die Hand, sie aus der Stube zu führen. — „Nichts da;“ sagte jedoch Sprenger brutal: „jetzt ist sie mein, und hat mit mir zu gehen. Es ist zwar noch nicht völlig Abend, und die Herren freuen sich auf die Spässe, die Herkommens sind, bevor die Braut in's eheliche Haus aufbricht. Werden sich's aber gefallen lassen müssen, daß ich mein Weib jetzt heimbringe, und Allen höflichst Dank und „gute Nacht“ sage.“ —

„Geh'n? aus dem Hause gehen? für immer?“ seufzte Martina mit starren Augen und schmerzlich wallender Brust. „Nun freilich, was ist denn? willst bei Mutter und Vater verweilen?“ fragte Sprenger mit steigender Grobheit: „Du gehst jetzt mit mir. Die Kutsche ist unten. Bitt' mir aus; weiter keine Spargamenter gemacht, oder ich geig' Dir aus einem andern Tone auf.“ — Martina betrachtete ihn mit Schrecken und Staunen. „Der Herr gibt sich ja auf einmal als ein rechter Schroll?“ sagte sie stolz. — „He? was war das?“ fuhr Sprenger auf, und drohte mit seiner Rechten der jungen Frau. — Tammerl sprang dazwischen, und nun erfolgte ein Austausch von beleidigenden Bitterkeiten, die das anfängliche Richern und Lachen der fremden Gäste in tiefen Unwillen verwandelten. Tammerls sehr natürlicher Vaterzorn brachte alle rechtliche Leute auf seine Seite. Sprenger, der etwas gar zu früh

die Larve weggeworfen, verlor bei Allen alles, was über die Achtung, die dem reichen Mann gezollt wurde, hinausging. -- Die Stifterinnen des Ehebundes, der sich auf einmal so fatal angekündigt hatte, waren betreten, oder schrieen, ohne sich zu verstehen, wild durcheinander. --

Zum Glück — für den Augenblick wenigstens — waren die geistlichen Herren als beruhigende Autoritäten gegenwärtig, und, wie Beverl einst behauptete, wußten sie alles in's Geleis zu bringen. Sie führten den aufgebrachten Ehemann die Treppe hinunter, sie ermahnten Martina, ihm gutwillig zu folgen. Sie goßen Del in die wilden Wellen des Tammerl'schen Zorns. „Lebt wohl! leb' wohl Du liebes Haus!“ schluchzte die junge Frau, das Tuch vor dem Gesichte. — „Du armes Kind!“ tröstete die im Kind beleidigte Mutter, und das Kind erwiderte: „Die Frau Mutter hat's befohlen!“ — „Hätt' ich gewußt, Du Schast, hätt' ich mir träumen lassen, daß aus dem häßen Menschen so ein höllischer Kuech hervorschauen könnte...!“ seufzte, Martina küssend, der Vater. — Und Martina erwiderte: „Der Herr Vater hat's so haben wollen!“

Von Lenerl und Beverl unterstützt wankte sie aus dem Hause, stieg sie in die Kutsche, worinnen schon der immer noch heimlich grollende Tyrann saß. Ueber dem Streit war Abend geworden. Fackelträger liefen neben der Kutsche her; mit Musik, wenn gleich im Innern verstimmt, folgte der Schwarm der Hochzeitsgäste. — „Das ist eine Pracht! das ist gar aus!“ sagten die Leute, an die Fenster rennend, und viele Duzende von Buben und Mädeln beneideten den Sprenger, die Martina. Aber in der Kutsche des hochzeitlichen Paares gab es nichts, als Grimm und Vorwürfe und Thränen.

Anhang.

Fack: Schwein.

Stüffel: steil.

Riffian: ein Bergdorf bei Meran.

Salthaus: ein einzelner, sogenannter Schildhof im Passeyrerthal, auf der Straße nach Meran.

Gazze: eiserner Löffel; gewöhnlicher Schöpflöffel.

Schaffien: befehlen.

Stäßhosen: die eigentlichen Weinkleider, zum Unterschied von den „Weinhosen“ — vielfach gefaltete Strümpfe zum Schutz der Waden, — also genannt.

d'Hand von der Butten, 's sind Weinbeerln drinn: nicht anrühren!

Tack': dumme unbeholfne Person weiblichen Geschlechts.

Nicht recht bei die Groschen seyn, nicht richtig im Kopf seyn.

Stanzl: besondres Kirchenstübchen; Dratorium für vornehme Leute.

Krefeln: mühsam klettern.

Leseregger: Leute aus einem Seitenthale nächst dem Pusterthal, als Halbwilde verschrien gewesen.

Bußhandl: Rußhand.

Busterer: ein Pusterthaler.

Geldtrückerl: Geldfistchen, Sparbüchse.

Spinnerin: Spinne.

Schnaggler: eigenthümlicher Tuschlerlaut, um sich von ferne anzufündigen.

- Wockelhaube:** eine Silber- oder Goldhaube, vordem in Augsburg gebräuchlich.
- Huifeder:** Trugfeder, die von stolzen rauffüchtigen Buben auf dem Hut getragen wird; ein Ausforderungszeichen.
- Rabendukaten:** auch Rabeldukaten genannt; sind ungarische Stücke, die auf der Reversseite den Raben mit dem Ringe zeigen.
- Fledermäusel:** tyrolische Scheidemünze mit dem Adler und der Reverschrift: *Quadrans novus tyrolis*.
- Rüffelthaler:** im Volksmund die Thaler Leopolds I., wegen des unförmlichen Mundes des darauf geprägten Kaiserbildes.
- Struzzer:** Kleinviehwehger.
- Stubay:** ein ansehnliches Thal einige Stunden von Innsbruck, durch seine Eisenschmelzen u. s. w. berühmt geworden.
- Christenlehre:** Kinderlehre, öffentlicher geistlicher Unterricht.
- Schnabel:** vorlauter Mensch.
- Brenzeln:** nach Brand riechen.
- Nesch:** rüstig, heftig.
- Sich anlegen:** sich ankleiden.
- Endskerl:** ein gewaltiger Mensch.
- Der Tod ist mir über's Grab gelaufen:** schauern, eine Gänsehaut kriegen.
- Augsburger Stieglitz:** Gerichtsdiener in weiß, grün und rothgestreifter Kleidung, grünen Strümpfen und weißem Hut.
- Gabig:** verwirrt vor Erstaunen.
- Ja Schnecken:** gleich dem bekannten: Profit die Mahlzeit!
- Buhin:** Schuhu.

- Fertig bis auf's Reimen:** in der allgemeinsten Bedeutung: aufgegeben, verloren, unverbesserlich seyn.
- Zulucken:** zudecken. **Luck:** Deckel.
- Picken:** ankleben.
- Nach Blindheim auf'n Federmarkt gehen:** bairisch-schwäbische Redensart für: zu Bett gehen.
- Krampus:** der Teufel.
- Aufstößeln:** aufrichten, aufthürmen.
- Sankt Meff im Krautgarten:** bedeutet einen verdußten bestürzten Menschen, der nicht weiß, was er in seiner Verlegenheit beginnen soll.
- Schreibname:** Familienname.
- Deuter:** ein grob gegebener Fingerzeig; ein Schlag hinter die Ohren.
- Abreden:** irre reden. **Aufreden:** im Schlaf sprechen.
- Gschafftberger:** ein Mensch, der sich immer etwas zu thun macht.
- Weißwurm:** Schlange, Otter größrer Gattung.
- Was der Brief vermag:** bairische Redensart für: was das Zeug hält.
- Einen Todten vertrinken:** bezieht sich auf den alten Brauch der Todtentrünke. „Wann haben wir den N. N. vertrunken? — wann ist der N. N. gestorben oder begraben worden?“
- Buschen:** Blumenstrauß. — Andre Bedeutung: Schenke.
- Petizel:** Stück von achtzehn Kreuzern.
- Donau:** sehr gebräuchlicher Hundename.
- Einen z'leihen (sprich: z'leichen) nehmen:** einen verb abprügeln.
- Da muß ein'm ja das Mannl steigend werden:** da muß man ja zornig werden.
- Die Fraisen kriegen:** die Sichter bekommen.

Den Gloger haben: starr und zerstreut vor sich hinsehen ohne auf etwas acht zu geben.

Goscherl: Mündchen.

Ragerl: Nelke (besonders in österreichischer Mundart).

Fleck: Brett.

Schippel: Schopf, Locke.

Gänker: ein Vogel, der zum Locken abgerichtet wurde und nicht gerieth: — gänked, so viel wie distonirend.

Gafegen: stottern.

Benzer: tribuliren,, keine Ruhe lassen.

G'weich.: geweiht, gesalbt.

Ummerreden: etwas zu Gehör reden.

Zweischneidiger Mensch: ein Mensch bössartiger Natur, dem nicht zu trauen.

Fleckschwester: Tertiarinnen, Schuischwester; in Brixen von Maria Hueber in's Leben gerufen.

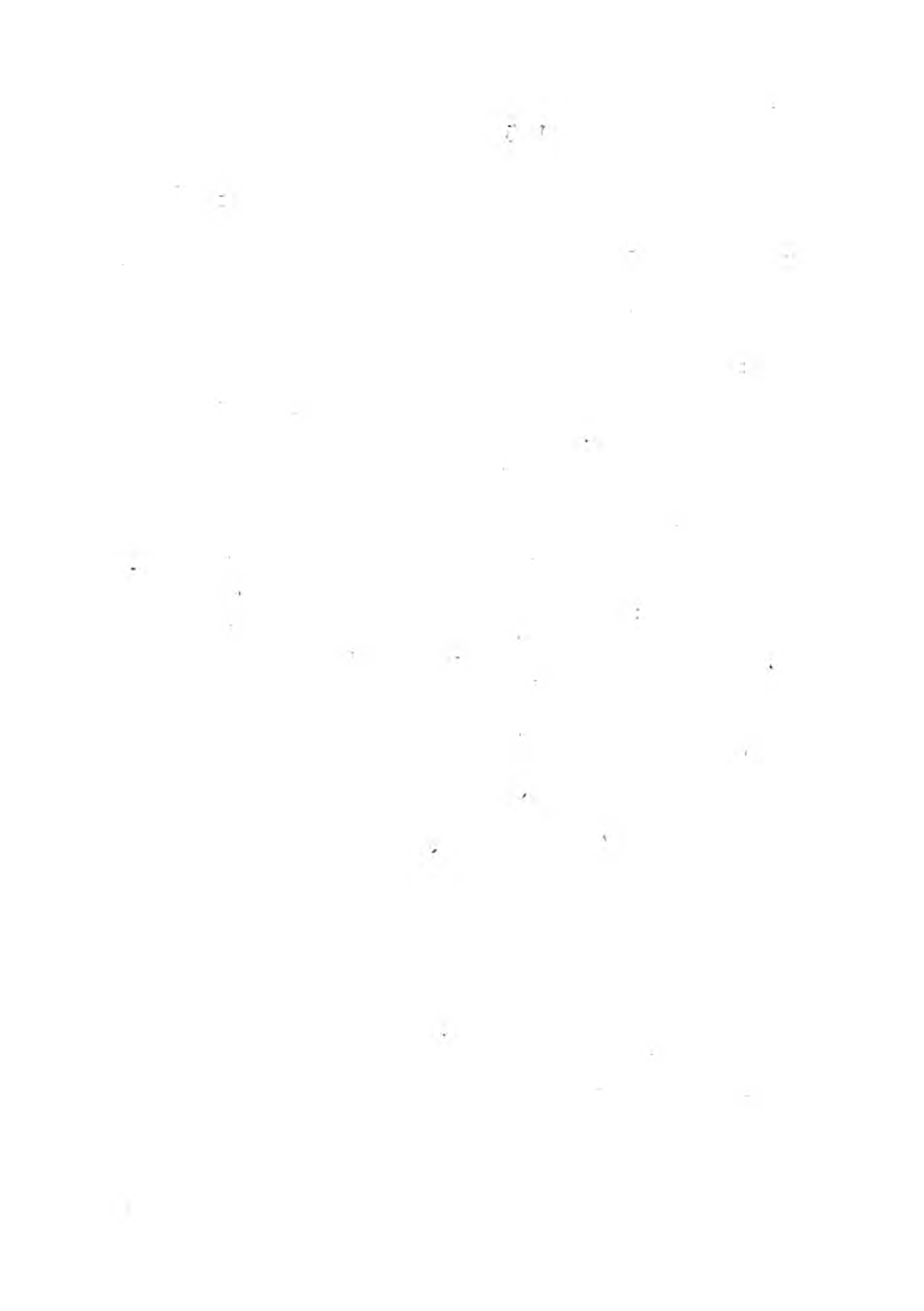
Etwas mit Fleiß sagen: etwas im Scherz reden oder behaupten.

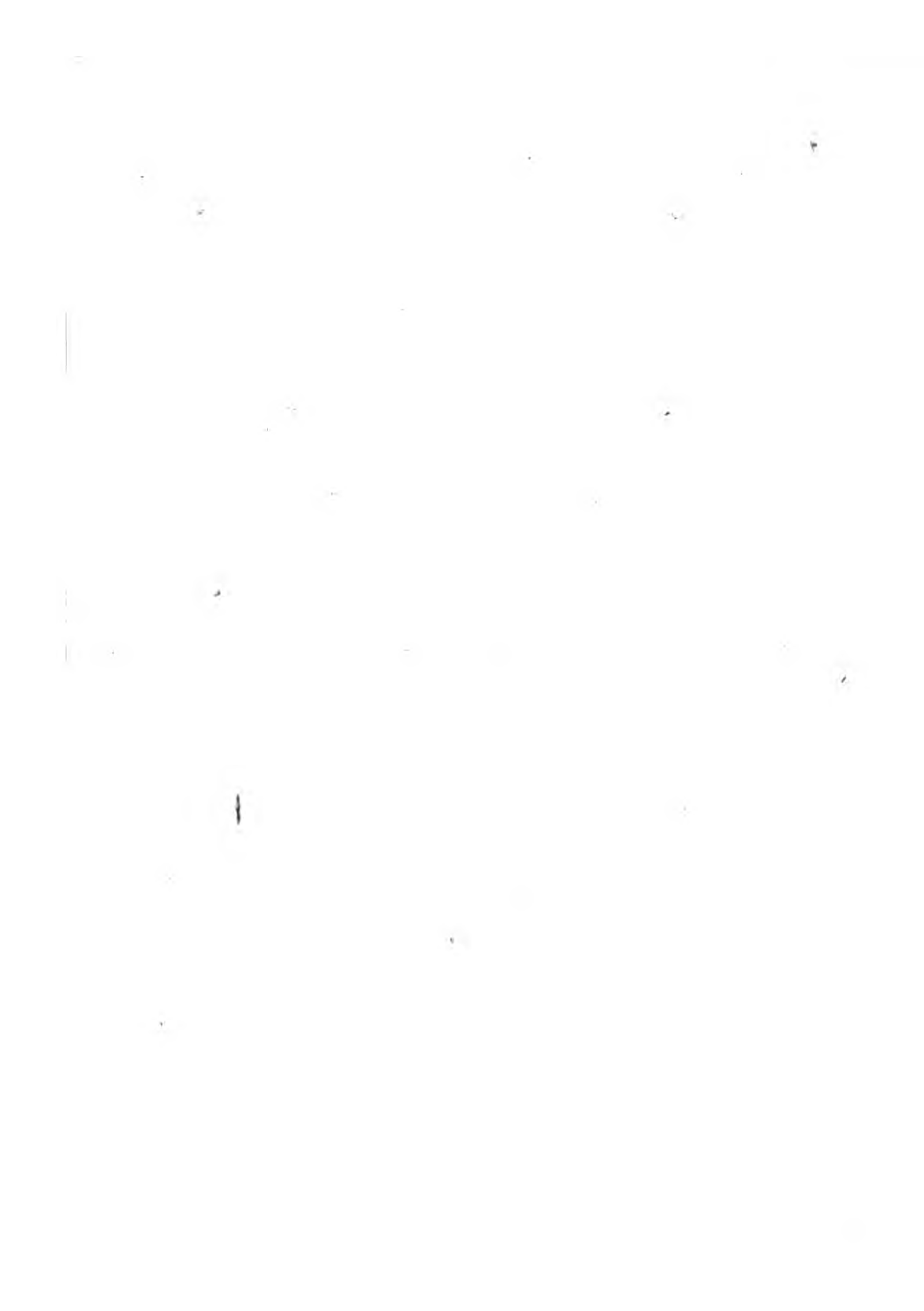
Jemand im Magen haben: Jemand verabscheuen.

Zackler: lumpiger Gesell.

Schroll: ein grober Mensch.







G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

LXV.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Der Vogelhändler von Imst.

(Tirol vor hundert Jahren.)

Volksroman in vier Bänden

von

C. Spindler.

Vierter Band.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
„Goldne Vögel bring' ich z' Haus,
„Und für's Dirnl 'n Blumenstrauß;
„Aber ich hab 'n Weg 'n weiten,
„Und dazu kein Roß zum Reiten:
„Da brauch't's wohl 'n Kopf 'n g'scheiten?“



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Bin i jüngst verwich'n
Zu mein'm Diendl g'schlich'n
Hab' zum Fenster freudig einiguckt:
Hab' i's sehen scherzen
Und 'n Andern Herzen,
Daß mir's durch die Seel' hat blutig 'zuckt.
Da geh' i ganz stat
Mit mein'm Herzeload,
Hab' den Weg zum Dorf hinaus nit g'schikt:
Gibt's denn gar kein'n Weg,
Gibt's denn gar kein'n Steg,
Der mi auffi führet aus der Welt?

Lied vom falschen Madl.

Acht Tage nach der Sprenger'schen Hochzeit, nicht um einen Tag früher, nicht um einen später, — auch war's in derselben Abendstunde, die von dem Fackelzug der Brautleute zu erzählen wußte und von ihrer Zwietracht — näherte sich ein rüstig schreitender Mensch dem Dorfe Tarenz. Er ging, als wie ein Laufer; als hätte man ihm, gleich einem solchen, die Milz aus dem Leibe geschnitten, wie das Märchen erzählt. Nicht sein Gewand, das knapp genug, und nicht sein Gepäck, das nur in einem Schnupftüchl, hinderten ihn, seine Glieder spielen zu lassen. Ein gesegneter Aprilregen sprühte ihn an; er merkte nichts davon; von einem einzigen Gedanken war sein Kopf erfüllt; ein einziges Streben trieb ihn vorwärts. Der Abend dunkelte, konnte den Wanderer jedoch nicht aufhalten. Vorübergehende grüßten ihn mit dem rührenden Spruch:

„Gelobt sey Jesus Christus!“ Manchem vergaß er die Antwort zu geben. Im Dorfe angekommen, ging er sichern Fußes auf Tammerls Haus los, klopfte an der Thüre, als ob er längst gewöhnt gewesen wäre, daran zu pochen. — Aber nicht jedem Pochenden wird aufgethan. Der Reisende, der hier nur eine kurze Station zu machen gesonnen war, klopfte zum zweiten = zum drittenmal, trippelte vor Ungeduld, zog endlich den nur angelegten Fensterladen an sich, und streckte den Hals, um in die Stube des Schuhlickers zu schauen, den er mit Namen rief. Die durchaus finstre Stube, das streng gesperrte Schloß an der Thüre, gaben übeln Bescheid. Kein Hund, keine Katze antworteten dem späten Besuchlustigen. — „Oho! muß ihn gerade heute ein dalketer Geist in's Wirthshaus oder in 'n Heimgarten geführt haben?“ brummte er; aber seine üble Laune wich alsobald einer freundlicheren Vorstellung. „Pah,“ sagte er, indem er sich wieder lausermäßig auf den Weg machte: „bin ich doch gleich an Ort und Stelle. Warum auch mit dem Pechmandl die Zeit verplauschen? Bekomm' ja um so früher mein Madl zu sehen, und werd' bald vor der rechten Schmiede erfahren, wie alles daheim steht! — Daheim, daheim!“ wiederholte er halb lustig, halb schwermüthig, pfiß sich ein Stückl, und lief mit verdoppelter Kraft.

Dem guten Burschen Seraphin, den ein Jeder zu Tarrenz und Imst geschwind erkannt haben würde, trotz seiner blauen Matrosenjacke und dem eingetheerten Hütl, wenn es nicht schon dunkel gewesen wäre, fühlte sein Blut siedigwarm in seinen Adern kreisen, und heftiger athmeten seine Lungenflügel, da er die ersten Häuser des Markts erreicht hatte. „Hab' ich Dich einmal derwuschen, Du Lieb's Nestl?“ fragte er den finster daliegenden Ort: „hast mir viel Kreuz und Sorgen gemacht: aber jetzt bist Du wieder mein mit all Deinen Gassen und Häusern, juchhe! Da ist des Bäcker Thomas zweifenstrige Wohnung; dort

geht's zum rothen Adler; da bleibt der Wörla=Hoisal; dort ist des welschen Fuhrmanns Behausung . . . da geht's zur Kirche, und dort, dort . . . Sapperment, sey meinetwegen noch einmal so finster, Du alte blinde Nacht, Du alte ruhige Häuserpastete . . . ich will dennoch mit meinen guten Augen schon die Thüre finden, die ich meine, und das trauliche Stübl, und meine saubre, meine bildsaubre Martina . . .!" Da stand er vor den Stufen, die in's Tammerlhaus führten. „Aha! da ist's nicht versperrt; ein gutes Zeichen!" Athemschöpfend hielt er still. Die Thüre war in der That offen, gegen alle Ordnung des Hauses; aber was fragte die Magd nach der Ordnung, wenn 's galt, mit ihrem Schatz einen kleinen Spaziergang im Dunkeln zu machen? — Das Lichtstümpfchen der Dirne braunte einsam auf dem Treppengeländer. „Wieder ein gutes Zeichen!" sprach Seraphin, und huschte, ohne Furcht, sich die Stirne oder die Nase zu schinden, die Stiege hinan. — In der Wohnstube bellten Kenerl's Hunde, und der Hund der Frau Martha antwortete mit dumpfen Lauten. Gelächter aus weiblichen Kehlen folgte dem Anschlagen der Schoosthiere. „Lauter gute Zeichen!" — Es gibt keine bösen Ahnungen in der Welt, oder vielmehr schliefen sie jezo einen tückischen Schlaf; denn Seraphin war seelenvergnügt.

Dennoch war's kein Gelächter des Frohsinns, das er vernommen; es war der Ausdruck höchsten weiblichen Ingrimms. Marianne und Martha lachten sich gegenseitig in's Angesicht, weil eine jede von ihnen behauptet hatte, an Martina's unglücklicher Heirath nicht schuld gewesen zu seyn. Hätte Seraphin nur einen Augenblick an der Thüre gehorcht wie einst beim Grödner, die Wahrheit würde ihm in die Hand gekommen seyn. Seine Ungeduld ließ ihm jedoch nicht Zeit, den Lauscher zu machen, und ohne zu klopfen, wie ein vertrauter Freund, machte er die Thüre

auf, trat in die Stube, und sagte einen herzlichen: „Guten Abend beisammen! Da bin ich einmal wieder, Gott sey Dank!“ —

Eine tiefe Stille bewillkommte ihn. Am Ofen saßen Marianne und Lenerl. Am Tische, neben der Kerze, saß Frau Martha. Die ersteren, mit gefalteten Händen starrten dem Ankömmling, wie einer Erscheinung entgegen. Die letztere, ihre Hand zwischen das Licht und ihre Augen haltend, suchte den Eintretenden zu erkennen. Die Hunde theilten der Frauen lautlose Bestürzung. Mit eingezogenen Schweifen schnupperten sie in die Luft, ohne sich weiter zu regen. — „Guten Abend beisammen,“ wiederholte Seraphin mit treuherziger Zudringlichkeit, und den am Ofen postirten Weibern die Hände entgegenstreckend: „Frau Tammerl, Tante Lenerl, kennt's mich denn nicht noch ein bißel?“

„Der Seraphin?“ schrieen alle Dreie laut auf, und gaben damit den Hunden ein Signal, auf den Burschen loszufahren, und ihn unbarmherzig anzuklaffen. Ein Spektakel, um sich die Ohren zuzuhalten. Zwischendurch vernahm Seraphin die befremdlichen Fragen: „Wie verstehst Du Dich?“ — „Was will Er da?“ — die Marianne und Martha an ihn richteten, und Lenerl's sanftmüthigeres, aber unbeschreiblich klägliches: „Daß Gott erbarm! das fehlte noch!“

Betroffen schaute er einer nach der andern in's Gesicht. Er las darauf nur Schrecken, und Unwillen, und Abscheu. Aller Hände zogen sich unter die Schürzen zurück, um den seinigen nicht zu begegnen. Nicht eine von den Frauen erhob sich, ihm ein „Willkomm“ zu sagen. Vielmehr saßen sie, wie finstre Parzen, drohend zu Gericht. — „Dho! was soll das bedeuten?“ fragte Seraphin, und sah dabei einem Nachtwandler nicht unähnlich. — „Das fragt Er noch?“ brummte Martha im tiefsten Bass. „Der Herr wird Dir gleich darauf antworten,“ versetzte Marianne: „ich höre

ihn schon auf der Stiege.“ — „Nun, das will ich nicht mit anhören,“ seufzte Lenerl, von ihrem Sitze aufschauend: „ich kriege schon den Herzklopper bei der bloßen Vorstellung.“ — Sie flüchtete sich aus dem Zimmer. — „Wohin, Lenerl?“ rief Mariane. — „Laß sie geh'n, das zuwidere Weibsbild!“ ermahnte die Großmutter, der Lenerl mit der Faust nachdrohend: „Sie ist an allem schuld.“

Indessen trat Tammerl etwas schwerfällig über die Schwelle; er kam von einem kleinen Rathstrunk. Die Herren hatten ihn ihres wieder aufgelebten Zutrauens versichert; er hatte seiner Leiden Bürde in ein paar Gläsern Weins ersäuft; seine Laune war rosenroth. Aber beinahe nachtete es vor seinen Blicken, da ihm Seraphin in's Auge fiel, und seinem aufgeschreckten Haupte entsank der Hut, seiner Rechten der Stock. — „Was wär' mir denn das?“ plakte er heraus, betrachtete den Bintschger von oben bis unten, verschränkte die Arme, besann sich auf eine niederdonnernde Anrede. — Seraphin kam ihm zuvor. —

„Grüß' Gott den Meister;“ sagte er, wieder Hoffnung schöpfend, jemand zu finden, der ihn anhören würde: „Wie ich verstehe und merke, so komme ich den Frauen ein bißel ungelegen; warum, weiß ich nicht. Ich bin wie ein neugebornes Kindl, so dumm und so unwissend. Der Herr wird mich aber schon besser begreifen, und mein Briefl lang in seinen Händen seyn.“

Tammerl gab seiner Frau den herrischen Wink, den Lehnstuhl zu meiden, pflanzte sich hinein, und antwortete dem Sprechenden: „Weiß nichts von einem Brief. Hab' nichts erhalten.“

Seraphin stuzte; faßte sich indessen bald und versetzte gleichmüthig: „'s thut mir leid, das, recht leid. Aber 's ist halt schon einmal so. Briefe geh'n verloren, wie so vieles andre auch. Nicht zu wundern in der Kriegszeit, die jetzt überall losgeht. Bin überall Soldaten begegnet. Vom Trommelschlag gellen mir die Ohren. Drum hab'

ich auch mich geschleunt, anher zu kommen; hab' nicht rechts und nicht links geschaut, mich nirgends aufgehalten. Ein Fuhrmann hat mich nacher Massereit gebracht; von dort aus bin ich zu Fuß gelaufen, ohne zu fragen und zu essen und zu trinken. Noch einmal: grüß Gott! ich bin froh, daß ich wieder bei euch bin." — „So?“ fragte Tammerl langgedehnt: „Hätt's nicht gemeint. Wie schaust Du aus? Wo hast Du die Juppen und das Narrenhütl her? Wo bist Du so lange gesteckt? Wo sind die Vögel, das Geld, Du amerikanischer Spitzbub?“

Seraphin nahm die Anrede für Scherz. „Ich will dem Meister erzählen, wie alles gegangen ist,“ sagte er. — „Da werden wir 'was hören,“ meinte der Vogelhändler. — Im Voraus schüttelten die Weiber ihre Köpfe ungläubig.

Seraphin berichtete, wie es ihm ergangen, mit derselben Wahrheitsliebe, der er auf der niederländischen Fregatte gehuldigt hatte, und wenn hin und wieder Tammerl oder die Zuhörerinnen ungeduldig sich rührten, oder die Hände zusammenklatschten, glaubte der arme Schelm, es geschähe aus purer lauterer Theilnahme. — Nachdem er beschrieben, wie er mit dem fränkenden Sekretär des Gouverneurs von Surinam nach Holland zurückgekehrt, und seinen Weg durch die Kanzeien angetreten, um wo möglich, vermittelt der Fürsprache seines Gönners, wieder in den Besitz der ihm abgenommenen Geldsummen zu gelangen, schloß er mit den Worten: „Leider hab' ich's nicht abwarten können und mögen. Die Sach' trendelt sich immer mehr hin, und geht vielleicht in einem Jahr nicht aus. Hab's nicht so lang im Ausland verhalten mögen. Die Lieb' zur Heimath und zu euch allen, und zur Martina hat mich gestochen wie mit Spennadeln. Da komm ich nun, vom Unglück wohl heimgesucht, aber nicht ohne Hoffnung, daß wenigstens dem Meister noch alles ersetzt werden wird, was er mir anvertraut hat. Der liebe Gott und

der Gouverneur Excellenz und sein Sekretari werden mich nicht stecken lassen. Bis dahin will ich euch aber dienen mit aller Kraft meiner Hände und meines Kopfs, und was ein ehrlicher Kerl thun kann — ich darf's schon sagen — das thu' ich für den Meister und all' die Seinigen mit der größten Freude. Will's Gott, werden wir auch noch erleben, daß der Egidi frei wird — der Sekretari hat mir die beste Hoffnung dazu gemacht, — und hernach — wenn Ihr alle mir gut geblieben seyd, hätt' ich schier keinen andern Wunsch mehr auf der Welt." — Seraphin sagte das „schier“ recht kleinlaut und bewegt, denn er gedachte seines Vaters, von dessen Leben oder Tod er auch nicht das mindeste wußte. —

Er hatte sich dem Meister mit größter Zutraulichkeit genähert, und abermals seine Hand zum endlichen traulichen „Willkomm!“ hingestreckt. Darum schlug ihm, wie ein Donnerstreich in die Ohren, was Tammerl, gleichsam wider Willen zornig, seiner Offenherzigkeit antwortete: „Ja, wer's glaubt, was Du da hergelogen hast, Du z'nichter Bub' und Galgenstrick!“ — „Der kann lügen! der kann lügen! 's ist gar aus!“ schrienen die Weiber und segneten sich vor der Unverschämtheit des Wahrheitsliebenden. — Seraphin wußte nicht mehr, ob er den Kopf auf dem Rumpf habe oder nicht. „Oho!“ sagte er: „was plazedern denn die Leutl'n? Ich, ein Galgenstrick, weil ich in's Unglück gerathen bin, wie's dem Meister selbst begegnet wäre, hätte ihn der Lump von Kölbl an meiner Statt angetroffen.“

„Der Lump von Kölbl wird Dir gleich antworten!“ polterte Tammerl: „der Lump ist jetzt mein Hausknecht; der Lump hat mir alle Deine Niederträchtigkeit aufgedeckt. Ruf' mir Eins den Kölbl! geschwind; wie was?“ —

„Du vergiffest, daß der Mensch in's Welschland gefahren ist, um den Doktor zu holen,“ bemerkte Marianne. — „Ja so; ich dachte nicht daran, aber warte

nur, Du verlogener Bintschger. Nichts soll Dir geschenkt sehn!" Indem er so redete, ging Tammerl, der aufgestanden, hastig auf und ab, und setzte ungeschlüssig bald den Hut auf, bald warf er ihn von sich.

Furchtlos, wenn schon betroffen, erwiderte Seraphin: „Weiß nicht, wie der Kölbl wieder zu euch kommt. Hätt' ihn am wenigsten hier zu treffen vermeint; wohl eher irgendwo draußen am helllichten Galgen — aber das ist affkurat eins und gleichviel. Wollen sehen, wer am meisten vor dem andern derschrickt. Für euch hab' ich indessen, wenn Ihr meiner ehrlichen Versicherung nicht glaubt, einen andern Beweis, einen rechten, einen geschriebenen. Der Herr von Dobroslaw oder von Abraham oder von . . . gleichviel, wie er jetzt heißt, hat mir ein Zeugniß ausgestellt, und noch ein paar andre Papiere hat mir sein Sekretari mitgegeben . . .“ — Seraphin suchte in den Taschen seiner Jacke, seiner Beinkleider. — Tammerl stand plötzlich steif und still. Es hätte ihm gefallen, wenn Seraphin sich rein gewaschen hätte. — „Nun? die Papiere? die Testimoniaunza? wo? wie? was? her damit!“

Aber — es kam nichts zum Vorschein. Vergeblich kehrte Seraphin das Futter seines Kleids, das dürftige Bündel unter seinem Arm um und um. Nirgends etwas zu finden. Schwitzend vor Eifer und Angst stammelte er: . . . „Da, da . . . da hab' ich's verloren, das Brieftaschl, mit allem, was darinnen. Gibt's denn einen geschlagern Menschen, als ich bin? Wo denn — in Gottesnamen — hab' ich das Brieftaschl verlieren können?“

Martha lachte vor Bosheit hell auf. Marianne zuckte geringschätzig die Achseln. Tammerl, je gespannter er gewesen, je zorniger wurde er. Er arbeitete sich völlig aus seinem guten Humor heraus, indem er den Seraphin anschrte: „Was sollen also die Spargimenter? was soll die heuchlerische Anrufung des heiligsten Namens? Lock-

sink des bösen Feindes! meinst Du, ich würde Deinem falschen Wiff zuhören, wie ein gutmüthiger Dalk von einem Vogel? Was gar nicht existirt, das kann freilich nicht vorgewiesen werden. Durchgebracht, verwirrt ist mein schön's Geldl, und wenn Du's auch herheren könntest, so will ich Dir dennoch beweisen, daß Du ein Dieb bist, der meinen Peterl ausgeraubt hat, wie einen Schelm!" — Folgte nun in körnigen Worten die Litanee der Anschuldigungen, wie der verlorne Sohn sie vorgebracht hatte. —

Bei jedem Absatz, den der schnaubende Tammerl machte, fiel Seraphin um eine Klafter tiefer aus den Wolken seines geträumten Himmel. Mochte er zehnmal den Alten unterbrechen, sich mit Händen und Füßen wehren, immerdar „Nein, nein“ und „es ist alles nicht wahr, ist alles erlogen!“ rufen, kein Mensch glaubte ihm. Martha schüttelte Lawinen von ehrenrührigen Redensarten aus ihrem tückischen Munde; Marianne forderte Blitz und Donnerkeil auf, denjenigen zu vernichten, der es wagte, die Aussage ihres lieben Kindes Lügen zu strafen.

Seraphin stand nicht wie der Fels im Meere: dazu war ihm das unermessliche Unheil viel zu unverhofft gekommen. Er weinte, er seufzte, er wimmerte: „Bin ich denn hier unter meinen ärgsten Feinden? Nimmt denn gar kein Mensch für mich das Wort? Wo ist die Tante Generl, die es mit mir so gut meinte? Wo ist Martina, mein Schatz, mein Alles, daß sie für mich vorbitte?“

„Die Tante, das ungute Weibsbild, ist an allem schuld,“ gab Martha wiederum zum besten. — „Den Peterl, meinen liebsten Peter anschwärzen!“ freischte Marianne. Tammerl seinerseits trat mit einer wilden, fast lächerlichen Majestät vor den Seraphin, und sagte: „Du, laß' mir die Martina aus dem Spiel. Wisch' Dir das Maul, Du schlechtes Fruchtl. Mit der Martina

ist's nichts mehr. Rede nicht so gemein und vertraulich von ihr. Sie ist verheirathet, und die Frau von Sprenger sollst Du respektiren, oder ich schlag' Dich nieder, Du Gutebel."

Alle Latinen und Donnerkeile der beiden Frauen waren Spielwerk im Vergleich zu den erschrecklichen Worten Tammerls, der gar nicht die Hand aufzuheben brauchte, sein Schlachtopfer niederzuschlagen. Seine Rede allein traf den guten Wintschger so gewaltig, daß er an den Ofen taumelte, und sich die Stirne blutrünstig schlug. Nicht der Schmerz, sondern die über alles Maß schreitende Verwirrung seiner Sinne machte, daß Seraphin seinen Kopf mit beiden Händen hielt, und unzusammenhängende Laute ausstieß; die das trockenste Herz erweicht haben würden, wäre er nicht von feindlich flammenden Gemüthern umgeben gewesen. Er schluchzte, er klagte, er riß an seinen Locken . . . er war kein vernünftiger Mensch mehr. Das verständlichste, was er vorbrachte, war: „Mutterl, Mutterl im Himmel! nimm mich zu Dir."

Tammerl wurde nach und nach im Angesicht dieses tiefen Kummers betroffen und unentschlossen. Selbst Marianne machte Schicht mit ihren hageldicht fallenden Vorwürfen. Aber Martha blieb, wie sie war, und herrschte dem Sohne zu: „Nun, Peter, nun? soll uns der Straßenräuber die Ohren voll lamentiren? Ich meine, wir hätten genug Verdruß im Leibe. Weißt nicht, was mit ihm anzufangen?" — „Marchiren soll er, sich durchmachen!" befahl Tammerl; aber die Alte war damit nicht zufrieden. „'s wär' ihm das liebste!" rief sie: „aber der Peterl und der Kölbl, die als Lügner dastehen! und das Geld, Dein Geld, das sauer verdiente, willst Du in's Kamin schreiben? Mir käm' er ohne Strafe nicht durch, der höllische Dieb, mir nicht. Verstanden?"

„Ja, Frau Mutter!" hob Tammerl an, von neuem an-

gehezt: „Dableiben, nicht muckfen soll er. Ich gehe, stehenden Fußes, den Gerichtsdiener zu holen. Eingesperrt, prozessirt, kriminalisch werden, Galgen, Rad und Zuchthaus! Ja, Frau Mutter; ich geh' geschwinde.“ Im Nu hatte er den Hut abermals auf dem Kopfe, nahm den Stock verkehrt in die Hand, und lief zur Thüre hinaus. Die Weiber folgten ihm; das Schloß an der Thüre wurde abgeschnappt. Seraphin war allein und eingesperrt.

Unvermögend, den davoneilenden Tammerl aufzuhalten, war doch dem Burschen nicht entgangen, was beschlossen worden im Rath seiner Dränger. Der Sohn der Freiheit empörte sich gegen den Verschuß und die Aussicht auf einen strengern Kerker. Wenn auch die mißhandelte Liebe ihm zurief: Was gilt Dir Freiheit und Leben, da Martina für Dich dahin? so war doch seine Erinnerung plötzlich wach geworden, als eine auf gefährlichem Posten stehende Schildwache und schüttelte ihn auf, und donnerte ihm in's Ohr: Wie? kaum entgangen dem Kerker der Seelenverkäufer und des holländischen Schiffs und der Furcht, am Mast zu baumeln, willst Du, der Unschuldige, schmachvolle Ketten und Prozeß und unehrliches Urtheil erwarten? Pfui Dich an, wenn Du das willst. Frei seyn, frei und dann meinethwegen zu Grund gehen, aber nur frei! — Ohne sich lang zu bedenken, gab Seraphin der Mahnung Gehör. Ihm fiel ein, das kürzeste möchte wohl seyn, zum Fenster hinauszuspringen. — Aber das Mitleid eines Weibes ersparte ihm das halbsgefährliche Wagestück.

Allerdings war nicht Martha und nicht Marianne die Barmherzige, die den Verzweifelnden befreite. Die weiße Hand der guten Tante öffnete behutsam von außen, und Lenerls thränenweiche Stimme sagte zu Seraphin durch die Klumse der Thüre: „Du weißt noch den Weg durch's Hinterhaus? Das Stadlthor steht auf. Such' das Weite, und Gott verzeihe Dir, was Du angerichtet.“

Da war nun freilich keine Zeit mehr zu Entschuldigungen und Aufklärungen. Seraphin benutzte unverweilt den dargebotnen Freipaß, und hatte innerhalb einer Minute, trotz seiner Verwirrung und der dichten Finsterniß, das so geliebte und so gefährliche Haus im Rücken. Wohl bekam's ihm, denn nicht lange darnach kehrte Tammerl in Begleitung seines Gevatters, des Rathsherrn und des Gefängnißknechts zurück. Triumphirend führte Martha, die an der Hauspforte mit dem Lichte Wache gehalten, das Kleeblatt hinauf, und sank beinahe in Ohnmacht, da sie den Käfig leer, den Vogel ausgeflogen fand. Auch Tammerls Verwunderung war groß. „Das ist was saubres,“ spottete der Rathsherr. — „Einen auf den alten Kaiser hin aus'm Bett zu jagen!“ maulte der Gerichtsknecht, ein Schwab von Pfullendorf.

„Wer hat ihn ausgelassen?“ fragte Tammerl härbeißigst. „Epper ich nicht!“ entgegnete Martha trotzigböshast. — „Daß Gott erbarm! ich auch nicht!“ sagte Marianne. — „Und ich, will's Gott, doch auch nicht,“ sagte die Dirne. — „Die Tante! die Lenerl! niemand als sie.“ vereinigten sich dann alle Stimmen.

Und die Tante war zu ehrlich, um zu läugnen, und sie sprach mit Nachdruck zu Tammerl: „Ja, ich hab' dem Schwager den größten Gefallen gethan, den ich ihm thun konnte. Ich habe dem Seraphin durchgeholfen; und ihr Alle werdet mir's einmal danken, daß ich euch die mannichfache Schande gespart habe, die über euch und eure Angehörigen gekommen wäre. Mehr als die Schande; das größte Unglück. Würde Martina, die im ärgsten Leide sitzt, nicht vergehen ganz und gar, wenn ihr gewesener Bräutigam in Eisen läge und dem Zuchthaus entgegenreiste? Und gesetzt, er wäre unschuldig, wie er sagt . . . was sollte aus dem Peter werden? Ich habe recht gethan. Thut ihr jetzt, was vernünftig ist, und schweigt und laßt die traurige Geschichte ruhen. Seraphin wird euch

nicht weiter stören. Ob strafbar ob unschuldig, — glaubt mir — er wird euch mit seiner Gegenwart immerdar verschonen, oder ich kenne seinen Kopf und sein Herz gar schlecht. Was wollt ihr mehr?“

Martha erstickte fast vor Grimm, und lief in ihre Stube, sich einzuschließen. Der Rathsherr drückte der Tante schweigend die Hand. Der Eisenknecht bedankte sich für das reiche Trinkgeld, womit sie seinen Mund verriegelte. Marianne meinte, die Schwester könne etwa nicht Unrecht haben. Nachdem Alle fortgegangen, sagte Tammerl, der Kaltblütig geworden, mit seinem gewöhnlichen gutmüthigen Ausdruck zur Tante: „Die Schwägerin ist brav, brav von innen heraus; eine christliche Seele, beim Eid. Ich danke Ihr wahrhaftig, Die arme Martina, an die ich gar nicht dachte! Der Bube laufe hin. Mein Geld ist doch verloren; ich könnt's ihm nicht aus der Haut schneiden, und — wer weiß — vielleicht bessert er sich auch noch. Ich hätt' es selber nicht ertragen mögen, den Burschen — den mir mein seliger Vater rekommandirt — im Elend zu wissen. Gott schenk' ihm wieder ein gut Gewissen; der Martina gebe er Geduld — sie hat sie nöthig, die arme Haut — und uns verleihe er Frieden im Haus und im Lande. Gute Nacht, Schwägerin. Sie wird schlafen, wie eine Heilige, das ist gewiß. Und auch mir wird der Himmel einen süßen Schlaf schicken, der mir ausgeblieben wäre, hätte Sie nicht alles zum besten gekehrt. Gute Nacht.“ — —

Seraphin hatte keine süße Nacht. Sobald er sich frei gefühlt, war er von dannen gesprungen, und zwar auf der Straße nach Landeck; denn eine Art von innerlicher Gewalt und von Naturtrieb jagte ihn seiner Heimath entgegen. Wollte er dem Grödner sein Leid klagen? wollte er in Oswalds Armen, den er mit Recht dort vermuthete, Trost suchen? Oder sehnte er sich nur nach dem kleinen Gottesacker neben der Kirche, nach einem stillfriedlichen

Grabe neben dem Erdhügel, der seiner Mutter und seines Schwesterchens Asche bedeckte? — Schwerlich konnte er sich Rechenschaft geben von dem, was er wollte und vorhatte. Aber eine Thatsache ist, daß er, nachdem er fast eine Stunde weit gelaufen, plötzlich inne hielt, die Arme verschränkte, hinausschaute zum Mond, der sich langsam durch schwarze Regenwolken arbeitete, und laut zu sich selber sagte: „Das Leben ist viel, die Lieb' ist wohl noch mehr; aber die Ehrlichkeit ist doch das Hauptstück auf Erden. Und wenn ich für's Leben auch keinen Pfifferling mehr gebe, und wenn mir auch die Lieb', meine Seligkeit, dahin ist — ich will sie ja meinetwegen, so Gott befiehlt, zum hohen Fenster hinauswerfen, die edlen Rosen — so wär's doch schade, wenn meine Rechtschaffenheit nicht stehen bliebe. Noch im Grab müßt's mich ärgern, wenn die Leute von mir Schlechtes glauben könnten und um's ihnen zu beweisen, muß ich mein Briestaschl wieder haben, und das Taschl kann ich nur in des Fuhrmanns Wagen haben liegen lassen, und den Fuhrmann muß ich derwischen. Ist er doch von Telfs, und wird vor dem nächsten Montag nicht wieder ausfahren, und laufen kann ich ja wie besessen, leicht im Wagen und im Beutel! denn der Appetit ist mir ganz vergangen, und wenn mir auch das Herz bleischwer, so gibt mir doch der höllische Geißfuß, die Desperation, die Sporen in die Seiten, als wie ein betrunkenen Reiter seinem Roß. Umkehren also! Ehrlichkeit vor allem! hernach sich hinlegen und ausgeistern Gute Nacht dann, Du schnöde Welt!“ —

Gesagt, gethan. Die feurigen Puzl'n, die den Seraphin einst von der Nauderer Brücke bis in's heimathliche Dorf hinab verfolgt hatten, waren nicht bald so geschwind gewesen, wie er sich jezo erwies. Kein Kopfsängen, kein zögernder Fuß, kein Seufzen von O! und Ach! — sondern der straffe Lauf eines Menschen, der, weil er Alles verloren, sich um die weite Schöpfung nicht mehr beküm-

mert. Seraphin vermied, den Markt wieder zu berühren; er eilte im Bogen über die Matten, sprang über Abzugsgräben, fiel in eine Mühlrunse, zerriß sich an Hecken und Pfählen die Kleider . . . was machte er sich daraus? — So gelangte er um die Mitternachtstunde wieder gen Tarrenz, warf noch einen Blick in das todte Fenster seines Schuhlickers, war im Nu wieder viele Klafterlängen weit vor'm Dorfe draußen, ohne Kasten, ohne Ruhe. Da gab ihm die Natur einen Deuter, weil's die Vernunft nicht that. Er war, einen Satz machend, nahe daran, eine Flechse zu verstauchen. Der blitzschnell auftauchende Schmerz sagte ihm: „Stoß an! halt! oha, Bub!“ und er mußte nachgeben, der Springer. Sah sich um nach einem Obdach; denn es fing wieder an, dünn aber ergiebig zu regnen: gewahrte auch ein solches, wenige Schritte von der Straße. Dort lag ein Bauernhof, der heutzutage nicht mehr steht, und dazumal schon passabel herabgekommen war. Man hieß ihn allgemein „beim Trummeter“ und gewöhnlich hielten nur ein Knecht und eine Dirn dort Quartier; der Eigenthümer aber wohnte zu Tarrenz. — „Ich will keinen Lärm machen,“ sagte sich Seraphin: „im Stadel oder im Stall beim Viehl finde ich schon eine Unterkunft, um über Nacht zu liegen, bis das Morgengrau in die Höh' geht.“ — Er glitschte, sein Vorhaben auszuführen, über 'n nassen Steig dahin; aber eine Hellung, die bald deutlicher und deutlicher sich ausnahm, wie auch das dumpffsummende Geräusch von allerlei menschlichen Stimmen gaben ihm, dem Näherkommenden, zu seiner Verwunderung, zu verstehen, daß es „beim Trummeter“ grade heute nicht so einstiedlerisch zuging, wie sonst das ganze Jahr hindurch.

Der Stadel war sperrangelweit offen, und wohl ein halb Duzend Laternen brannten darinnen auf verschiedenen Punkten, in der Höhe, auf dem Boden, und fern in dunkeln Winkeln. Ueberall saßen und standen und lagen

Leute umher in lodenen Hemden und breiten Hüten; bewegene und gutmüthige Gesichter bunt durcheinander; weiße und braune Schnauzbärte, und manches glatte jugendliche Kinn; lauter Männer des Landes. Die meisten hatten das kurze Tabakspfeiß zwischen den Zähnen und dampften leichtsinnig in der gefährlichen Nachbarschaft der Futtervorräthe. Es war eine bewaffnete Gesellschaft, denn auch ein Jeder beinahe hatte seine Flinte im Arm oder zwischen den Knieen; eine Gesellschaft von Landeschützen, die von den Kreidenfeuern aufgemahnt, aus dem Innern herangezogen waren, die Grenzen zu besetzen, um den sich rüstenden Bayern zu wehren. Sie hatten ihr Nachtlager im „Trummeter“ genommen. Seraphin näherte sich unangerufen. Entweder hatten sie eine Schildwache auszustellen unterlassen, oder diese hatte sich vor dem Regen in die Scheune zurückbegeben, oder sie hatte nicht ver säumen mögen, den Vortrag eines ältlichen Schützen mitanzuhören, der eben erst anfing, mitten im Kreise sitzend, wo das Branntweinpanzl lag, etwas Anziehendes zu erzählen. Der Gegenstand mußte recht volksthümlich seyn: die einzelnen Gespräche der Schützen untereinander schwiegen; die auf dem Heustock und seiner Leiter Sitzenden hörten auf, mit den Beinen zu schlenkern; die müde Dahinliegenden hoben die Köpfe und reckten die Ohren, um keine Silbe zu verlieren. Seraphin machte sich geräuschlos unter den Schwarm der Zuhörer, der unfern von dem Thore lagerte. Der graugelockte Schütze erzählte, wie folgt:

„Da ist es bei unsern Alten viel anders gewesen als heutzutag. Ich kann davon reden, Soggara! Bin zu zu Urams auf die Welt kommen; meine Mutter selig ist eine von Bürgiß gewesen, und ihr Nöndl, der am Bollenberg sein Gütl hatte, hat's viel hundertmal derzählt. Um also wieder auf den Türken zu kommen, so ist der vor Zeiten viel höher und schöner und ausgiebiger gewachsen, als

wie heute, und ich will euch sagen, warum. Die Aecker sind gewesen, wie jetzt, und die Erde gerade so braun und schwarz, und es ist Winter gewesen und Sommer, gerade noch wie alleweil. Aber im Frühjahr, wenn's einmal aper geworden ist, und kein Gfrirst mehr zu fürchten, und die Vögel sind schon brav in den Lüften gewesen und der Schnee ist nirgends mehr gelegen, als im Felspalt, und dort nimmer weiß, sondern graulich gelb — da sind die Bergmänner gekommen, groß und stark wie die Bäume, und haben von den Jöchern herabgeschrien: „Türken baut's! baut's Türken!“ haben sie geschrien; und darnach haben die Bauern gleich gebaut und gesetzt, und beim Einthun ist immer so viel unmenschlich viel Korn gewesen, daß die Latten gar nicht mehr haben zureichen wollen; die Bauern haben völlig den Türken nicht unterbringen mögen. — Aber einmal in einem Jahr sind die Riesen lang lang nicht gekommen, und doch ist alles schon aper und das Wetter das schönste gewesen. Geh'n halt die Bauern hin und bauen und setzen, und richtig ist hinterher der Reifen gekommen; hat ihnen den ganzen Türken verbrennt. Gleich darnach sind wohl auch die Bergmänner auf die Jöcher gestiegen; und wie sie gesehen haben, daß die Bauern nicht auf sie gewartet hatten, so ist's das letztemal gewesen. — Jetzt liegen sie wohl faul hinter den Farnern und kümmern sich nichts mehr um die Menschen, und wenn sie ihr Pfeiß im Maul haben, so gibt's den Rauch in den Bergen, der uns Regen bringt, und manches Stück Vieh bethört, und manchen Menschen, daß sie sich ganz blind zu todt fallen. Aber der Türken ist jetzt kein Gleichniß von dem, was er ehzumal gewesen.“

Dieses Ackerbaumährchen, erfunden ohne Zweifel hinter'm friedlichen Ofen zur traulichen Winterzeit, hatte eben jetzt, so zu sagen unter den Waffen erzählt, etwas Rührendes, ja tief Ergreifendes. Gläubig nickten alle Häupter dem Erzähler Beifall und Beistimmung. Ein Einziger,

waffenlos und der Jüngste vielleicht in der Versammlung, lächelte ruhig. „Das mit den Bergmandern,“ sagte er bescheiden, „ist einmal nicht wahr; und der Türken wächst noch heute so, wie er vor Zeiten gewachsen ist. Der liebe Gott macht keinen Unterschied; er gibt den Menschen ihr Brod, und braucht dazu die Riesen nicht. Darum hat der Mensch sein Hirn im Kopf, daß er selber wisse, wann und wie er's anzufangen, sich und die Seinigen ehrlich zu ernähren. Die Sonne kommt und geht, geschwinder oder langsamer, nach der Zeit, die ihr der Schöpfer vorgeschriebenen Strich für Strich, Tag für Tag; die Bergmänder, wenn sie anders auf der Welt sind, können nichts daran richten; aber der Wind ist's, der warme Athem Gottes, der allmächtig über die höchsten Berge daherbraust, und eigentlich zur rechten Stunde ruft: „Baut's Türken! ich will ihn schon wachsbär machen.“ —

„Schaut's einmal den Schnabel, ihr Mänder und Buben!“ rief der Erzähler verwundert und beleidigt: „Er wird's jetzt besser wissen wollen, als ein Mann bei Jahren, der seine Sach' versteht, und zu Arams auf die Welt gekommen ist?“

„Ja, ja! 's ist wahr!“ riefen mehrere Stimmen dem Axamer nach: „wer ist denn das kästige Gesicht, das so unchristlich redet, und die Bergmänder abläugnet? Man sollt' ihn mit Kirschbeinern derschießen, wenn nur welche da wären.“

„Oho! oho!“ nahm auf einmal Seraphin das Wort, und drängte sich zum bedrohten Jüngling durch, in dem er, an dessen Züge und Stimme sich erinnernd, den Oberperfußter Peter erkannte, seinen Nachtkameraden zu Stams: „wenn doch der Peterl unserm Herrgott alles zuschreibt, wo ist da eine unchristliche Rede? Ja, von Gott kommt freilich alles, gut und schlecht, Freud' und Leid, Türken und Roggen. Hast mir einen rechten Trost gegeben, Peter Anich. Wir sind groß geworden, aber kennen wirst Du

doch den Stammer Seraphin? ein bißel wirst ihn noch kennen? he?"

Der Oberperfußer umfaßte seinen Freund. „Wenn ich Dich nicht mehr konnte, so wüßte ich nicht, wo ich meinen Kopf habe, sagte er fröhlich: „Grad Du bist schuld, daß ich mich daher verlaufen habe, und den Mandern da in die Hände gerathen bin. Der Vater hat mich nach Telfs geschickt, um eine seinige Schwester vor ihrem Tod noch zu segnen. Der Vater ist erkrankt, hätt' selber nicht gehen mögen. Gott sey Dank, die Frau ist nicht gestorben; sie wird besser, und in meiner Freud' hab' ich den Weg unter die Füße genommen, um Dich heimzusuchen, und meine Schuld endlich einmal zu bezahlen. Da, da, Seraphin, da ist das Geld, ich hab' etwas als Zins dazu gelegt. Du hast auch nichts zu verlieren, meyne ich.“

„Hab' schon Alles verloren, hast recht Peterl. Aber doch ist der Zins vom Uebel.“

„Wär' mir nichts lieber, als daß Du mir ihn zurückgäbest! Nein! nein. Die Anich's sind arme Leute, aber sie leben und lassen leben. Ordnung muß seyn. Zudem dank' ich Dir, daß Du mir ein Stückl Wegs erspart hast.“ — Sich besinnend, setzte Peter Anich verdrießlich hinzu: „Ja so, ich wär' epper gar nicht nacher Imst gekommen; wenn Du mir nicht begegnetest, hätt' ich etwa meine Schuld nicht abtragen können. Denk' Dir einmal, weißt? Die Schützen da wollen mich nicht fortlassen; ich soll bei ihnen bleiben, 's Büchsel auf die Schulter nehmen, und Bayern todtschießen geh'n. Hast von einer Gewalt gehört, wie diese?“ —

„Soggara!“ hob jetzt der alte Xramer an: „habt's jetzt miteinander geplauscht? Beim heiligen Blut! ich hab' genug, und die Mander allesammt. Redst noch von G'walt, wo die Bayern wieder Lust haben, 's Landl zu fressen? Bist ein ausgewachsener Himmel von

einem Buben, und willst Dich besinnen, das Vaterland zu vertheidigen?"

„Hoi! das Vaterland ist mir lieb, wie einem von euch,“ erwiderte Peter Anich mit funkelndem Auge: „Zum Soldaten tauget' ich zwar nicht, aber für die Heimath thu' ich schon auch meinen Schuß, und an mir soll's nicht fehlen. Aber ich muß dem Vater Post bringen, und mich von ihm verabschieden, und dann will ich, wenn's seyn muß, mit meinem Dorf ausziehen; dorthin gehör' ich, und wir werden nicht die Letzten seyn, wenn's drauf ankommt.“

„Der Bub' hat recht und spricht raschonig,“ meinten etliche von den Schützen.

„Und wenn's euch recht ist,“ fiel Seraphin ein, „so behaltet mich an seiner statt. Ich bin nicht mehr an ein Dorf oder ein Hüttl gebunden; ich bin frei, und halt nimmer viel auf mein Leben. Gebt's mir 'nen Stutzen. Ich will auf die Bayerköpfe halten, wie der Bornehmste unter euch. Laßt's mir den Peterl gehen.“

„'s ist erst die Frag', ob wir Dich nicht lieber am nächsten Baum abfrageln wollen!“ schnauzte den kühnen Stellvertreter einer der Schützen an: „Du bist ein verdächtig's Gewächs, sprichst wie ein Tiroler, schaußt aber nicht her, wie Einer aus dem Land. Könnt'st wohl ein Spion seyn, ein bayerischer Vorschmecker?“

„Pah! ein Spion! ich, ein ehrlicher Bintschger!“ versetzte Seraphin verächtlich, und redete dann zum Anich mit großer Aufregung, und so, daß die Andern nur abgerissene Worte davon verstanden.

Nun waren die meisten der Schützen aus dem Landecker Gericht, und schnurrten durcheinander: die Bintschger seyen als verschlagen und halbe Schweizer bekannt und verufen; das halbromaun'sche Wesen tauge nicht; der Kerl in seiner ausländischen Jacke sey ohne Zweifel ein Rundschaftter, der Briefe an Leute getragen, die 's mit den Bayern hielten, . . . und was des unverständigen Geredes mehr.

Der Argwohn des Volks hat immer den Vortritt vor seiner Vernunft.

„Es gibt immerdar Spitzbuben, die das Land verrathen,“ sagte der graue Aramer heftig: „Im Jahr drei ist's akkurat so gewesen. Sind Briefl'n getragen worden hin und her, eh' der Churfürst hereingebrochen ist. Denn — ihr Mander — die Stadtleute sind alle miteinander z'nichte Kameraden, und wenn wir Bauern nicht helfen wollten, s' Tirol wär schon langlang verloren.“

Die Landschützen in großer Mehrzahl schrieen hierauf: „Sucht's den Kerl da aus. Wenn er was G'schriebnes bei sich hat, soll's ihm schlecht gehen!“

Im nämlichen Augenblick sagte Seraphin zu Anich: „Und wenn Du 's Briestaschl kriegst — der Mann wird doch Ehr' im Leib und Gott vor Augen haben — so besorg' es fein, wie ich gesagt. Thu mir die Lieb, Peterl.“

Die Worte wurden gehört, und schienen den aufgeregten Bauern ominös „Ein Briestaschl? habt's gehört? 's ist ein Postelträger, ein bayerischer . . . sucht's ihn aus, schlägt ihn todt . . . hängt's ihn auf!“ ging's von Mund zu Munde. Anich wurde blaß, dagegen Seraphin feuerroth; denn er hörte einen Mann ihm zur Seite sagen: „Jetzt kenn' ich ihn. Es ist ein Bub', der seinen Herrn um viel Geld betrogen hat.“ —

„Wer sagt das?“ fragte Seraphin außer sich. — „Ich,“ antwortete der Ankläger, auf die Brust schlagend: „ich bin der Hartl von Zams und kenn' den Tammerl von Imst und Deine Stückln wohl.“ —

„Nun, ihr Brüder?“ fragte der Aramer seinerseits: „das ist ja sonnenlicht. Wer seinen Herrn bestiehlt, hat der noch weit dazu, sein Vaterland zu verkaufen? . . .“

Ein fürchterliches Geschrei des Unwillens brach im Haufen los. Seraphin wurde beim Kragen genommen, niedergeworfen, und unbarmherzige Stimmen schrieen ihn

an: „Die Briefe heraus! heraus damit, Du bayerischer Judas!“

„Ho, ho, was wär' mir denn das?“ begann plötzlich Einer, der unversehens in den Kreis trat; und den Knäuel der sich mit Seraphin Balgenden auseinander zerrte: „ist denn hier der höllische Sabbat los?“ —

Eine kurze Stille folgte. Ulrich, den nur die Uebermacht von Seraphins Seite gedrängt, half ihm besorgt wieder auf die Beine. Wenn auch verwitterter und verfallener als vor noch wenigen Jahren, war dem jungen Plätscher der alte wilde Jäger von Schleiß, der vor ihm stand, hinlänglich kenntlich. — „Schau, schau, Jäger-Liebl, wie sie mich zugerichtet haben!“ sagte Seraphin zu ihm: „hilf Du mir, wenn Du kannst.“

Der Jäger schlug mit der Linken an den schweren Hirschfänger, streckte die Rechte, mit der Flinte bewaffnet, über die Köpfe der scheu zurücktretenden Bauern, indem er rief: „Des! gebt 'n Fried', ös, oder ich will enk heimleuchten? Was habt's da, Zwanzig gegen Einen? Schamt's enk nit in enkere Seel hinein, den armen Heiter da so zu derschlagen? Sey nur zufrieden, Seraphin: so wahr ich getauft bin, sie thun Dir jetzt nichts mehr.“

Der Aramer, an der Spitze von Mehreren, die sich vordrängten, wollte Einwendungen machen, aber der Jäger-Liebl schnitt ein erschreckliches Gesicht, klopfte auf die Hauptmannsbinde, die er um den Leib trug, und trumpfte die Rebellerer herzhast ab: „Marschirt's und laßt's mich aus! Spart's eure Maultaschen für den Feind, und fastigart mir nicht da den unschuldigsten Buben, der unter der Sonne dahergeht. — Laßt's mich aus, sag' ich. Komm, Seraphin, komm auch Du, Peterl oder wie Du heißt. Legt's euch auf eure langen Ohrwascheln, ihr Mander. Schildwach', hinaus auf Dein'n Posten. Die Lichter aus! Ruh' geben.“

Mit diesen Worten begab sich der gestrenge Hauptmann

zum Tempel hinaus, und Seraphin und Peter Anich folgten ihm in's Bauernhaus, wo er sein Quartier genommen. — „Bist groß und sauber worden, sagte Liebl zu seinem jungen Freunde: „jetzt geh' und erzähl' mir, was Dir auf'm Herzen liegt. Nimmst mir's nicht übel, wenn ich mich auf der Bank ausstrecke. Bin alt und müd, und komme von einem Gespräch, das mich ein bißel angegriffen hat.“ —

Liebl that, wie er gesagt; Seraphin erzählte ohne Hinterhalt, Anich desgleichen. Liebl horchte schwermüthigen Angesichts zu; die Pfeife ging ihm alle Augenblicke aus. Nachdem die beiden Jünglinge fertig geworden, besann sich der Jäger eine kleine Weile; dann sprach er zu Anich: „'s ist dumm, daß Dich die Rueden haben aufhalten wollen. Mach' Dich durch; aber gleich und auf der Stelle, ehe die Himmel wieder ausgeschnauft haben und wieder zum Becken anfangen.“

Anich hüpfte auf, griff nach dem Stecken. „Vergiß nicht den Fuhrmann in Telfs!“ ermahnte ihn Seraphin. — „Warum nicht gar? Kannst Dich auf mich verlassen. Behüt' euch Gott! — „Du!“ hob der Jäger an, ohne seine Stellung zu verändern: bist so gut, nacher Tarrenz hineinzu laufen, und beim Schuster, beim Maroner anzuklopfen und ihm zu sagen, ich ließ mich noch tausendmal bei ihm bedanken? he? ein Razensprung für junge Füße. Wie?“

— „Will's grad verrichten!“ — „Sag' ihm auch von mir einen schönen Gruß,“ bat Seraphin, „und ich sey unter die Schützen gegangen, und eine bayerische Kugel sey gewiß schon für mich gegossen.“ — „Dalkerei mit der Kugel!“ lachte Anich: „aber den Gruß will ich schon ausrichten. Lebt wohl miteinander.“ — „Laß' Dir Zeit!“ riefen dem Forteilenden die Zurückbleibenden nach: ein ächter Gebirgsgruß dem eifertigen Wanderer. —

„Ist's Dein Ernst, mit uns zu gehen?“ fragte der Jäger bedenklich. — „Wohl, mein bitterer Ernst, versetzte

Seraphin: „die Schützen sollen spüren, daß ich kein Spion, aber wohl ein braver Tiroler bin. Ich scheer' mich auch nichts mehr um Schuß und Hieb und Tod. Meine Freudenblumen sind verwelkt; unter meiner holländischen Suppen zittert ein absterbend Herz. Gib mir ein Büchsel, und Du sollst sehen, Jäger-Liebl!“ —

„Ich glaub's, ich glaub's,“ erwiderte traurig-lächelnd der Alte: „mein Gewehr, wenn Du's haben willst, ist Dein, bis Du ein andres Dir gewonnen hast. Da ist auch das Hemd und der Hut vom Sepp-Antoni, der sich heut Morgens in den Inn geworfen hat, der dumme Tschoggl. Die Lieb hat ihn konfus gemacht, und da hat er sich mit Lieb' und Leben in den Tod gestürzt, und das Gewand zurückgelassen. Leg' Du's an seiner statt an; aber sey vernünftiger als der Sepp-Antoni. Bist jung wie er, und die Welt hat noch viel viel Thüren offen für Dich. Ein ander Ding, als eines alten Kerl's Schicksal. Schau mich an. Ich hab' keinen Eingang mehr in's Leben, sondern nur den Ausgang vor mir. Dechter möcht' ich mir nicht den Hals abhacken und die Gurgel mit Innwasser ersäufen.“ — Der alte Mann legte sich auf den Rücken, deckte beide Hände über's Gesicht, und seufzte schwer und oft. — „Willst Dich nicht auf's Bett legen?“ fragte Seraphin mitleidig. — „Streck' mich lieber auf's Rehbrett!“ antwortete der Greis finster, und schwieg dann lange. — Wäre Seraphin nicht so sehr mit der Geschichte seines traurigen Abends beschäftigt gewesen, er hätte sich dringend nach der Ursache der Veränderung erkundigt, die er im ganzen Wesen des Jägers bemerkte. Wo war die Wildheit, die den Liebl ehedem so kräftig beseelte, selbst im herbsten Kummer? Wo war der, so zu sagen, muskelstarke Geist, der stets hoch über des Jägers Widerwärtigkeiten geschwebt? der sich nur gebeugt vor Gott und vor dem ernsthaften Boten des Allmächtigen, vor dem Gewissen? — Wo alle diese Kraft hingekommen, und warum er sie verloren, nahm sich der Jäger-Liebl nach

einiger Zeit selbst die Mühe, dem jungen Freund zu erzählen.

Er setzte sich auf, stemmte die Ellbogen auf die Kniee, den Kopf in die Hände, und sprach: „Mit dem Schlafen ist's nichts mehr. Ich bin wachbar, wie ich drüben im Fegfeuer seyn werde. Gelt, Seraphin, jetzt hat mich das Alter derwuschen? aber es ist nicht dasjenige Pelzmandl, das uns von außen her den Schnee in die Borteln und den Bart bläst, die Zähne ausbricht, und die Flaxen schlaff macht. Ich sterb' von innen heraus ab, und nicht, wie der Gerechte, von der Krone. Oder, besser gesagt: ich bin schon ganz todt, und nur mein Schatten lauft mir zum Wunder und zum Spott auf Erden herum. Denn, wahrlich, liebster Seraphin: der ganze Kerl, den Du in jener Weihnacht aus dem Schnee hervorgegraben, liegt in einem Sarge, auf dem Gottesacker zu Schleiß; und zwar schon seit Monaten liegt er dort neben meinem armen Weibe.“ — Indem der Jäger also redete, kugelten ihm dicke Bährentropfen längs den zerfurchten Wangen nieder. —

„Tröst' Dich Gott im Leid', wie mich!“ sagte Seraphin tief erschüttert. Er sah im Geiste die Martina in der Glorie der Weltpracht, und sein Leben, Lieb' und Alles unter ihren Füßen vermodert und verwest. —

„Wie Dich! wie Dich?“ entgegnete der Jäger unwillig: „Du Narr im Klagmantel um ein Ding, das Du noch gar nicht verkostet hast! Ich aber — ich habe geschmeckt, was Gutes ist an einem getreuen Herzen. Die Selige ist mir gewesen ein Weib, eine Schwester, eine Mutter, hat mich geküßt, berathen, gefüttert. Bah! was willst Du reden? Für Dich ist Sommer und blumenvoll ein jeder Garten; für meinen Winter wird kein Dornapfel mehr roth. Wir haben uns lieb gehabt, — schau, Bub — lieb aus dem Fundament. Sie war mir lieber als gar alle Weiber, die ich schon gekannt habe,

die Mutter meines Lex nicht ausgenommen. Ich bin im Berg gar oft auf Wolfsmütter gestoßen, die ihre Jungen vertheidigt haben, — aber wie! bis ihnen Luft und Blut ausging — aber 's war halt doch keine Lieb', wie ich sie zu der Meinigen hatte." — Der Alte schluchzte, als spaltete sich sein morsches Herz. — Dann faßte er sich aber gewaltsam und fuhr fort:

„Nun, das ist jetzt vorbei, kommt nimmer wieder. Ich hab's zu gut gehabt und das Gute nicht verdient, gewiß nicht. Aber nach der Mutter hab' ich auch mein Klein's Madl verlieren müssen. Nicht etwa, daß sie gestorben wäre! nein! sie lebt schon noch und ist kreuzwohl. Aber ich hab' die Haut an ein paar fromme Frauen geben müssen; ich hätt's mit ihr nicht aushalten können. Hat sie nicht die Augen und die Stirn und die Manieren und die Stimme meines seligen Weibes? Fort also mit ihr; eben so gut. Die Alte steht mir ohnehin Tag und Nacht vor der Nase, ich brauch' ihr Ebenbild nicht auch noch daneben. Spari! wie die Welschen sagen. Nun, der Lex ist auch im Dienst, den ich gehabt, und kann nicht bei mir sitzen, und die Zähren aus meinem Schnupftüchlein ringen. So war ich denn allein, und konnte mir ausrechnen an den Fingern, wie viel von meiner Natur tagtäglich hinwerden möchte. Da kommen auf einmal ein paar alte Mander aus 'm Landecker Gericht und plauschen mir vor von Anno Drei, wo ich redlich an ihrer Seite gefeuert habe, und — kurz und gut, machen mich zu ihrem Hauptmann. Ich hab' mir's gefallen lassen, 's ist ein Zeitvertreib, und mit dem Sterben kann's auf diese Weise schon noch geschwinder 'was werden. Aber — Dir im Vertrauen zu sagen — 's ist nichts mehr mit mir; die Schützen haben sich verkauft. Bin zu nichts mehr nutz, als zum Rathgeben, und wenn sie noch auf mein Kommandiren horchen, so ist's, weil sie meinen, ich hätte den bösen Feind im Sack. Wissen aber nicht,

daß ich mit Rosenkranz und Weihwasser und Bußwerken den höllischen Gesellen abzulohnen, mich unablässig bemühe. Gott sey Dank! das schwerste Quartal hab' ich ihm diese Nacht gezahlt, hab' den alten Maroner so lang und fußfällig gebeten, bis er mir verziehen hat, und zwar im Namen seines seligen Bruders, der schon lang, sogar besser als ich, wissen wird, was bei dem Unglück meine Schuld und was nicht." —

„Der Maroner?“ fragte Seraphin, sich an Andrä's gewaltsamen Tod erinnernd: „ich fand ihn nicht bei Hause; . . .“ — „Das glaub' ich. Wenn ich ihn doch in die Kirche rufen ließ, die mir der Meßner aufschloß? Schau, Bub: daheim bei ihm wär's nicht so leicht gegangen, aber wo unser Herrgott selbst vom Altar hernieder winkt, mit seinem Haupt voll Dörnern, wo Taufstein, Gruft und Tabernakel beisammen steh'n, da wird die Seele weich und die Hand versöhnlich. Der Großpönitenzer zu Rom selber hätt' mich nicht besser absolvirt, als der gute Schubflicker es gethan hat, und seitdem ist mir, als wäre auf meine innerlichste fressendste Wunde ein wohlthätiger Himmelbrand*) gelegt worden. Ich wäre gesund, wie nur ein Schatten seyn kann, litte ich nicht am Schmerz um mein Weib. Aber denselbigen nimmt mir nur das Knochenmandl ab. Indessen bin ich schon so zufrieden. Du, Seraphin! ein tochter Mensch liegt wie ein drei Meilen hoher Berg auf dem Gewissen seines Todtschlägers. Du! probir' das in Deinem Leben nicht! und darum mach' Dich davon aus unserm Schützentrupp. Und wär's auch nur eines Bayern Blut, — 's drückte Dich für Dein Lebtag darnieder. Du bist zum Krieg viel zu fromm, viel zu gut und geistlich. Folg' mir, lieber Bub': der Friede ist viel feiner als der Krieg.“

*) Verbascum thapsus: gemeine Königskerze

„Wohl, wohl;“ entgegnete Seraphin hitzig: „aber damit das Vaterland Friede habe, muß Krieg sehn; und weil ich nichts auf Erden mehr zu lieben habe, als das gute Land Tirol, so will ich's auch vertheidigen, bis Amen gesagt wird.“ —

Noch einmal schüttelte der Jäger traurig seinen Kopf, gab die Büchse dem Kauflustigen in die Hand, hing ihm Sepp-Antoni's Lodenhemd um die Schultern, und sagte: „In Gottes Namen, wenn Du nicht hören willst. Unser aller Herr weiß, daß ich Dir abgerathen habe. Zähle auch nicht auf mein Beispiel: Ich thue keinem mehr was zu Leide; will nur das Blei abwarten, das mich trifft.“ — „Ich auch,“ antwortete Seraphin trotzig, und indem er des Schützen Hut aufsetzte, war auch der Landesvertheidiger fertig. Eben jetzt schlug die Trommel, der Himmel that sich auf dem Morgenlicht, und die gewaffnete Schaar zog fürbaß gen Reutte. —

Zweites Kapitel.

Der Prophet Ezechiel hat einen Wagen gesehen, an dem ein Ochse und ein Löwe nebeneinander gespannt. Ungleiche Thiere sind das gewesen. Die Eheleute werden auch an ein Joch gespannt, daher sie Conjuges benamset werden, aber gar oft auch ungleich: wo sie sich zusammenschicken wie eine Sichel und Messerscheide; wo ihr Willen weiter von einander als Pressburg und Straßburg; wo die Lieb' so inbrünstig ist, daß man sie ganz sicher könnt' in ein Schaab (Bund) Stroh einsperren. O Bitterkeit!"

B. Abraham a Santa Clara.

Der argwöhnische Seraphin würde sehr erstaunt gewesen seyn, wenn er seine ehemalige Braut, die er von der Glorie der Weltpracht umstrahlt wähnte, in ihrer wahren Lage hätte sehen können. Ach, die sparsamen Blüthen ihres Brautkranzes waren schon dürr und abgefallen, vom hochzeitlichen Schmuck ihres Hauses Wände entkleidet, jedwede Freude, noch so winzig, hatte sich getummelt, vor der betrübten Wirklichkeit im Leben der Neuvermählten die Flucht zu ergreifen. — Martina, blaß und leidend, reue- und angstvoll, saß als Wärterin am Lager eines Schwerverletzten. Der arme franke Mann im hohen Himmelbette, eine verkörperte Vitanei aller Schmerzen, war ihr Gatte.

Wie sich's manchmal zuträgt, daß Kinder und einfältigliche Gemüther zum Weissagen kommen, sie wissen nicht wie, — so war's der unbefangenen Martina ergangen.

Ihre Prophezeihung, daß Sprenger mit ihr das Glück nicht heirathen würde, war fast urplötzlich richtig geworden. Daß solche, die den Bräutigam beneidet, ihn jezo beklagten, und andere, die ihn geschmäht, ihn jezo noch grausamer verlachten, hatte sich also begeben: von den Hochzeitsfackeln begleitet, war die Kutsche mit dem schmol- lenden Paare vor Sprenger's Hause angelangt; die Bedienten hatten die Schlagthüren aufgerissen, die Musikanten ihren besten Tusch angestimmt. Sprenger, voll von oberherrlichen Gedanken, und in der Meinung, sich als ein recht vollzähliger Mann dem Volk zu weisen, hatte den Arm des Lakaien verschmäht und einen rüstigen Sprung auf's Pflaster gewagt. Doch fiel er plump darnieder, und so gewaltsam auch die Beschämung an ihm zerrte, ihn wieder aufzurichten, dennoch mußte er das Aufstehen bleiben lassen. In sein Gemach hinaufgetragen, und der Bestichtigung des anwesenden Doktors Musteratsch unterworfen, mußte er zu seinem Schrecken erfahren, daß er den Schenkelhals gebrochen. In seinem Alter eine schwere Verletzung, und vor hundert Jahren noch um gar vieles schwieriger, als heutzutage. Nicht möglich ist es, einen Begriff von dem Sturm des Grimms zu geben, der in dem leidenschaftlichen Manne losbrach, und nur dazu diente, das Fieber, das ihn bald ergriff, doppelt wild und wüthend zu machen. Mehrere Nächte hindurch fabelte er von allen gekrönten Häuptern der Erde, regierenden und nichtregierenden, von seinen Feinden im ober- österreichischen Wesen, von der Tammerl'stupp'schaft und sogar von Scraphin, den er beschuldigte, ihm vor den Wagen eine Schlinge gelegt zu haben; eine Idee, die er sich sogar bei wacher Vernunft nicht leicht nehmen ließ. Musteratsch, die Unzulänglichkeit seiner wundärztlichen Erfahrungen und Geschicklichkeit offen bekennend, hatte von dem wälschen Arzt gesprochen! Tammerl aljobald den Kölbl versendet, den Wundermann herbeizuholen. Im

besten Fall versprach die Heilung nur den allerlangsamsten Fortgang, und mehrere Monate des Leidens und der Unfähigkeit standen unnachsichtlich dem ungeduldigen Kranken bevor. —

Martina, dem wie vom Himmel geschneiten Unglück gegenüber, hatte — sie schämte sich bald nachher des unbarmherzigen Leichtsinns — ein gewisses Frohlocken in ihrer Seele verspürt, als ob das peinlichste Joch mindestens auf eine Zeit von ihrem Nacken genommen worden wäre. Aber, nicht lange, und sie hätte eher alles in der Welt gern ertragen mögen, als die Mitleidenschaft, in welche ihre Pflicht und ihres Mannes Wunsch sie zog. Eine Krankenpflegerin des alten Herrn vorzustellen, war keine Kleinigkeit. Die spitzfindigste Tyrannei hätte lange sinnen müssen, um die Qualen zu ersinnen, die Sprenger, stets hundert Befehle und Vorwürfe im Munde, seiner geplagten Gattin bereitetete. — Wenn Martina in den bösen Fiebernächten neben dem vor Schmerz und Fast heulenden und irrredenden Menschen verweilte, wenn sie hörte, wie er ihr selbst alle Schuld seines Elends beimaß und sich und alles auf Erden und im Himmel verwünschte, hunderterlei begehrend und wieder von sich stoßend, der boshaftesten Laune und Wildheit voll, da kam ihr öfters vor, als sey der Teufel alt und gefangen worden, und müsse nun vor ihren Augen auf dem feurigen Rost, den er bis daher für Andere in Gluth gesetzt, alle seine Missethaten abbüßen. — „O Herr!“ betete sie dann: „geh' nicht mit ihm in's Gericht, und lasse ihn gesunden, wenn ich jemals ein wenig Gnade vor Deinen Augen gefunden. Denn hart ist mein Loos, und härter noch zehnmal, weil nicht wenig verschuldet.“ — Ihr war zum Herzen gedrungen, daß sie grausam vorschneil, und nicht wie die Liebe will, gegen Seraphin und sich selbst gehandelt. —

Da — am Abend war's der Ankunft Seraphin's zu

Inst — da erwachte langsam der Kranke aus dem blei-
schwer schlaffüchtigen Zustande, der seit ein paar Tagen
die Rebellion in seinem Körper abgelöst hatte. — Mühsam
umherschauend: „Ist der wälsche Doktor gekom-
men?“ fragte er. — „Nein;“ antwortete Martina: „er
schleunt sich nicht, ich muß schon sagen.“ — Sprenger
lag ein paar Minuten, vor sich hinstarrend. Dann flog
ein ängstlicher Krampf über sein Gesicht. — „Wo ist
der Rock, den ich am Hochzeitstage trug?“ — Die Frage
geschah hastig, furchtsam. — Martina zitterte leicht;
dann ging sie, das Kleid herbeizuholen.

Sprenger fuhr unverzüglich in die Tasche des Rocks
mit begierig bebender Hand. — „Der Brief?“ sagte er.
— „Da;“ erwiderte Martina, das verlangte Papier
aus ihrer Tasche ziehend, und auf's Bett legend. — „Du
hast gelesen?“ fragte Sprenger verlegen. — „Ja.“ —
„Gelesen?“ fuhr jetzt der Kranke empor: „hast Dich
unterstanden . . .?“ —

Mit eiskalter Würde stand Martina vom Sessel auf:
„Warum nicht? Er gehört meinem Vater. Die Briefe,
die an ihn geschrieben, waren mir nie ein Geheimniß.“
— „Du weißt also . . .?“ — „Daß der Herr an mir
unredlich gehandelt hat; denn mein Vater hätte den Brief
zu unterdrücken nicht über's Herz bringen können.“ —

Sprenger schlug sich vor die Stirne: „Ach, welche
Folter innen und außen!“ seufzte er: „Im Beine häm-
mert der Tod, und der Satan in meiner Seele!“ —
Sanftmüthiger setzte er bald hinzu: „Martina, mein
Kind! ich verlange sehr nach dem heiligen Abendmahl;
ich hungre nach der Beichte und dem heiligen Gute. Be-
sorge mir doch ohne Verzug das Nöthige.“

Martina beeilte sich, dem Bittenden zu willfahren.
Der Geistliche kam. Sprenger blieb eine Weile mit
ihm allein. Nachdem alles vorüber, in vorgerückter
nächtlicher Stunde, ließ Sprenger seine Gattin rufen.

Sie kam ohne finstre Falten auf der Stirne, ohne Verachtung und Vorwurf zu verrathen. Ihre Milde that dem Kranken wohl. Er ergriff ihre Hand, und legte darein den Brief und ein andres versiegeltes Papier. „Du bist ein gutes Weib.“ sagte er reuig: „ich aber bin ein schlechter Kerl. Ich will mich nicht mit meiner Lieb' zu Dir entschuldigen. Der Postbube gab mir einen Brief; der andre, der an Deinen Vater, war noch in seiner Hand, ich las aber die Aufschrift und den Ort, wo er postiert worden. Was kommt von Frankfurt an den Tammerl? fragte ich mich heimlich, und der Seraphin, der oft wie ein Gespenst in meinem Hirn spuckte, that es auch diesmal fürchterlicher als je. Drum sagte ich zum Buben; gib her; ich gehe just zum Tammerl, löste den Brief, aber auch dessen Siegel, und fand darunter die Anzeige der Wiederkehr des Nebenbuhlers. Ein Wink des Himmels schien mir der Zufall; nicht bedenkend, daß Gott seine unerforschlichen Zwecke gewiß nicht von unreinen Händen und gewissenlosen Werken abhängig machen werde. Dem Seraphin zuvorzukommen, beschleunigte ich unsre Ehe Dein und mein Unglück. Kannst Du mir vergeben?“ —

Martina entgegnete sanft: „Der Herr ist so ruhig und friedsam, daß ich glauben muß, Er sey versöhnt mit Gott. Wie sollte ich denn nicht vergeben, was der Priester vergab? Beruhige sich der Herr, und pflege Er Seine Gesundheit. Die lieben Heiligen werden sorgen. — Was soll ich mit diesem Brief beginnen? wem das andre Papier zustellen?“

Sprenger horchte als wie halbverklärt auf die christlichen Worte seiner Frau, so daß er beinahe das Antworten vergessen hätte. Martina mußte ihre Fragen wiederholen. Hierauf sagte der Cavalier, und zwar ächt cavaliermäßig: „Den Brief Deinem Vater; er soll mir das Böswicht-

stücklein nachsehen um Deiner Versöhnlichkeit willen, und mich nicht vor den Leuten zu Schanden machen. Das versiegelte Papier gehört jedoch Dein, ist mein Testament, vermacht Dir alles, was ich habe, wenn ich aus dieser Welt gehen werde. Ich meine, es werde nicht zu lange mehr mit mir dauern."

Mit einer Bewegung des Schreckens wollte Martina das Papier zurückstellen. Sprenger drückte es ihr noch fester in die Hand. „Deine Jugend ist mehr werth als das," sagte er: „ich darf nichts mehr von Dir verlangen, als ein wenig Geduld." —

Martina weinte, küßte seine Hände. „Nein, nein!" rief sie: „der Herr wird nicht sterben, sondern gesund werden, lang leben, und mich immerdar getreu an seiner Seite finden."

„Du bist brav, bist's mehr, als ich erwarten durfte," versetzte der Kranke gerührt. Gleich darauf heftete sich sein Auge mit besonderer Gewalt auf die so sehr ergriffene Gattin, und er sprach nachdrücklich: „Basta. Das ist abgemacht. Das Papier ist Dein, mein Gewissen befriedigt. Ich spiele nicht mit Dir Komödie. Willst Du mir aber nun zwei Fragen recht aufrichtig, recht von Herzen beantworten?" — „Ach mein, die reinste Wahrheit will ich sagen; rede der Herr nur frisch zu." —

„Was hättest Du gethan, wenn dieser Brief zur rechten Zeit zu Deiner Kenntniß gelangt wäre?" — „Ich hätte mich nicht zur Heirath bequemt, sondern Seraphins Ankunft und seine Rechtfertigung abgewartet." — „Ich dachte mir's. Was aber wirst Du jetzt thun, wenn er, wie sein Brief besagt, daher kommt, voll von Hoffnung und Zuversicht?" — „Ich werde ihn nicht sehen; Er, ich bürge dafür, wird mich nicht auffuchen. Ich weiß, was ich jetzt dem Herrn und meiner gegenwärtigen Lage schuldig bin." — „Gewiß? Dein Wort, Deine Hand darauf?" — „Hand und Wort." — „So ist's recht; damit bin

ich zufrieden. Du nimmst einen Stein von meinem Herzen.“ —

Als hätte ihn die Versicherung erfrischt, schlief Sprenger bis in den hellen Morgen hinein. Als er erwachte, saßen der wälsche Doktor und Musteratsch an seinem Lager, und die Prüfung dessen, was bisher in Betreff der Verletzung geschehen, begann. Sie fiel für den Patienten vortheilhaft genug aus. Er würde geheilt werden können, und nicht allzuvieler Unbequemlichkeit ferner am Beine empfinden, meinte der Italiener; doch würde es langsam gehen und viel Ergebung brauchen. —

Martina war von dem edelmüthigen Benehmen ihres Vaters dergestalt hingerissen, daß sie die Kunde von seiner bevorstehenden glücklichen Wiederherstellung ihrem Vater, der sie zu besuchen kam, mit ungeheuchelter Freude mittheilen konnte. — Tammerl, der schon eine sorgenvolle Stirne mit ins Haus gebracht hatte, schien sich weniger zu freuen, als seine Tochter. Da ihm diese jedoch von dem Testament zu ihren Gunsten sagte, wurde des Bäckermeisters Antlitz etwas heiterer, und er gratulirte. „So wird's denn besser ausgehen, als ich fürchtete,“ sagte er: „denn entweder stirbt er, und Du sitzt ohne Einbuße in Hülle und Fülle, oder — im Fall, daß er genäse, wäre doch ein bißel mehr auf sein Gemüth zu bauen, nach dieser Handlung zu urtheilen.“ — Tammerl seufzte nichtsdestoweniger etlichemal, und ging ganz herabgestimmt in der Stube hin und her. Martina bemerkte seinen Kleinmuth, und bat ihn, ihr sein Anliegen zu offenbaren. Tammerl ging nicht gern mit der Farbe heraus; es ließ ihm jedoch nicht Ruhe. —

„Schau, liebe Sprengerin,“ sagte er, die junge Frau auf die Seite nehmend: „ich hab's eigentlich für mich behalten wollen; aber am Ende habe ich doch zu keinem Menschen ein größeres Zutrauen, als zu Dir: nicht zur Mahndel, — sie ist so viel wunderlich; nicht zu der Meint-

gen — sie ist so viel voll von Vorurtheil; nicht einmal zu der Peterl, die eine kreuzbrave Person; aber vor ihr schäme ich mich. Dir mag ich's nicht vertuschen: Der Seraphin ist gestern Nacht dagewesen." —

„Dagewesen?“ lispelte Martina sehr erschrocken, und setzte sich geschwinde, fühlend, wie ihre Beine zitterten. „Um, ja, ja, wie ich Dir sage,“ fuhr Tammerl traurig fort: „'s war eine furiose Geschichte. Laß Dir erzählen.“

Martina sprang auf, hielt dem Vater den Mund zu, und rief: „Bitte, bitte den Herrn Vater gar schön: nichts davon reden! ich will nichts davon wissen, als das Eine: haben wir ihm Unrecht gethan oder nicht?“ —

Noch trauriger antwortete Tammerl: „Gott weiß es am besten. Der Mensch hat sich freilich nicht weißgebrannt... oho! dazu fehlt viel... aber... ich weiß nicht... ich hab' so meine eigenen Gedanken... es könnte möglich seyn, daß... aber jetzt ist doch alles vergebens... fort ist er endlich, und den, fürcht' ich, haben wir gesehen ein für allemal.“

„Ein für allemal!“ wiederholte Martina betrübt; aber schnell gefaßt, setzte sie bei: „'s ist auch gut, wohl noch besser, als wir meinen.“ — Um, wie man will!“ entgegnete Tammerl mißmuthig: „Wenn's Dir recht ist, so ist's die Hauptsache;... aber ich wollte, ich hätte Augen, wie ein Sperber, und sähe hell. Wenn ich mich an Seraphin's Reden erinnere... so scheinen sie mir die pure Wahrheit. Aber warum sind ihm alle andern Stimmen und Umstände schnurstracks entgegen?... Nun, die Sache ist, daß ich jetzt dem Peterl und dem Kölbl auch nicht mehr unbedingt traue. Ein Unglück, aber 's ist schon so. Drum hab' ich so eben dem Kölbl ein Stück Geld auf die Hand gegeben und ihn aus dem Dienst geschickt. Er mag ein ehrlicher Kerl seyn... aber ich kann nicht helfen; ich bin einmal so. Wie? was?“ —

„Der Herr Vater wird wissen, was er zu thun hat!“

versezte Martina, die von Seraphins Brief — sie wollte denselben wie einen letzten Nothpfennig aufheben — kein Wörtchen schnaufte, und eben so wenig ihren Argwohn gegen den Bruder und dessen Konsorten aufstischen mochte, damit sie den schwankenden Vater nicht ärgre und verlege.

„Die Tante“ — fuhr Tammerl mit Beklemmung fort — „wird Dich ohne Zweifel heimsuchen, Sprengerin. Nun, sie wird Dir erzählen. Ihr Weiber macht eure Sachen gern untereinander ab. — Ich jedoch hab' Dir nebenbei sagen wollen, daß ich auf ein anderthalb oder zwei Tage verreisen muß. Stell' Dir vor: der alte Idelstein hat mich beschickt. Er habe nothwendig mit mir zu reden, und erwarte mich zu Silz. Es sey zwar eine Dummheit, daß er nicht gar nacher Imst hereinkomme; er könne aber durchaus nicht, und ich müsse zu ihm reisen, weil es sich um die ganze Zukunft meines Peterl handle.“ —

„Der Peterl?“ fragte Martina lebhaft: „ach, was wird noch der Herr Vater vom Peterl hören müssen!“ — „Was Gutes gewiß nicht;“ meinte Tammerl schwermüthig: „ich fang' an zu glauben, daß an dem Buben alles verloren ist. Du mein Heiland! hätt' ich vor diesem Kreuz Ruhe und den Zoch versorgt, ich wollt' ja gern fortan nur noch Locker abrichten und Leim rühren, und den Parucchieri's zu Trient ihre schönsten Eschaffiten abhandeln, und auf der Vogelhütte leben und sterben.“ —

Tammerl hätte gern — sich an längst vergangene häusliche Verdrieklichkeiten erinnernd, die in der unbegrenzten Vorliebe Mariannen's zu ihrem Sohne ihren Grund gefunden — mehreres geschwäzigerweise hinzugesetzt, das etwa nicht zum Ruhme seiner Frau gewesen wäre. Aber sein grundehrliches Gemüth und sein verständiger Sinn legten ihm alsobald die nöthige Zurückhaltung auf. Seine Tochter sollte, aus seinem Munde wenigstens, nicht hören, was ihrer Mutter nachtheilig klang. Noch mehr: er bat sogar Martina, seiner Frau vorläufig nichts von

dem Beweggrund seines demnächstigen Zusammentreffens mit dem alten Edelstein zu sagen. „Das gute Weib könnte sich unnützerweise zergrämen,“ bemerkte er mitleidig. So entfernte er sich, versprechend, bald wieder zu kommen, und wünschend, daß in Martina's Haus und Ehe Alles so gut als möglich ablaufen möchte. „Wir haben etwas übereilt gehandelt,“ fügte er hinzu: „vielleicht ist Seraphin — mir wird's sauer zu gestehen, aber ein ehrlicher Mann muß seine Zweifel bekennen — vielleicht ist er nicht so tadelnswerth, als wir meinten . . . er hat doch manches Verdienst um mein Haus, hat mir einmal — Du weißt es — mein Geld vor dieblichem Einbruch gerettet . . . ich hätte das nicht so leichtsinnig vergessen sollen . . . aber geschehen ist einmal geschehen, und dem Himmel anheimzustellen, daß er alles zum besten lenke. Darum Geduld, Geduld, Martina, und liebe Deine Eltern nicht minder denn zuvor.“ Mit Thränen umschlang ihn die Tochter und beurlaubte sich von ihm mit tausend Bethuerungen unverwelflicher Liebe.

Allein geblieben, merkte sie wohl, daß recht viele ihrer Thränen auch dem Andenken Seraphins floßen. Sie benetzte damit den Brief, der von Stund an ihr bester Schatz wurde. „Wie Du auch gefehlt haben magst,“ seufzte sie auf zum Bilde des Geliebten, das schwermüthig vor ihrer Seele stand, „ich darf Dir nicht böse seyn, denn auch ich habe gefehlt, aus Eitelkeit, aus Trotz und Uebereilung gefehlt. Vergib mir daher in der Ferne, und Gott lasse Dir's wohl gehen. Es ist nun schon nicht mehr anders zu machen, als zu ertragen, was da kömmt. Dann versteckte sie den Brief in ihrem Busen und freute sich seines Besitzes, freute sich, daß sie durch dessen Mittheilung des Vaters Neue nicht verdoppelt, und des Gatten Ehre nicht preisgegeben.

Als wie gerufen, um Martina's Kummer auf einige Minuten zu zerstreuen, stellte sich Genovesa zum Besuche ein. Zu einem Besuche, nicht ohne Absicht und nicht ohne

Leidenschaft. Das „Vesperglöckl“ sah blutroth bis in die Augen aus, ihr Kopfsputz war höchst vernachlässigt, ihre Kleidung unordentlich. Sie hatte vergessen, ihre Schuhe anzulegen und kam in Pantoffeln, ihre Schürze war auf der verkehrten Seite umgebunden, des Nieders Silberfetten waren wild durcheinander gekreuzt, ungefähr wie in ihrem sturmbewegten Kopfe ihre Gedanken, ihre Vorsätze. Da war auch kein weites Ausholen, kein leeres Gesprächsel, um den Zweck ihres Erscheinens nach und nach anzudeuten. Schnurgrad, wie ein Pfeil, fuhr aus ihrem Munde, was sie anzubringen hatte.

„Guten Tag, Sprengerin; immer wohlauf, gesund? grüß' Dich Gott!“ Genovesa machte ein Rhabarbergesicht zu diesen Begrüßungen: „Wie seh' ich aus? wie komm' ich Dir vor? Hast Du schon Eine gesehen, die sich zwischen zwei Stühlen niedergesetzt hat? ein dummes Mensch, das durch die Reiter gefallen? Da schau her. Schau mich an. Nun, 's ist gar aus. Das ist mein End. Wer hat das Schreiben erfunden? Der liebe Gott war's einmal nicht, sondern der Schwarze mit Schweif und Hörnln. Ich möcht' lachen, wie die Schmidin, wenn sie recht giftig ist. Ich möcht' rehren, wie ein Narr, der ich bin, ein armer Narr, den die Kinder auf der Gasse auslachen. Weißt, was mit meiner Hochzeit ist? Nichts ist's damit. Der Zopf vom Herrn Vater hat mir Unglück gebracht. Aus ist's gar aus. Da schreibt mir der Neptomf, der Idelstein, der Steinesel, daß er sich bedankt, und so weiter. Der Vater, der meinige, ist fuchtig, die Mutter ist toll, ich bin gar aus'm Häusl. Wär' ich eine Her', ich machte ein Gewitter, daß ganz Tirol hin würde; wär' ich ein Tattermandl, ich biße mich selbst in den Schweif, bis ich todt wäre. Ach, Martina! das ist 'ne Welt; daß Gott erbarm! mich graust vor der Welt, und vor den Manderleuten am allerersten. Ach, Martina, Du hast's leicht. Du hast einen Mann. Und die Flecklschwestern haben's

auch leicht, denn sie haben keine Männer. Du wirst sehen: ich kann's nicht ausderstehen!"

Genovesa marschirte im Zimmer hin und her, dragonerhaft und aufgebracht. Martina ließ sie gewähren. Nur sagte sie mit schmerzlichem Lächeln: „Der Spaß mit dem Zopf war nicht fein; aber daher kommt das Unglück schwerlich. Die Untreu' an Deinem Liebsten hat sich bezahlt gemacht; das ist alles.“ —

„Untreu? Untreu? Du darfst noch reden!“ zürnte Beverl. Martina senkte den Blick. „Auch mir geschieht recht,“ sagte sie mit Demuth: „ich will mich nicht auf's Altar stellen; ich nicht.“ —

Diese Ergebung besänftigte die Freundin ein wenig. Sie setzte sich zu Martina, streichelte ihr Haar und ihre Wangen, und entgegnete: „Nicht böß seyn. Ich bin einmal so 'n z'nichtes, schieches Weibsbild. Geh', mach' nicht Kopf mit mir. Laß gut seyn. Wir sind beide übel daran. Schau; was hab' ich denn thun sollen? Der Oswald spolziert herum, ich weiß nicht wo, und läßt mich allein. Die Eltern haben gemeint, es müßte seyn mit dem Muckerl. Weißt? wir sind doch einmal Bürgertöchter, und können nicht über'n Zaun springen, wie die Prinzessin in der Lenerl ihrem Geschichtenbuch. Vor Lieb' sterben? wär' mir nichts lieber; das ist Dummheit. Oder davonlaufen mit dem Lotter? Das bringt keinen Segen, wenn auch die Ueberreiter nicht da wären. Nach Rom laufen, wie die Dörcher? was käm' dabei heraus? Der heilige Vater thäte schon absolviren, weil er ein altes Mannl ist, das gern Ruh' und Fried' hat, und dann, weil er keine Kinder hat, und nicht weiß, wie es den Eltern daheim um's Herz ist . . . aber zu leben gäb' er uns doch nichts, und von der Lieb ist man nicht und trinkt nicht, und schafft sich keine Kleider. Also, ich hab' schon zugreifen müssen, und so werden's noch viele Tausende müssen, so lang die Welt steht. Aber — ist's nicht infam von dem Nepomuk?

Mir nichts, Dir nichts Ade Pfietigott! Er hätt' sich mit einemmal anders besonnen, der schlechte Mensch; weiter keine Ursach. Und heirathen wird er dechter. Wen? eine rothhaarete mit Sommersflecken und fastigem Gefries! Das schreibt er mir noch zum rechten Spott, der himmellange, der storchbeinige, der ruechige Pusterer der! Da ist der Zopf retour, da ist mein Briesl retour, da ist sein miserables Papier. Lies nur, lies, es steht alles haarklein darinnen."

Martina überlief den Absagebrief, der in der That bauernkavaliermäßig abgefaßt war. Sie fragte: „Wer muß dem Menschen beigebracht haben, Dir die Schande anzuthun?“

„Wer? wer? eine saubre Frage!“ erwiederte das Besperglöckl noch hitziger: „Schau, ich will alle meine Finger verwetten, daß es ein Stückl von Deinem Brüdler, von dem verlognen Peter ist.“

„Mag sehn, Genovefa, mag sehn. Ach, der Peter! er hat viel Unheil für uns alle gestiftet. Ich kann nur nicht begreifen, wie Du, die sonst gar nichts auf dem Herzen behalten kann, nicht zur rechten Zeit meinem Vater erzählt hast, was Dir Dein Oswald anvertraute?“

„Ich? warum nicht gar! Ich wollte der Katz die Rollen nicht anhängen. Hättest es noch eher thun können und müssen, denn ich hatt' es Dir erzählt. Und Oswald, als ein guter Freund des Seraphin, hat es zuletzt wohl auch thun wollen, wenn schon es nicht ohne Gefahr für ihn gewesen wäre aber es war halt zu spät. Du hattest schon den Kopf aufgesetzt, da war nichts mehr zu machen. Zudem hatt' ich dem Hascher den Abschied gegeben, und das ganze Leben sammt Freund und Feind war ihm verleidet. Obendrein war der Peter nimmer daheim, und es hätte eine lange weitläufige Hin- und Herschreiberei gegeben, und Deine Hochzeit war vor

der Thür. Nein, nein. Schieb' nicht auf mich, nicht auf den Walt die Schuld. Du hast sie allein. Jetzt bin ich unglücklich, und der Walt — will's Gott — auch, wenn noch ein bißel Rechtschaffenheit in den Mannsbildern ist, und Du hast auch Dein Theil. Reden wir nicht mehr davon."

Martina's Stolz fand sich verletzt durch das zweideutige Mitleid der Leichtsinrigen. Trocken sagte sie: „Du bist freilich noch besser daran, als ich; Du bist wenigstens wieder frei und ledig. Aber ich . . . nun, ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß es gar so schlimm mit mir stände. Mein Herr wird gesund werden, und er ist von Natur gar nicht so übel, und, wenn ich Dir sagte, Weberl, was er erst vor ein paar Stunden für mich gethan . . .?“

Weberl horchte mit offenem Munde, und Martina war im Zuge, von der Wohlgesinntheit ihres Mannes viel Wesens zu machen, theils um ihrem dankbaren Herzen zu genügen, theils um sich selbst wieder ein wenig über ihre Lage zu täuschen, theils auch, um der Freundin Neid zu erregen, der ihr besser gefiel, als ihr Mitleid. Aber sie wurde alsbald unterbrochen. Sprenger riß wie ein Verdammter an der Glocke seines Krankenzimmers. Magd und Knecht des Hauses schriegen nach der Frau, die der Herr zu sich entbot. Unter diesem Höllenlärm vertagten die Freundinnen ihre Sitzung, und Martina lief, ihre Gehorsamspflichten zu erfüllen. —

Sprenger hatte einen rothen Kopf voll Zorn und Ungeduld. Wohl zu merken: er wußte jetzt, daß er davonkommen würde. — „Wo steckst Du? wo bleibst Du? läßt Dich gar nicht mehr bei mir sehen?“ rief er der Frau entgegen. Martina entschuldigte sich, nannte, wer bei ihr gewesen.

„Ich werde Dir die Visiten abthun und niederlegen,“ hieß die rauhe Antwort: „die Prinzessin agiren, während

der Mann mit dem Tod ringt! Eine brave Aufführung. Warte! ich lasse deine ganze gemeine Sippschaft zum Haus hinauswerfen, wenn sie sich noch einmal beugehen läßt, hier uns zu molestiren. Dein Platz ist da, bei mir, und nicht bei dem Schuster-, Schneider- und Bäckergefindel. Die Kneipenbekanntschaften müssen aufhören, ich sag' Dir's. Himmel, wie ist man gestraft, wenn man sich mesallirt und in eine Pöbelfamilie heirathet!"

Die Erzbilder am Margrabmahl standen niemals unbeweglicher, wie jetzt Martina, solcher Umwandlung gegenüber.

„Meine Suppe! wo ist meine Suppe? willst Du mich verhungern lassen?“ fuhr der Haustyranne fort. — Martina flog zur Küche, brachte in wenig Minuten das Verlangte. — „Eine Ewigkeit bleibst Du außen;“ hieß es nun wieder: „Müßigstehen, mit den Mägden ratschen, mir, wo Du kannst, ein Klamperl anhängen; das ist deine Sache; gelt, Du zwidre Person?“

Martina hatte sich auferlegt, nicht zu antworten. Das war jedoch des Polterers Rechnung nicht. — „Wer hat die Suppe gekocht?“ fragte er, ohne sie zu kosten. — „Die Köchin, so Gott will,“ entgegnete Martina nothgedrungen. — „So der Satan will!“ schrie der Kranke: „Du selbst solltest sie bereiten, faules Weib. Da!“ — Suppe und Tellerscherven lagen am Boden.

Noch einmal nahm sich Martina, wie man zu sagen pflegt, das Herz in beide Hände, und schwieg, und ging und stellte sich mit gluthrothem Angesicht an des Heerdes Glut, den groben Befehl zu erfüllen. — Bald war's geschehen, aber schon ein Duzendmal hatte die Glocke gerufen, als Martina die von ihr selbst bereitete Suppe hineinrug. — Der Gestrenge versuchte sie, nickte, und sagte: „Besser, besser, aber zu langsam . . . und zu bitter. Warum so bitter?“

Hatte die Sache Grund, und war etwa ein Wer-

muthtropfen aus Martina's Wimper in die Schale gefallen? oder vergällte dem Kranken der Bohn die Speise, oder war der Vorwurf erlogen? Gleichviel. Martina begnügte sich, zu erwiedern: „Ich kann's halt nicht besser.“ — „Du kannst nichts;“ lautete Sprenger's Amen.

Nach einiger Zeit, gefräßig speisend, aber immer neue Lücke sinnend, fing Sprenger an: „Gib mir das Testament zurück. Ich war ein Narr, damit herauszurücken, und Dir den eigensinnigen Kopf zu verdrehen. Auf ein andermal; wenn Du's verdienst, nemlich. Dergleichen Papiere sind für unfluge Kinder schneidende Messer, für den einfältigen Geber wahre Gurgelabstecher.“

Schon lag das Papier neben Sprenger. „Ich hatt' es nicht begehrt,“ sagte Martina stolz: „ich hätt' es nicht behalten. Der Herr kann's glauben. Was das Papier enthält, macht mich nicht glücklich.“

„Nicht?“ fragte Sprenger spöttisch entgegen, und riß das Papier mitten entzwei: „So, das für den dummen Bauernstolz. He? wie steht's nun, gnädige Frau?“

Verachtend sprach Martina: „Der Herr kann schalten mit dem, was ihm gehört.“ —

„Immer noch der Böbelhochmuth! Warte! Wenn ich einmal wieder aufstehe, will ich Dir schon die Sekten austreiben!“

„Schone sich der Herr nur jezo. Je mehr Er sich ärgert, je später wird Er gesund.“ Mit diesen Worten setzte sich Martina zu einer Arbeit nieder. Nach einer langen Pause hob wieder Sprenger lebhaft an: „Warum sagst Du mir immer Er: warum duzest Du mich nicht?“

— „Das würde sich nicht schicken. Der Herr ist mir so viel respektabel, wie mein eigener Herr Vater“

„Schweige, Schlange!“ schalt der brutale Mann: „bist Du nicht mein Weib? Was Vater! was respektabel! Sage mir Du; ich will's haben. Sag' mir Du und Ferdinand. Hörst Du, oder...?“

„Das kann ich nicht, und werd' ich nicht!“ versetzte Martina entschlossen: „das wär' mir jezo wider die Natur.“

„Oho! das ist stark; was hör ich da? Gleich auf der Stelle kommst Du her, und küssest mich, und sagst mir Du und lieber Ferdinand!“ —

„Nein, nein, nein, und wenn's der Pfarrer selber mir beföhle!“ Martina lief davon. „Halt! he! willst Du bleiben!“ schallte ihr nach, und ein Rissen, von Sprenger geschleudert, traf sie zwischen Thür und Angel. Demungeachtet floh sie, und ließ den alten Narrn toben und läuten nach Herzenslust. — „Oh! oh! und ich muß da liegen, gleich wie angenagelt!“ seufzte Sprenger, ohnmächtig werdend vor Gift und Galle. — „Ach, wie geschieht mir doch so recht!“ seufzte zum tausendstenmale Martina. — —

Während dergestalt Sprenger seinen Charakter für's Haus entfaltete, wie, der Sage nach, die Aloe ihre Blüthe: überraschend mit Knall und Getöse — rollte Tammerl auf leichtem Karren, mit einer schweren Bürde von Sorgen, dem Stelldichein in Sitz entgegen. Noch bei guter Abendzeit dort angelangt, fand er den Freund Idelstein schon vor, der hin und herging, ein stillgroßendes Unwetter, das sich nicht verziehen zu wollen schien vor dem weichen und gerührten Angesicht des Eintretenden. „Was hat Er denn? was will Er denn von mir?“ fragte Tammerl und immer finsterer wurde des alten Pusterers Stirne: „Er macht mich ängstlich. Schieß' Er nur loß, wenn's doch etwa in's Herz getroffen sehn muß. Den Peterl — gelt, den Peterl geht's an, was Er mir zu sagen hat?“ —

Sie waren in ihrer Stube allein und ungestört. Idelstein, der noch kein Wort geredet, nicht einmal die Hand zum Gruße hingereicht, hatte viele Mühe, über sich zu gewinnen, daß er den Mund aufthat. Einmal mußte es indessen doch geschehen, und so faßte er sich nach beliebter Weise recht kurz. „Er hat einen feinen Schmecker!“ sagte er, und ließ sich in einen Stuhl nieder. Tammerl stand vor ihm mit ängstlich gefalteten Händen.

„Hätt' ich nicht gedacht!“ hob wieder Idelstein nach geraumer Frist an. — „Was nicht? Red' Er doch.“ — „Mir Seine Tochter abzuschlagen!“ — Ja . . . mein Gott . . .! das hatte seine Nisi . . .!“ — „Hat jetzt was saubres angerichtet.“ — „Der Peter?“ — „Er, Er!“ — „Daß Gott erbarm . . .!“ — „Der alte frummhaxete Sprenger . . . schäm' Er sich. Da hat Er's nun.“ — „Nun, so ist's meine Sache.“ — „Und mein Muckerl dagegen . . . ein Kerl, der den Teufel . . .“ — „. . . auf freiem Feld fangt; ich weiß schon. Geb' Er einmal 'n Fried'.“ — „Sag' Er mir einmal, Tammerl . . .“ — „Was?“ — „Wenn Er mir schon seine Tina abgeschlagen . . .“ — „Nun?“ — „Gäb' Er wohl seinen Peterl meiner ältesten Fräule?“ — „Ach! ist's nur das? ach, von Herzen gern.“

Tammerl war glücklich, als käme er aus dem erfrischendsten Bade. Idelstein versuchte ein freundlicheres Gesicht. Es gelang nicht zum besten. Dennoch sagte er leutseliger: „So können wir 'was mitsammen reden.“ — „Ja, das wollen wir.“ Mit heiterer Miene nahm Tammerl nun auch seinen Stuhl und pflanzte sich dem Idelstein gegenüber auf.

„Weiß Er was?“ sagte der Pusterer, den gehörigen Nachdruck auf das „was“ legend. — „Se? was denn?“ — „Daß sein Peterl der größte Spitzbub auf Erden ist?“ — „Hoi, hoi!“ fuhr Tammerl auf, aber die breite

Lage des Idelstein hielt ihn auf dem Stuhle fest. — „Wenn ich's Ihm sage?“ — „Es ist nicht wahr.“ — „Wenn ich's Ihm aber sage?“ — „Sein Wort ist auch noch kein Evangelium, Weiß Er's?“ — „Wenn ich's Ihm aber doch sage, als ein Ehren- und Edelmann aus dem Buxterthal, Er zwidrer Imster, Er?“ —

Tammerl sprang auf seine Füße. „Beweis?“ rief er im Harnisch. — „Fragen;“ antwortete der Andre phlegmatisch, wie er im Beichtstuhl zu thun gewohnt, um Gedächtniß und Mundwerk nicht unnöthig anzustrengen. — Tammerl war schon mit dieser Uniform seines Freundes bekannt, und — wollte er doch einmal etwas näheres erfahren — mußte er auf das sehr unbequeme Verhör eingehen. „Hat Ihn der Peter belogen?“ — „Ja.“ — „Betrogen?“ — „Das mein' ich.“ — „Bestohlen?“ — „Das versteht sich.“ — „Nun, daß Gott erbarm! das ist viel auf einen Hieb.“ —

Idelstein zuckte die Achseln. Tammerl fuhr fort: „Geßah's um Geld?“ — Idelstein schüttelte das Löwenhaupt. „Gottlob!“ seufzte Tammerl aus tiefer Brust: „war's um ein Weibsbild?“ Idelstein nickte. „Noch einmal Gottlob, es wird immer besser. Der Peter ist also in Seine Aelteste verliebt?“ — „Ja.“ — „Und das ist Ihm nicht recht?“ — „Nein.“ — „Und doch will Er das Madl dem Buben geben?“ — „Ich muß.“ — „Warum?“ — „'s thut sich nicht mehr anders.“ — „I, Du mein Heiland, der Peter wird doch nicht etwa das Madl verführt haben?“ — „Ach, b'hüt' Gott!“ — „Dann versteh' ich gar nicht. Oder das Madl will selber absolut heirathen?“ — „Warum nicht gar! wollt's ihr zeigen!“ Idelstein hob bedeutungsvoll die geballte Faust. — „Nu, ich weiß schon, daß Er Herr im Haus ist. Aber . . . ist das Madl etwa krank vor Lieb' und dergleichen?“ — „Dummheit; frisch und gesund. Mag ihn nicht, den Peter, ganz und gar nicht, spinnefeind.“

— „So so? und dennoch heirathen?“ — „Ja, oder ich schlag' den Peter nieder.“ — „Oho!“ — „Oder ich laß den Muckerl auf ihn los; ein frischer Kerl, der im freien Feld“ — „den Teufel fangt;“ ergänzte Tammerl abermals, und zerbrach sich den Kopf, bis er durch unablässige Fragen herausgebracht hatte, wie die Sache, die geheimnißvolle, ungefähr zusammenhing. —

Peter, begieriger, sich die Zeit mit Sponstren zu vertreiben, als die Landwirthschaft zu erlernen — wie er denn überhaupt gar nichts zu erlernen berufen schien — hatte sein Herz bald der Aeltesten der Edelsteintöchter angetragen, und war mit einem unumwundenen Nein heimgeschickt worden. Die Schöne fühlte wohl etwas für einen Andern, und diesem Andern machte Peter in wohlbekannter Gewissenlosigkeit einen Strich durch die stille Rechnung. Er malte des Nebenbuhlers Handschrift nach, und spielte dem Mädchen ein Briefl in den Sack, worinnen um eine Viertelstunde unter vier Augen in des Mädchens Kammer gebeten wurde. Das übelberathne Fräulein war schwach genug, die Viertelstunde vor Sonnenaufgang zuzugestehen, und empfing den gleißnerischen Wolf in ihrer Stube. Ihn erkennend, wollte sie ihn freilich wieder hinaustreiben, aber Peter, ohne sich irre machen zu lassen, orgelte außs neue seine Erklärungen und Werbungen ab. Da jedoch alles nicht half, war er böshast genug, den Fensterbalken aufzumachen, und sich an der Schönen Kammerfenster dreist dem ganzen Volk der Knechte und Mägde, die zur Arbeit gingen, zu zeigen. — Nun hatte er seinen Zweck erreicht. Obgleich unter ihnen alles in Ehren zugegangen, so war doch durch den Besuch das Schickslichkeitsgefühl dergestalt in die Enge getrieben, daß gerade nur eine Heirath wieder gut machen konnte, was der Schelm mit Fleiß verdorben. Wollte nun das Mädchen oder nicht, es mußte seine Hand zur Verlobung reichen. Peter selbst wollte nichts

Lieber, als dieses, und war zufrieden. Der Vater stellte ihn indessen unter Muckerls Obhut, damit er nicht desertire, und iperrte einstweilen seine untröstliche Tochter bei den Klosterfrauen zu Lienz ein. Tammerl durfte seine Einwilligung zur Heirath nicht vorenthalten, wollte er nicht seinen Sohn gewafnet, geschentert, geästet oder gar todtgeschlagen sehen. Die starken Leute in den Thälern verstanden dazumal nicht viel Spaß, wenn sich's um die Ehre ihrer Töchter und Schwestern handelte. — Sie sind vielleicht heute noch gerade so.

Tammerl, wie gesagt, hatte keine Wahl. Im Grunde war er zufrieden, den Störefried seines Familienlebens durch eine eheliche Verbindung an irgend eine Hufe dauernd zu fesseln; aber, wo in der Geschwindigkeit die Hufe finden? — „Wenn Er einstweilen den jungen Leuten ein Gütl abträte?“ fragte er den Idelstein. Worauf die Antwort: „Ich mag nicht.“ — „Oder ein braves Stück Geld auf die Hand, damit die Leutln anfangen könnten?“ — „Das mag ich schon wieder nicht.“ — „Nun,“ — fuhr Tammerl auf — „ich kann es nicht, und so wird sich die Hochzeit zer schlagen, weiß Er?“ — „Also karbatsch' ich den Lumpen brav durch, und verflag' ihn bei dem Gerichten;“ gab wieder Idelstein von sich, der phlegmatische Taufensappermenter.

„Untersteh' Er sich!“ räsonnirte Tammerl. — „Das werd' ich.“ — „Das wäre ja die größte Schande für Ihn und Seinen Freund.“ — „Eine Mordschande, ja wohl.“ — „Er ist ein Grobian.“ — „Und Er ein Geizfragen.“ — „Ein ungebildeter Mensch!“ — „Ein eingebildeter Narr.“ — „Salt' Er's Maul.“ — „Still, sag' ich!“

Tammerl verzweifelte, dem zähen Edelbauer das letzte Wort abzugewinnen. Er besann sich lang, bis er vorwurfsvoll sagte: „Wir sind so lang gute Freunde gewe-

fen!" — „Wir find's noch alleweil," versetzte der Andre. — „Warum also immer streiten?" fragte Tammerl wehmüthig. — „Das möcht' ich auch wissen," entgegnete Idelstein sehr ruhig. — „Die Unglücksfinder!" seufzte Tammerl. — „Ha, die Mali wär' schon recht; aber sein Bub' taugt nichts." — „Er wird noch froh seyn um den Buben." — „Weiß nicht. Der Andre wär' mir zum Schwiegersohn lieber gewesen." — „Wer ist der Andre?" — „Der Peter." — „Welcher Peter?" — „Der Peter Tammerl." — „Ja, mein Gott, was schwätzt Er denn da? Hat Er einen Branntwein im Kopf? Mein Peter?" — „Ach Du mein Tammerl!" platzte Idelstein mißvergnügt heraus: „muß ich mir heut das Maul zerreißen! Was Sein Peter? Den grünen Peter mein' ich." — „Nicht meinen Peter?" — „Warum nicht gar. Den grünen, nicht den grauen." — „Der grüne, der graue? Ich will einen Topf voll Ameiseneier ausessen, wenn ich Ihn capire." — „Fragen," lautete die Erwiederung, und ein neues Verhör begann. Das Ergebniß desselben war in Kürze folgendes:

Der Zufall hatte gefügt, daß Joseph Tammerls Sohn vor einigen Wochen sich ebenfalls zum Idelstein in die Lehre begeben hatte. Vielleicht mochte dazu der kurze Aufenthalt, den der Erstudent im verwichenen Herbst in Idelsteins Hause genommen, das Seinige beigetragen haben. Mali hatte einen guten Eindruck auf den jungen Innsbrucker gemacht; ihm war wünschenswerth geworden, die Landwirthschaft und die Liebe an einem und demselben Fleck zu erlernen. Die spröde Schüchternheit der beiden jungen Leute hatte eine Erklärung noch nicht aufkommen lassen. Der leichtsinnigere Imster benutzte diese Zurückhaltung, um seinen bösen Waizen auszusäen, und kümmerte sich wenig um die Mißbilligung seiner Handlungsweise, die ihn überall verfolgte, indem die ganze Pustererwelt lieber den Grünen an Mali's Seite gesehen

hätte, als den Grauen. Um die überraschende Aehnlichkeit der beiden Bettern in etwas zu vermitteln, hatte nemlich Idelstein den Innsbrucker in einen grünen, den Imster in einen grauen Kittel gesteckt.

Der Umstand, daß gerade seines Bruders Sohn ein Zeuge und Opfer der Bosheit des schlimmen Peters hatte werden müssen, giftete den guten Tammerl mehr, als die schlechte Handlung an und für sich. „Ach, wie wird auf mich der Joseph mit Fingern zeigen, und sagen: Da haben wir's. Wie kann aus Imst Gutes hervorgehen? — Wahrlich, die zwidern Innsbrucker werden ein Preis- und Loblied auf ihre eigene Rechtschaffenheit loslassen. Das macht mir Galle, Freund Idelstein.“ Also seufzte und klagte der feindlichgesinnte Bruder zu wiederholten malen, und immer entgegnete ohne Nachsicht der Pusterer: „Will's glauben. Der Grüne ist auch brav und der Graue nichtsnuß.“ — „Red' Er doch nicht so gehässig von seinem zukünftigen Tochtermann!“ — „Hat mir die Gitschen in's Geschrei gebracht, muß sie nehmen; ist aber doch nichtsnuß.“ —

Tammerl räusperte sich betreten. „Was hat denn des Josephs Bub zu der Geschichte gesagt?“ — „Im, zu Anfang hat er dem Better alle Zähne in den Rachen schlagen wollen; — recht wär' es gewesen; ich hätt' ihn nicht abgehalten aber er ist so viel brav, und so viel verständig; — ist gleich wieder zu sich gekommen, und schaut den Böswicht jetzt nimmer an.“ — „So, so.“ — „'n braver Bursch, der Grüne, beim Eid!“ — „Bleibt er noch bei Ihm?“ — „Versteht sich. Ist nicht von denen, die um eine Weibsperson sich ein Leid anthun, unter die Soldaten laufen, in die weite Welt gehen. Macht seine Arbeit fort, und wird auslernen, wie s' recht ist. Der Hochzeit, denk' ich, wird er wohl nicht beiwohnen, aber so lang das Madl aus dem Haus ist, hat's

keine Noth.“ — „So, so. Mein Peterl läuft also bei dem Menichen keine Gefahr?“ — „Bah! der Sprugger ist nicht so schlecht, wie der Seinige.“ — Etwas aufgebracht rief Tammerl: „So laß' Er doch einmal ab mit seinem Schimpfen. Hat Er mich von Haus daher kommen lassen, nur um mir lauter Verdruß zu machen?“ — Pblegmatisch sagte der Andre: „Er hätt's affkurat so zu Haus haben können, aber ich getrau' mich nicht nacher Innt hineinzu gehen.“ — „Warum?“ — „Weil der Muckerl jeto die Beverl doch nicht nimmt, wohl aber die reibhaarete Glazl-Tochter von Vintl. Der Wirth zum rothen Adler und sein Weib rissen mir alle Haare aus, wenn ich mich dort innen sehen ließe.“ — „So, so. Ein saubrer Kerl, sein Muckerl.“ — „Was geht's Ihn an?“ — „Was geht Ihn mein Peterl an, den Er immer ausmacht, als wie einen verstohtnen Hund?“ — „Nun steh'n mir alle vierzehn Nothhelfer bei! Wer geht mich denn leider mehr an, als sein schlimmes Früchtl? Er gefällt mir nicht übel, Tammerl, das muß ich sagen!“ — Idelstein gerieth seinaher in Zug, recht viel und hitzig zu diskuriren; doch besann er sich schnell und fiel in verstocktes Schweigen zurück.

Tammerl prophezeite sich nichts Gutes aus dem finstern Brüten seines Freundes, und, entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, und, wie man sagt, mit beiden Füßen zugleich über den Haag zu springen, hob er barsch an: „Was sagt seine Tochter dazu?“ — „Die hat nichts zu sagen,“ antwortete Idelstein befreundet. — „So? sie muß also auch, wie ich, wenn sie auch nicht will?“ — „Wollen? seit wann haben denn die Gitschen ihren Willen? Wär' mir nichts lieber. Und Er fragt mich, und hat erst selber ein Madl verheirathet?“ — Der Vorwurf traf tief. — „Er thut also nichts für die jungen Leute,“ fing wieder Tammerl an. — Vor meinem Absterben, nein.“ — „So muß ich Schulden machen, oder

mein Herr Schwiegersohn muß mir helfen, dem Buben ein Gut zu kaufen?" — „Ja, ja, mach' Er's so.“ — „Die Hochzeit kann also nicht schon morgen oder übermorgen seyn.“ — „Es eilt nicht.“ — „Ich hab' grad gemeint, daß es eile.“ — „Behüte, im Gegentheil. Wenn das Madl ein paar Monate bei den Klosterfrauen geblieben ist, dann wird die Nachbarschaft sonnenklar sehen, daß zwischen ihr und Seinem liederlichen Buben nichts übles vorgegangen ist, und niemand wird der Mali auf 'm Kirchengang den Kranz abthun wollen.“ — „Auch recht. Ich will mich gleich umsehen.“ — „Auf Georgi also?“ — „Ist noch zu früh.“ — „Peter und Paul?“ — „Nichtsnuß.“ — „Auf den Stephanstag?“ — „Meinetwegen. Bis dorthin ist's grad Zeit.“ — „Meinetwegen auch; hab' ich selber am Stephanstag Hochzeit gehabt, und die Mali ist an selbem Tage, aber vier Jahre nach der Hochzeit, notabene, geboren worden. Soll auch der Muckerl zur selben Zeit seinen Ehrentag mit der Glazlin halten.“ — „Wie Er will. Die Hand her!“ — „Da, zum Glück!“ —

Die breiten Hände bestegelten, was die Köpfe der Väter ausgerechnet hatten. Fortan wurde von freundlichen Dingen gesprochen. Tammerl wäre sozusagen erheitert zu Bett gegangen, wenn ihn nicht die bange Sorge gequält hätte, wie wohl etwa der Frau Marianne die Sache beizubringen seyn würde. Idelstein mit seinem viel ruhigeren Gewissen, schlief wie ein Drescher, und er war noch nicht aus dem Schlummer erwacht, als schon Tammerl im leichten Karren hinausfuhr in die Welt, um sich ohne langen Verzug nach einem Gütchen für seinen ungerathenen Sohn umzuschauen. —

Drittes Kapitel.

Nicht lang ist's, daß 's g'regn't hat,
Und 's Dachl tropft noch:
Ich hab' 'n schön'n Schatz g'habt'
Wollt', ich hätt' ihn noch!

Den Schatz, den ich gar nicht mag,
Den seh' ich alle Tag;
Der, so mein Herz erfreut,
Der ist mir gar zu weit;

Daß der Wald finster ist,
Machen die Tannenbüsch';
Daß 's Diendl weit von mir ist,
Daß weiß ich g'wiß.

Die neu' Lieb', die wankt gern,
Die steht nicht so fest:
Die alt' Lieb', die rost't nicht,
Ist allweil die best'!

Bairische Schnodahüpfln.

Ein Fluß hat's gar lustig, wenn er so reizend eingebettet worden, wie der Innstrom; ein Thalherr, der seines Gleichen sucht in deutschen Landen. Sein Gebiet ist viele Meilen lang und ausgestattet mit allen Schönheiten: mit dichten Wäldern, romantischen Felsenmauern, üppigen Almen; mit lachenden Ebenen, heitern Dörfern und spiegelhellen Städten. Da lohnt sich's schon, mit Gletschermilch aufgefüttert worden zu seyn. Der gute Junker Inn, der sein schweizerisch Geburtsland stolz ver-

läßt, um ein Tiroler Landmann zu sehn! der als Mitgift seiner neuen Heimath die Forsten seiner Wiege bringt! wohl ist ihm zu gönnen, wenn er, vom Holzschleppen müde, hie und da an seinen sonnigsten Geländen sich breit hinlegt und zu schlummern scheint! Doch schläft der Schelm mit nichten. Er hat stets seine tausend glitzernden Augen offen, und saugt voll Wollust in sie das Himmelblau hoch über ihm, und die grünen Fluren neben ihm, und die ebenfalls grünen Kirchturmspitzen, und die feierlichen Berge, die Gränzhüter seines wundervollen Reichs. — So liegt er denn und rastet an einer schönen Stelle zwischen Imst und Innsbruck, wo das Thal recht breit und weit, recht bunt und munter. Es ist einige Wochen nach der Zusammenkunft des Tammerl und Idelstein. Die schöne Jahreszeit hat alles ringsumher verjüngt. Ueberall ist alles in fröhlicher Bewegung. Das Laub an den Bäumen zittert unterm Hauch der lindkosenden Luft; die Vögel streichen hin und her, Futter naschend, zum Nestbau heimliche Stellen suchend. Das silberne Hofgesindel des Innstroms schießt muthwillig in der ruhenden Fluth links und rechts. Auch die Menschen laufen überall umher auf Straße und Steig, in Feldern und Wäldern.

Auf beiden Ufern des Stroms ziehen Reiter daher: sorglose, sonnverbrannte Gesichter. Zwischen ihnen hindurch winden sich zahlreiche Häuflein von Landfahrern und Landgehern. Einige derselben haben in Gruppen Halt gemacht. Da und dort rasten sie unterm Schatten des Segeltuchs, das über ihre Karren gespannt gewesen. Da und dort auch halten vereinzelt Reiter neben diesen fliegenden Lagern, und tauschen ein Gläschen Brantwein oder eine Handvoll trocknes Obst gegen italienische Kupfermünze ein. Drei oder vier Bäume bilden irgendwo ein blätterreiches Dach, und daneben sprudelt eine Quelle und einige Laninger Karren verweilen dort.

Wenige Schritte vor den braunen Dörchern, ihren Hunden, Krummschnäbeln und Kindern stehen ein paar Kofse angebunden. Ein Reiter, mit dem Gesicht im Grase liegend, schläft so zu sagen unter ihren Hufen eine benedenswerthe Sieste hin; ein anderer Reitersmann, wohlbeleibt, eisgrau, ein Wachtmeister wenigstens, sitzt wachbar und redselig neben dem murmelnden Brunnen. Er raucht sein Pfeifchen, zehnmal in einer Minute geht es ihm aus, aber unermüdet schlägt er Feuer und gönnt seiner Zunge dabei nicht Ruhe, als hätte er eine Predigt zu halten dem jungen Bauernburschen, der vor ihm kauert, den Hut trübseelig in's Gesicht gedrückt, und die Büchse im Arm haltend, als wäre sie nicht eine Waffe, sondern ein Hirten- oder ein Pilgerstab.

„Kopf in die Höhe, sag' ich also;“ brummt er gutmüthig seinen Zuhörer an: „die Welt ist rund, das Leben ein Krieg, das Weibsvolk falsch. Ausnahmen gibt's: z. B. Deine selige Mutter. Solch ein Weib bringt aber auch ihren Angehörigen noch über's Grab hinaus Glück und Segen. Du hast's erfahren. Mach' ihr dafür Freude. Sie schaut immer auf Dich herab aus dem Himmelsjaal. Mach' ihr Freude, und nimm Dich zusammen. Wenn Dich Andre für schlecht halten, was geht's Dich an, der Du Dich rein weißt? He? Wenn die Landsturmgesellen Dich nicht mehr unter ihnen leiden wollten, weil sie sich einbildeten, Du hättest Deinen Meister bestohlen, ... was thut's? Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! heißt's da, nach dem Exempel unsers Heilands. Der alte Jäger hatte recht, Dich zu bereden, gutwillig fortzugehen von den wildernden Müßiggängern im Gebirg. Hättest sie alle todtschießen müssen, um ihnen das Maul zu stopfen; sind doch keinen Schuß Pulver vom Deinigen werth. Ist auch keine Ehr' zu holen bei den Lottern, die dort oben Krieg spielen, wo's keinen Feind gibt. Bist alleweg nicht zum Krieg gemacht, denk' ich;

darum will ich Dich auch nicht mit mir nehmen. Kannst noch was Besseres anfangen, als Pferde striegeln, Stall ausmisten und auf der Bedette stehen. Sey nicht so vermaledeit traurig bei unserm Wiedersehen. Bin ich doch einer Deiner ältesten Bekannten, he?" —

Seraphin drückte Dominik's Hand recht innig, und antwortete: „Euer Gesicht ist mir — wiewohl nur einmal gesehen — niemals fremd geworden. Mich erquickt Euer Anblick. Ach, wär' ich noch ein Bub wie dazumal, und das Mutterl lebte noch!" — Dummes Zeug!" — brummte Dominik, seine Rührung hinunterschluckend: „Hin ist einmal hin. Wär' ich der Himmel, ich gäbe Deine Mutter auch nimmer wieder heraus. Gedulde Dich. Mich freuts, Dich zu sehen. Hab' hin und her an Dich gedacht. Schau, mich hat's recht herumgeworfen in aller Herren Länder. Wir kommen jetzt wiederum aus Welschland, und werden zu Inist und Landeck kantoniren; denn bei uns geht's zu, wie's gerad dem Hofkriegsrath einfällt. Viele Köche versalzen den Brei. Der Prinz Eugen hat recht gehabt: eine brave Armee mit tapfern Generalen hätte unsrer Maria Theresia weitaus mehr gefruchtet, als das Geschreibsel zu Regensburg und anderswo. Genug, wir sind wie der ewige Jud: heut da, morgen dort; bald vorne dran, bald hinten draußen; 's ist ein Elend. Nun, ich werd's nimmer lang aushalten, und mir wär's recht, grad zu Burgeis mein Leben zu beschließen, und zwar bei Dir, und Du solltest haben, was ich mir ersparte: ehrliche Dragonerbeute. Was meinst Du? Aber bis ich von der Fahne komme, müßtest Du Dich von Grund aus ändern, und Deine unselige Lieb' an Nagel hängen. Verkauf doch nicht an jenes falsche Weibsbild alle Freuden Deines Lebens. Reite doch nicht immer auf demselben schwarzen Gaul des Kummers und des Herzeleids!"

Seraphin sah den Wachtmeister mit einem ganz be-

sondern Blicke an, der tiefe Empfindung und schalkhaften Vorwurf in sich vereinigte: „Ihr redet gut und schön, Herr Dominik. Sagt mir aber doch einmal: wie seyd Ihr in des Kaisers Rock gekommen? warum habt Ihr mit meiner Mutter geweint? warum mich im Gedächtniß behalten? warum wünscht Ihr zu Burgeiß zu sterben, das doch nicht Eure Heimath? warum soll ich, gerade ich, Euer Gut erben?“

Dem alten Mann ging's bei diesen Worten wie ein Schleier an den Augen vorüber; ihm wurde wohl und weh zugleich um's Herz. Er drückte wieder Seraphin's Hand, und versetzte leise: „Ich versteh' Dich. Ich versteh' Dich, weiß es Gott. Ja, ich will's nicht abläugnen. Es mag wohl öfter eine Liebe geben, die unser ganzes Leben erfüllt, die unser Morgen- und Abendgebet, all' unsrer Stunden Geschäft und Lust und Leid . . .; nimm mir's nicht übel auf, Seraphin: Du hast's getroffen; ich will nicht weiter an Dir hofmeistern.“

Die Altmutter der nebenan gelagerten Dörchergesellschaft brachte dem Wachtmeister einen guten Trunk. Freundlich gingen ihre Augen hin und her, vom Unteroffizier auf den Landschützen, und umgekehrt. — Dominik lächelte ihr zu: „Wir kennen uns schon ein bißel lang, Zaya,“ sagte er treuherzig: „ich glaub', der Tod wird Dich allgemach vergessen haben, Zaya. Weißt Du noch? in Bogen war's; ich schleppte dazumal noch Kisten und Ballen. Auf der Messe, eines Abends, hast Du mir wahrgesagt?“ — „'s ist möglich, gestrenger Herr Offizier; 's wird schon seyn. Doch hab' ich in meinem Leben soviel vielen Leuten ihr Theil gesagt, daß ich mich kaum besinne. Den Jungen da, den kenn' ich schon besser.“ — „Ich wollt', ich hätte Dich nie gesehen,“ antwortete Seraphin bitter: „hast mir so viel schöne Dinge in den Kopf gesetzt, und jetzt . . . ach, ich mag nicht daran denken!“

Worauf Zaya: „Ungebuldig Blut! will nicht warten, daß ungeduldige Blut! Hab' doch viel Vornehmern schon gesagt, was ihrer wartete. Wirst Dich noch wundern, junger Kerl, wirst Dich noch wundern. Laß noch einmal sehen Deine Augen, Deine Hand.“ — „Ach, mich nimmt's nicht Wunder, was Du auch daherplauschen magst,“ sagte Seraphin kurzab und drehte der Zaya den Rücken zu.

Indessen hob Dominik seufzend an: „Bei mir hast Du's getroffen, Weibele. Hast mir gesagt, ich würde niemals diejenige zum Weibe kriegen, die ich lieber hatte als mein Leben. O, das ist affkurat ausgegangen. Sieh da ihren Sohn, das Kind eines unglücklichen frommen Wesens, das zu gut gewesen für diese Welt.“

„Ihr Sohn?“ fragte Zaya mit erneuter Theilnahme: „ha? bildet sich der Mensch vielleicht ein, auch er sey zu gut für diese Welt, weil er nichts von ihr wissen will? Geh, laß Dich anschauen, Bub; nicht alle alten Weiber haben Unglück in den Augen. Aber in den deinigen steckt alles noch voll Glück. Liebe Frau! was ist Dir noch bescheert auf Erden!“ „Laß' mich aus;“ antwortete Seraphin unwirrsch, aber der Wachtmeister drehte mit Gewalt sein Gesicht gegen die Zaya und öffnete ihm die Hand wider Willen.

„Ich möchte gern meine Kunst bei dem Buben zu Ehren bringen,“ lachte die Alte; „aber er ist bocksteif. Vielleicht hat er selber dem guten Schicksal ein Bein gestellt? Bist Du denn immer wohlthätig gewesen, Seraphin?“ — „Nun, ich denk's. Zu meinem Schaden bin ich's gewesen.“ — „Nein, nein; Wohlthun bringt niemals Gefahr, die da besteht; und hingegen, wenn noch so spät, viel Segen. Hast Du immerdar Allen verziehen, die Dir Böses gethan?“ — Seraphin schaute hoch auf, besann sich, und versetzte: „Oho! das heißt auf's Gewissen ausgefragt.“ — „So antworte mir auf's

Gewissen.“ — „Ich denk' halt nur an mein Leid, und nicht an die Menschen, die mir Leid zugefügt.“ — „Das ist zwar noch nicht das Rechte, aber ein guter Anfang. Sey zufrieden, es wird schon werden. Hast Du Deine Mutter recht lieb gehabt?“ — „Ach!“ rief Seraphin bewegt: „wie viel, wie sehr, kann ich nicht sagen.“ — „Brav; und Deinen Vater?“ — Seraphin erschrock ordentlich; dann sprach er: „Ich hab' ihn gern, als kennt' ich ihn.“

— „Nur Muth, nur Muth; halt fest an den drei Stücken. Dir wird's noch wohlgergehen!“ Mit diesen Worten trippelte Zaha wieder zu ihren Leuten zurück.

„Warum wieder so schwermüthig?“ fing Dominik zum Jüngling an. Dieser warf sich an des Reiters Brust, und schluchzte: „Mein Vater! wer sagt mir, was aus dem Vater geworden?“ —

„Ach, leider,“ entgegnete der Wachtmeister, „weiß ich da nicht zu helfen. Als ich vor fünf Jahren zu euch kam, hatte ich ihn in Italien verlassen. Der gute Herr von Dobroslaw hatte Deinen Eltern eine Summe Geldes geschickt. Der Lenhard war damit über die Berge gegangen; weiß nicht, was er mit dem Geld vorhatte. Leichtsinnig, wie er stets gewesen, hat er's durchgebracht, ist auch zum Theil darum betrogen worden; das ist einmal richtig. In der Verzweiflung fand ich ihn, und verzweifelnd sagte er zu mir: „Dominik, mit meinem und der Genzi Glück ist's aus und vorbei. Ich bin ein Lump, ein Tagdieb, ein gewissenloser Vater. Ich geh' nach Portugal oder England, um als ein Handlöhner dort den Tod zu erwarten, wo mich und meine Schande niemand kennt. Wenn Du in's Bintschgau kommst, so gib der Meinigen den Brief, den ich ihr geschrieben, und grüße sie von mir zum letztenmal.“ — Nun, den Brief hab' ich bestellt, das andre weißt Du. In dem Schreiben war lediglich nur die Nachricht, daß Ihr nicht mehr hoffen

dürstet, den Vater wiederzusehen. und daß er sich vor aller Welt zu verbergen eile. — Kurze Zeilen, worinnen aber der Tod Deiner Mutter geschrieben stand.“ —

„Du lieber Gott! bei Dir ist die Mutter gut aufgehoben; doch der Vater?“ schrie Seraphin und drückte beide Hände vor's Gesicht: „Lebendig oder todt! wo ist der Vater hingekommen? In Portugal, das so weit? in England, dem ich so nahe gewesen bin? Ach, dorthin komme ich in meinem Leben nicht mehr! Und er ist vielleicht noch auf Erden, und ich soll ihn nicht mehr, nicht ein einzigmal wiedersehen!“ —

Dominik studirte verlegen auf eine Antwort, die den betrübten Sohn, wenn auch nur halbweg, befriedigen möchte; es fiel ihm jedoch nichts ein. So dankte er es dem Zufall, der eine Unterbrechung des für beide Theile peinlichen Gesprächs herbeiführte. Es entstand nemlich ein großer Lärm in der Nachbarschaft des Dörcherlagers. —

Eine Abtheilung des Regiments Neiperg Infanterie, das, ebenfalls aus Italien kommend, statt, wie vorher bestimmt gewesen, nach Salzburg zu marschiren, plötzlich gegen das Vorarlbergische instradirt worden war, hatte, wie die Reiter gethan, eine kurze Station bei den Branntweinfäßchen der Laninger gemacht. Die Rast lief aber stürmisch ab. Wildes Geschrei ließ sich bald vernehmen, und in vollem Jagen kam ein ziemlich lumpenhaft gekleideter Mensch die Straße herangesprungen, hinter ihm ein Feldwebel mit spanischem Rohr, zwei Gemeine mit blankem Seitengewehr.

„Der hat gewiß gestohlen!“ rief Dominik, sich erhebend: „Halt' ihn auf, Seraphin; bist flinker als ich und der faule Laslo, der Schläfer!“ Seraphin gehorchte, während der Wachtmeister den schlummernden Reiter mit einem Fußstoß weckte, und hielt dem Flüchtling die

Mündung seiner Büchse mit einem drohenden: „Halt!“ entgegen.

Der laufende Kerl stand auch plötzlich, knickte dann zusammen, als hätte ihm Einer die Kniesehne entzwei geschnitten, und seufzte: O weh! Sakra! jetzt wird's Matthäi am letzten sehn!“ — „Kölbl! vermaledeiter Kölbl! was machst Du hier? was hast Du wieder angerichtet?“ rief ihm dagegen Seraphin zu, und hob unwillkürlich den Kolben seines Gewehrs, um dem Sinkenden einen tüchtigen Denkfettel zu geben. Aber es reute ihn alsobald der grausame Voratz, und er verharrte nur in der drohenden Stellung, um sich der fernern Unterwürfigkeit des jammernden Buben zu versichern. — Zur gleichen Zeit keuchte auch der Feldwebel heran, und setzte sich in Positur, den Werdenfelser mit dem Rohr zu bearbeiten. Dominik wehrte ihm dieses jedoch, indem er sagte: „Sey doch der Herr Kamerad gescheit und gelassen. Was hat denn der Mensch verbrochen?“

Worauf der Feldwebel, den bald sein ganzes Detachement neugierig umgab: „Allen Respekt vor dem Herrn Kamerad: Er ist der Aeltere; allen Respekt; aber dieser Spizbube hat mich bestohlen, betrogen, in Arrest gebracht; aufhengen möcht' ich den Schelm, oder todprügeln; — alleins.“ — „Barmherzigkeit! Ich bin ja nicht derjenige, den Er meint, gestrenger Herr Offizier, oder Obristwachtmeister!“ schrie Kölbl dazwischen, die Hände ringend. —

„Den Teufel auch bist Du's nicht, falscher Siebenzehner!“ polterte wiederum der Unteroffizier: „ich kenn' Dich noch gut, wenn Du auch jetzt ein Schurkenauge weniger in deinem Galgenschädel trägst. — Wo hast Du's hingebracht, Deserteur? Das war ein Auge, das dem Kaiser gehörte; er hatte es von Dir gekauft, wie deinen ganzen Schelmenleib. Wo hast Du des Kaisers Auge gelassen, Du landstreichischer Dieb?“ —

„Nun, nun,“ hob Dominik mit Autorität an: „werd' ich einmal hören, was an der Sache ist?“ —

„Gar nichts, Herr Kamerad, als daß ich diesen Burschen vor ein paar Jahren dort hinter'm Brenner angeworben habe, ehrlich angeworben, freiwillig, möcht' ich sagen. Er hat des Kaisers Gesundheit getrunken, des Kaisers Feldzeichen aufgesteckt, des Kaisers Handgeld genommen, und ist dann auf dem Transport desertirt, wie ein räudiger Hund. Hab' ich das Geld ersetzen müssen aus meiniger Tasche, und schwoizen müssen im Arrest, und find' ich ihn heut wieder, als einen Strolch, mit einem andern Strolchen diskutirend hinter jenem Karren und in einem Rothwälsch, das der Teufel verstehen mag. Aber meine Augen haben ihn besser verstanden, als meine Ohren, und ich lasse den Spitzbuben zu todt karbatschen; das laß' ich für mein gutes Geld und seinen Meineid.“ —

Während der Feldwebel seine Anklage der Länge und Breite nach vortrug, hatte Seraphin Zeit gefunden, dem Wachtmeister einige dringende Worte bittweise in's Ohr zu flüstern. Darum zog Dominik den Kameraden also bald zur Seite und sagte zu ihm: „Was will der Herr mit dem Kerl anfangen? Hatte er schon feierlich zur Fahne geschworen?“ — „Um, das noch eben nicht, aber der Handschlag und das Handgeld . . .“ — „Mach' Er sich doch keine unnöthigen Geschichten auf dem Marsch. Todtgeprügelt oder aufgehängt ist Einer bald; aber die Verantwortung, he? Was wollt' Er sonst mit dem Kerl anfangen? Mit einem einzigen Auge kann er doch nicht mehr dienen, und Seinen Arrest, Feldwebel, nimmt Ihm der General selber nicht mehr ab. Das Handgeld aber will ich Ihm ersetzen. Laß' Er den Burschen laufen. Das Volk in Tirol sieht uns fremde Soldaten ohnehin nicht gern . . . hüt' Er sich daher, seine Leidenschaft regieren zu lassen.“ —

Der Feldwebel wurde in der That geschmeidiger. Noch ein paar Minuten Zuredens, ein paar Groschen auf die Hand, und der gestrenge Mann befahl, den armen Sünder laufen zu lassen, kommandirte sein „Vorwärts, Marsch!“ und zog mit seiner Truppe ab. —

Kölbl lief indessen immer noch nicht, hatte er gleich dazu die Erlaubniß. Er hielt sich wie vernichtet zwischen Laslo und Seraphin. Der herbeikommende Dominik drückte ihn bei den Schultern zum Staube nieder. „Ja, rutsche nur vor diesem wackern Menschen auf den Knieen;“ sagte er auf Seraphin deutend: „Du hast Ursache, es zu thun. Wär' Er nicht gewesen, an dem Du Dich wie ein Judas versündigt, Du lägest wenigstens halbtodt und frumm und lahm auf diesem Flecke. Weine bußfertige Thränen auf seine Füße, küsse seine Schuhe, und mach' Dich durch, Du elender Gesell!“

Aber Kölbl weinte nicht, und küßte nicht, sondern erhob sich verstockt, Seraphins Blick vermeidend. Kein Wort kam aus seinem Munde, bis ihn der aufgebrachte Wachtmeister wieder anredete: „Woher gebürtig?“ — „Aus dem Freisingischen.“ — „Nun denn, dort über jene Berge hinaus geht Dein Weg, und Dein Bischof wird schon irgendwo ein Zuchthaus haben, Dein edles Leben zu verpflegen. Marsch, Deserteur und Verräther, marsch, oder ich lasse Dir mit Steigriemen Füße machen!“ Trotzig drehte sich Kölbl um, und ging, wie ein Fuchs, zuerst langsam, dann schneller, dann immer geschwinder, bis er an des Flusses Ufern verschwand. —

Dominik umarmte den Seraphin: „Du bist ein rarer Kerl, Gott beschütze Dich. 's ist mehr als brav, einem bittern Feind so willig zu verzeihen.“ — Seraphin lächelte: „Hat mir nicht so eben die Zaya eine brave Lektion gegeben? Wenn's bei dem Kölbl nur was helfen wollte. Ich glaub's nicht. Und Du, Zaya, Du glaubst es auch nicht, wenn ich Dein Kopfschütteln recht

verstehst du?" Zaya, die sich still heranbegeben hatte, schüttelte wieder das Haupt, und versetzte: „Bubele, Du hast's gottesfürchtig gemeint; aber ich bin halt der Meinung, daß es jezo besser gewesen wäre, den Wolf in die Eisen zu werfen, als laufen zu lassen. Er führt böse Dinge im Schild. Da ich vor kurzem von euch ging, nach meinen Enkeln zu schauen, hab' ich den Burschen gesehen, wie er im Schatten jenes Karrens lag, und mit einem gewissen Lazer-Melcher, einem Landgeher von der schlimmsten Gattung eifrig redete. Ich hab mich hinter's Karrenrad gelehnt, und zugehört. Der Ein- augete schlug dem Melcher vor, beim Tammerl zu Imst einzubrechen, und das Geld und Silber zu stehlen. Schon einmal, sagt er, hab' er's probirt, es sey schon lang her, aber es sey nicht geglückt; ein Vogeltragersbub habe Alarm gemacht, und so weiter. Diesmal sey's aber günstiger. Der Tammerl fahre jezt viel im Land herum, ein Gütl einzukaufen, und nur Weiberleute seyen im Haus vorhanden. Nun kenn' ich den Melcher, den z'nichten Buben. Er wird sich's nicht zweimal sagen lassen. Doch ehe er Ja oder Nein geantwortet sind die Soldaten dazwischen gekommen, und der Melcher hat Reißaus genommen, wie der andere.“ —

„Oho!“ rief Seraphin: „geht mir ein Licht auf! So ist's der Kölbl gewesen, den wir dazumal, der Egidi und ich, verscheucht haben? Ei, da ich schon einmal des Tammerl Hab und Gut gerettet habe . . . so möcht' ich's wohl noch einmal thun. Der Tammerl muß gewarnt werden. Ich lauf gleich, wie ich bin, nacher Imst zurück.“ — Da besann sich der arme Tropf und fügte betrübt hinzu: „Nein, nein, ich darf mich ja vor den Leutln nicht mehr sehen lassen. Sie würden glauben, ich käme abermals, sie anzulügen. Die Holländer haben mich sitzen lassen, mein Briestaschl ist dahin . . . ich

kann ja gar nicht beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe . . . sie ließen mich in die Kutsche werfen, daß Gott erbarm!"

„Armes Bubele!“ klagte Zaya. Dominik fragte theilnehmend: „Also blieb und ist die Briefftasche verloren?“ — „Ganz und gar; 's war völlig nichts davon zu finden,“ erwiderte Seraphin noch trauriger, denn zuvor: „aus dem Gebirg herunterkommend, hab' ich mich's nicht verdrießen lassen, den Weg nach Telfs zu nehmen, und beim Fuhrmann anzukehren. Nun, er hat mir's bei seiner armen Seele zugeschworen, daß er von dem Brieftaschl nichts gesehen. Ich muß ihm glauben; — wer weiß, wer's gefunden hat, dem's nichts, auch gar nichts hilft . . . und mir schadet's doch so viel! 's ist ein Glend, aber mich thut noch etwa mehr bekümmern, daß der Peterl von Dperperfuß, den ich doch so schön gebeten habe, auch nicht mit einem Wort beim Fuhrmann nachgefragt hat. Ja, die Welt ist immer ein Krieg, wie Ihr sagt, Dominik, und auf die besten Freunde ist kein Verlaß. Fahr hin, Peterl: ich habe auch auf Dich zu viel vertraut.“ —

„Nun, er wird halt sehn, wie alle Maulfreunde,“ bemerkte Dominik tröstend: „das geht schon auf Erden nicht anders; und am End', da das Briefftaschl sich doch nicht im Wagen gefunden, ist's einerlei, ob der Maulaff nachgefragt hat oder nicht.“ — „Ei, es wird Dir noch gut gehen, auch ohne das Briefftaschl,“ sagte Zaya aufmunternd und zuberächtlich.

„Meinetwegen kommt's, wie Gott will,“ versetzte Seraphin: „aber ohne die Martina wird's schwer angehen, und diese ist für mich einmal für allemal verloren.“ — „Willst Du 'was Neues wissen?“ fiel Zaya ein: „die Sprengerin ist auch nicht glücklich, und . . .“

Seraphin hielt ihr den Mund zu. „Um Gotteswillen!“ bat er; „nichts mehr davon. Ich will nichts hören und nichts wissen. Laß mich glauben, daß sie glücklich ist. Sie

sey es auch in der That, ich wünsche es. Es wär' ein Trost für mich, wenn es so wäre; dagegen ein Leid, hauhoch, wenn ich sie leidend wüßte, und ohrfeigen möcht' ich mich selber, wenn mir jemals beikäme, mich etwa zu freuen, weil sie leidet. Nein, nein: laß mir ihr Andenken wie das meines kleinen Schwesterls, rein, engelrein und fröhlich mitten in der Wehmuth. Ich könnte sonst nicht leben, oder müßte leben wie ein züchter Mensch, der an den Himmel und an's Sakrament nicht glaubt. —

„Brav, brav;“ lobte Dominik mit herzlichster Rührung; „was Du da zu sagen weißt, hab' ich mein Lebtag für Deine Mutter selig gewürt in tiefster Seele. Mich freut's, jetzt auch zu hören, was ich gefühlt habe und noch fühle.“

Seraphin wendete sich an die Dörcherin: „Wärst Du so gut — ich bitt' gar schön — dem Tammerl anzumelden, was der Kölbl vor hat? Mir laßt's schier keine Ruhe.“

„Ich möchte wohl, mein Bubele. Doch hab' ich jetzt nicht Zeit. Siehst Du dort am Felsen die Zeichen, die unsre Leute mit Karrensalbe hingeschmiert haben?*) Sie bedeuten, daß wir zu Möz ein Zusammentreffen und Schiedsgericht haben. Ein paar Tage nimmt's schon weg, und wenn auch heute und morgen der Kölbl und der Melcher noch ein'n Fried geben werden, so möcht' ich doch nicht für die nächste Woche stehen, und ich darf meine Kinder, die nach Unterinntal ziehen, nicht ver-lassen.“ —

*) Die ziehenden Dörcher bezeichnen oft den Nachfolgenden die Richtung ihres Wegs durch gewisse Hieroglyphen auf Wegkapellen, Felsen, Mauern u. s. w. Z. B.: / - O - □
u. a. m.

„Was schadt's?“ sagte Dominik: „marschiren wir nicht nacher Imst, und werd' ich nicht bis auf weitre Ordre dort verbleiben? Weißt Seraphin? ich will mich beim Tammerl einquartieren, und bei Gelegenheit Deine Nachricht anbringen. Sey ruhig. Wo ich und Laslo im Quartier liegen, bricht niemand ungestraft ein, und wär's der böse Feind in Person.“

„Ich dank' euch schön viel tausendmal!“ rief Seraphin hochofret: „da werd' ich mit leichterm Herzen meiner Wege gehen. Sagt nur fein alles mit Bedacht, und grüßt mir dankbarlichst die Tante Lenerl, die mich ausgelassen. Sie hat's noch am besten mit mir gemeint, und ich glaub', sie hat mich noch ein klein bissel lieb. Die Andern hab' ich zwar noch gern, aber sie mögen mich nicht mehr, und darum will ich sie in Frieden lassen. Aber die Lenerl — nicht wahr, Ihr thut mir den Gefallen?“

Dominik bejahte freundlich. „Dort kommen,“ sagte er, „die wundgedrückten Pferde und die maroden Reiter, die ich zu kommandiren die Ehre habe. Man hat den Invaliden zu den Maroden gethan; ich merke, daß mein Abend gekommen ist. Wohin aber gehst Du, und lässest Du gar nichts von Dir hören?“

„Ich gehe,“ entgegnete Seraphin schwermüthig, „noch weiß ich nicht wohin, eine Zuflucht, eine Arbeit, oder wie Zaya will, das Glück aufzusuchen. Will mich schon bei euch melden, wenn mir merkwürdiges zustößt. Glaubt indessen, daß ich nimmer Eurer Freundschaft und Lehren unwerth seyn will. Ich bin im Kopfe nüchtern geworden, und will mich nicht durch eine Narrheit zum Spott der Menschen machen, nicht durch eine Sünde um den Himmel bringen. Arbeiten und vergessen! das ist mein Wunsch, und mein heiliger Schutzpatron wird mich nicht stecken lassen.“

Dominik reichte dem jungen Mann stumm die Hände

hin. Seraphin, damit nicht zufrieden, küßte ihm den Schnauzbart und die Backen vielmals ab. Beide sagten nicht „Leb' wohl,“ nicht „Behüt' Dich Gott!“ — Sich von dem Dragoner losreißend, der alten Wollhaube mit der Hand zuwinkend, lief Seraphin, was er konnte, davon, stromabwärts, dem Innsbrucker Revier entgegen. — —

Ganz um dieselbe Zeit, in einem niedlichen wohl umschatteten Dörfchen, das nur eine halbe Stunde entlegen von dem Plaze, wo die Dörcher und Dominik ihr Lager aufgeschlagen, handhierte mit Kelle und Kalk, mit Pinsel und Bürste, vornehm auf einem Gerüste schwebend, das an dem stattlichen Hause eines wohlhabigen Bauern angebracht war, der Maler Oswald Holzger, und hatte keine Ahnung, daß sein Freund und Bruder Seraphin ihm so nahe, und sogar mit jedem Augenblick um einen Schritt näher. — Dankbar den himmlischen Fürsprechern, die manches Jahr hindurch seinen Pflug gesegnet, seine Saaten ver Hundertfacht, Hagelschauer und Engerlingsfraß von seinen Feldern abgehalten, war der reiche Bauer zu dem Entschluß gekommen, die heilige Nothburga und den heiligen Ackermann Isidor auf die Stirne seiner Wohnung malen zu lassen, so bunt und ansehnlich, als nur immer möglich, und daneben so wohlfeil auch, als sich thun ließ. Er hatte seinen Mann und Künstler in dem wackern Oswald gefunden, der dazumal, ein irrender Pinsler und Vergolber, in jenen Gegenden umherstrich und Arbeit annahm, wo er sie nur antraf und zu welchem Preis es seyn mochte, und wie schlecht sie auch ausfiel. Je wohlfeiler, je schneller, je schneller, je ungeheuerlicher gedieh das bestellte Meisterwerk; dieses war einmal Oswalds Gewohnheit geworden. Sorgloser als jemals zu Augsburg, pinselgeschwinder als jemals der fertigste Alexer, tünchte er seine Schöpfungen auf die Mauern, auf Holz und

Leinwand nach Belieben, und selten lag zwischen Anfang und Ende seiner Bemühung mehr als ein einziger Sommertag. — So hatte er auch heute mit dem Aufblitzen des Morgenroths den heiligen Isidor vorgenommen, und schon bis Mittag fürtrefflich hingestellt in einem braunen Etschländergewand, mit rothem Hosenträger und schwarzem Bart, und der Pflug war daneben nicht vergessen und nicht die beiden Engel, die den Pflug zogen, und die sah man genau hin — allerdings von zwei Niesentauben zu unterscheiden waren. Am Nachmittag war flugs die Reihe an die fromme Magd Nothburga gekommen, und als die Schatten sich streckten im niedergehenden Sonnenschein, stand auch die Heilige, bis auf die Sichel und die Flasche fertig da: eine Person von sechs Schuhen, voll und drall mit brandschwarzen Augen und Haaren, die der grelle gelbe Schein um das Haupt noch kräftiger hervorhob. — Im Augenblick der Vollendung jedoch, statt zu jubeln und den Pinsel gegen die anrückenden Sterne zu schleudern, befahl den Maler eine finstre Grille, und er sagte brummig: „Da haben wir's. Da steht schon wieder die Beverl, wie sie leibt und lebt. Ich kann nichts anders mehr machen; ich, der ich sonst nicht die Nase eines andern Menschen abzukonterfeien im Stande war! Immer das Gfries der falschen Beverl, daß Gott erbarm! Der heilige Isidor schaut ebenfalls her wie ihr Zwillingbruder. Gut, daß er 'nen Bart sich wachsen ließ, sonst konnte man das Mandl und das Weibl nicht von einander.“ —

Diese Betrachtungen hatten den Maler unversehens um die kostbare Zeit gebracht, die er hätte verwenden können, um die Flasche und die Sichel, ja vielleicht noch den Lilienstengel, den er sich vorgenommen, zwischen Isidor und Nothburga zu pflanzen, tadellos auf den nassen Kalk zu zaubern. — „Feierabend!“ gähnte er,

als wäre Haus und Hof und Stadl seines Kunstgönners nur ein Bissen für seinen Mund: „schon wieder ein Tag dahin, Gottlob. Und jetzt frisch hinter's Glas! — mein Bauer hat 'nen guten Ueberetscher — und hernach zum Nachtmahl, und hernach in's Wirthshaus, und hernach in's Nest schlafen, wenn mit der Kellnerin nichts mehr zu reden ist. Basta, wie der Grödner sagt. Gut' Nacht, ihr Farbentiegel; gut' Nacht, Du dicke falsche zniichte Beverl!“

Mit diesen Worten hupfte er vom Gerüst und gerade in die Arme des Herzbruders Seraphin, der schon eine Weile unten gestanden und hinauf geguckt mit scharfen Augen, und nicht gewußt, ob's wahr oder nicht wahr, daß sein Oswald dort oben. Zwar standen auch der Bauer und die Seinigen da, und blinzelten zur Malerei empor, mit entblößten Häuptern die Männer, mit gefalteten Händen die Weiber, und konnten sich nicht genug verwundern über die funkelnden Gesichter des Heiligenpaars, und über den kostbaren Umfang der breiten Pazeri. Aber was ging jetzt den Oswald seiner Kunstbrodherren Beifall oder Tadel an? Hielt er doch den liebsten Menschen auf dem Erdenrund an seiner Brust, blind vor Freud' und Glück, das um so größer, je unvermutheter es aufgetreten!

Da war das Wiedersehen zu Augsburg nur ein kahler Schatten gewesen, das Gespräch bei den sieben Tischen nur ein faules schlaftrunknes Gewäsch. Jetzt ging's von Beider Munde wie Geflapper einer Mühle, sie fochten mit Worten, wie hitzige Gefellen mit dem Degen, wie junge Schüler beim verbotnen Spiel mit ihren Trümpfen. Keiner schien geneigt, dem Andern den letzten Hieb, den letzten Stich zu lassen, und lange dauerte es, in die Nacht hinein sogar, bis die Mühle stand, bis sie rasteten vom Kampfgestrudel ihrer Zungen.

Am nächsten Morgen pflanzte Oswald mit beliebter

Gilfertigkeit den bewußten Lilienstengel, übergab sein vollendetes Meisterwerk dem Urtheil der Mit- und Nachwelt, strich seinen kargen Lohn ein, nahm seine Geräthschaften auf die Schulter, seines Freundes Arm unter den seinigen, und wanderte wohlgenuth selbänder fürbaß. „Schau!“ sagte er mit biederm Vorwurf zu Seraphin: „so wie wir jetzt gehen, hätten wir von Augsburg bis nach Holland gehen sollen. Du wärst meiner nicht ledig geworden. Der Walt wäre nicht in Rotterdam zurückgeblieben, er hätte Dich bis an's End begleitet, und Dir genug mit Aufpassen und Hofmeistern zu thun gegeben, so daß Dir nicht Zeit geblieben wäre, Dich mit dem grauslichen Kölbl herumzutreiben. Alles wäre gut gegangen, Du hättest Dein Madl, ich hätte das meinige oder ein andres, der Egidi säße nicht im Zuchthause . . . nun, nun, werde nur nicht gleich so wild und verdrießlich! Gethan ist gethan. Schauen wir vorwärts. Draußen beim Better hab' ich oft im Kupferstich und in Gyps ein heidnisches Doppelgesicht aus der Römerzeit gesehen; . . . der Better hat mir allerlei davon erzählt, ich hab's wieder vergessen — aber genug: das eine Gesicht von dem Doppelkopf war ernsthaft, und das andre hat gelacht, wie ein lustiger Bub' lacht. Laßt uns wie jener alte Doppelkopf ein Stück durch die Welt laufen; Du ernsthaft, ich heiter und leichtsinnig. Wir werden beide von einander lernen. Du wirst ein bißel Munterkeit von mir lernen; ich werde Dir wieder ein bißel Ehrbarkeit abgucken. Ich bin, im Vertrauen gesagt, aus lauter Verdruß über die Beverl, liederlich geworden, und war doch schon Monate lang ein stiller ehrlicher Bursche, wie ein Madl so sanft und verschämt. Ich hab's von Dir und der Beverl gehabt. Wegen der letztern habe ich die Tugend aufgegeben; wegen Deiner will ich dieselbe wieder anschaffen. Bleiben wir bei einander!“

Seraphin versetzte mißbilligend: „Wegen einer an sich geringen Störung in unserm Leben sollen wir nicht auf die schlimme Seite schlagen. Frau' Dir selber nicht, Du Kräutl Thunichtgut, das rathe ich Dir. Wie aber sollen wir zusammenbleiben? Soll ich neben Dir herdörchern ohne Verdienst, ohne Arbeit? Das will ich nicht, und auch Du wirst es nicht wollen. Du machst, daß den Leuten grün und gelb vor den Augen wird; ich muß mich meinerseits durchzubringen suchen. Es wird hart gehen, aber es muß doch am Ende. Ich hab' kein Handwerk gelernt, bin auch nicht bei der Bauernschaft gewesen, das Viehhüten hab' ich verlernt. Mit dem Vogeltragen ist's aus. Was soll ich denn anfangen? Sie wollen mich nicht einmal bei den Landschützen leiden der Wachtmeister mag mich nicht unter den Soldaten sehen — ich hab' auch nicht große Lust dazu. Soll ich das Ellenreiten, das ich beim Grödner getrieben, noch einmal anfangen? Oho, nicht rühr' an. Drum denk' ich halt immer: ich will unter die Knappen gehen“

„O Seraph, Seraph, bist Du denn bei die Groschen? So 'n Scheermausleben, so rußig und schiech und finster und naß? Lebendig begraben seyn tief unter der Erde und dem Sonnenschein!“

— „'s wär' eine billige Vergeltung. Ich hab' zu hoch hinaus gewollt, der arme Bub' des ärmsten Vaters! Hinunter mit mir; es geschäh' mir recht. — Ach, mein Vater!“

Dswald fuhr in seiner Klage fort: „Drei Viertel des Lebens blind seyn für die bunten Farben der Welt, . . . drei Viertel des Lebens entfernt seyn von lustiger Gesellschaft . . . ! mit jedem Athemzug ein bißel Tod einschlucken! Geh', Seraphin, Herzl, thu' das nicht. Ja, ich wollt' nichts sagen, wenn's noch wäre wie zur alten Zeit, wo ein rüstiger Bergmann Karfunkel fand, noch

größer als die Hühnereier, wo die Zaubermandln im Berg herumfuhren mit Kratten und Schiefkarren voll von Schätzen, Perlen und Edelsteinplunder, und den braven Knappen sagten: Herz, was begehrt Du! In jener Zeit würdest Du, rarer Kerl, von den wunzigen Krattlern bald genug gekriegt haben, um den wampeten Tammerl zu bezahlen und Deine Ehr' zu retten; aber heutzutage... daß Gott erbarm'! schier verhungern sie auf ihrem Gold und Silber, die armen Heiter von Knappen, und verdienen's auch die meisten nicht besser, denn es sind viele heimliche Lutheraner unter ihnen, und zu denen gehörst Du nicht, Seraphin. Bleib weg von den Weißkitteln, glaub' mir."

"Du meinst es gut; aber wohl möcht ich mein Lebtag graben und graben wie ein Wühlscheer, wenn ich nur meinen Vater wiederfinden, den Egidi frei machen und meine Rechtschaffenheit vor aller Welt beweisen könnte. Die Martina muß ja alles schlechte von mir glauben, und das thut mir so viel weh, und thut mir wiederum so viel wohl...!"

"So viel weh, und doch so viel wohl?" fragte Oswald verwundert. Und Seraphin entgegnete hastig: "Ja freilich; denn wenn sie recht viel Böses von mir geglaubt hat, so hat sie doch wenigstens nicht aus Leichtsinne und Untreue sich an den Andern gehängt." —

"Nun!" lachte Oswald, "ich muß sagen: Du verstehest Dich zu trösten, wo ich aus der Haut fahren möchte vor Galle und Gift. Du bist wohl brav und christlich, aber ich an Deiner Statt würde viel lieber das falsche Weib vermaledeien, und dem Tammerl seinen Verlust an Geld und Gut herzlich gönnen, und dem Sprenger den Hals umdrehen, und den Kölbl, den Spitzbuben, hätte ich wahrhaftig nicht springen lassen, und dem verlognen Peter schlug ich bei nächster Gelegenheit den böshafsten Saßadel ein. Weißt Du was Neues von der Martina?" —

Seraphin schüttelte den Kopf. „Nun, ich auch nicht,“ fuhr Oswald fort: „und von der Beverl weiß ich auch nichts, denn ich habe das miserable Imst zeither gemieden wie ein Pestilenzhaus; aber ich wünsche . . . ich wünsche . . . ich mag gar nicht sagen, was ich den Weiberleuten insgesammt auf den Hals wünsche. Ich habe mit allen das größte Unglück. Meine Mutter sogar, seitdem sie den kleinen Bamms hat, besteht mich kaum mehr; die schöne Irine ist, seitdem sie verheirathet ist, ein zwidriges Weibsbild geworden, und hat mich allweg angeschnauzt, als ob sie nicht meine rechte zweibändige Schwester wäre! Das hat mir die Heimath verleidet, und mir wieder Appetit am Herumstrolchen beigebracht. Schau: halt's mit mir. Ein ächter Wein ist ein getreuer Freund; laß uns brav trinken und lustig sehn. 's gibt viele saubre Diendln auf der Welt; laß uns sie buffen nach Herzenslust, aber uns mit keiner mehr verhandeln; so können wir noch fröhliche Tage haben.“

„Ei, pfui Dich an!“ antwortete Seraphin unwillig: „Laß mich aus, und red' nicht so frech in den Tag hinein. Hast Du kein Gewissen mehr? fürchtest den Teufel nicht mehr, weil er Dich nicht vom Kartenspiel und Sündengeld hinweggeholt hat? Geh, laß Dich flechten! 's ist Dir nicht halb so viel Ernst, als Du Dich anstellst; schäm' Dich ein bißel, Walt!“

Wunderbar eingeschüchtert, sagte Oswald nach einer Pause: „Ja, es wird schon so sehn. Du hast's halt doch getroffen. Der beste Wein schmeckt mir doch nicht mehr wie ehemals; der leichtfertigen Dirnen Kuß ist mir aber noch bitterer als der Wein! Ich hab' keine rechte Freud' mehr. Wenn ich recht toll und ausgelassen bin, so bild' ich mir ein, ich sey lustig; aber 's ist nicht wahr. — O Beverl, Beverl, ungetreues Diend!“ — Er brach in helles Schluchzen aus, das gewaltsam fort-dauerte, und nur langsam dem Zureden des Freundes

wich. — „Laß uns miteinander nach Schwaz gehen, und die Knappen in der Nähe anschauen,“ sagte er alsdann; „vielleicht ist für uns beide das Bergwerk gut.“ — So wanderten sie an Innsbruck vorbei gen Hall, setzten sich da auf's Wasser und fuhren nach Schwaz.

Sie sahen da freilich in der Nähe die überaus zahlreiche Zunft der Kinder des Propheten Daniel *), sahen sie mit allen ihren guten und schlimmen Eigenschaften, mit ihren Vortheilen und Gefahren. Sie beobachteten dort, wie schon die Kleinen als Kläuberjungen Bruch und Zagel ausschieden, wie sie mit der Bergtruhe aus- und einliefen. Sie sahen dem Treiben der Häuer und Hutmänner, der Herrenarbeiter und Lebenhäuer zu. Sie traten ein in die Hütten dieses armen Knappenvolks, das sein magres Leben bestritt mit schmaler und sauer verdienter Löhnung, die nicht zugereicht haben würde, wenn nicht die sogenannte Pfennwerthshandlung für die Bedürfnisse der Weiber und Kinder besser gesorgt hätte, als der neben seiner Kühnheit so leichtsinnige Knappe und Hausvater zu thun verstand. Sie maßen mit ihren verwunderten Augen die blassen ausgemergelten Gestalten der Bergarbeiter, denen die feuchte Grubenluft und das „böse Wetter“ den Keim der Bergkrankheit, der Abzehrung nämlich, unaufhaltsam zutrug. Sie waren Zeugen der ausgelassenen Lustigkeit, womit sich die armen Leute dann und wann ihr Daseyn ausschmückten, um hinterher noch geschwinder zu verfallen; sie standen hin und wieder an Sterbelagern, auf denen die Erschöpften, Jünglinge oder ältere Männer, mit der Ergebung des Lebensmüden den traurigen Bergertod erlitten! — Der eitle Vorsatz der beiden jungen Wintschger, in die Reihen dieser armen Silberdiener des Landes einzutreten, schwand vor

*) Daniel in der Löwengrube; der Patron der Schwazer Bergknappen.

der elenden Wirklichkeit, die sich ihnen nackt und bloß zeigte, dahin wie ein Hauch im Winde. Seraphin schaute lange trübselig zu; aber der leichtblütigere Oswald brach schnell den Stab über das so unerquicklich vergeudete Leben jener Leute. „Nein;“ rief er: „das ist nichts für Dich und mich. Ein armer ungeschickter Kledser, wie ich bin, mag ich nicht tauschen, weder mit den Knechten des Bergs, noch selbst mit den Herren; denn auch die letztern sagen nicht umsonst:

Die Hoffnung meistens den Berg thut bauen;
Man muß auch haben zu Gott ein rechtes Vertrauen,
Und immerdar zum Beutel schauen!

Seraphin mußte sich endlich wohl einverstanden erklären, und die Thorheit seines Vornehmens bekennen. Er mußte zugeben, daß es sich Zoll für Zoll selbstmorden hieße, wenn er den Vorsatz ausführen würde, sich Leuten zuzustellen, die selbst, wenn sie nur es machen konnten, ihrem Stand entliefen, um einen andern zu wählen. So drängten sich zum Beispiel die Knappen haufenweise zum Kriegsdienst im Lande und im Felde; andere zogen nach Wien, in allerlei Dienste zu treten. Nicht wenige versuchten ihr Glück unter den Laienbrüdern mancher Klöster.

Die Beobachtungen, die zu Schwaz von Seraphin und seinem Freunde gemacht worden waren, hatten ihnen viele Zeit und so ziemlich ihren ganzen Geldvorrath aufgezehrt. Es hieß nun arbeiten. Seraphin fand einen Dienst in der Nähe von Schwaz, Oswald fand Arbeit in dem Kloster auf St. Georgenberg.

Der Zustand eines Dienstboten wollte jedoch dem jungen Plaschur nicht behagen. Am meisten widerte ihn die rohe Gesellschaft an, in deren Mitte er sich bewegen mußte. Es lebte in seinem Kopfe ein besser erzogener Geist; seine ganze Natur hatte zu viel Milde an sich, und ging zu hohen Schritten über dem Geleise des Handlöhnerlebens weg, als daß sie zu der Gemeinheit seiner Genossen sich bequemen,

in die Botmäßigkeit einer rücksichtslosen Dienstherrschaft sich fügen mochte. — „Ich habe schon ein Stück Himmel auf dieser Welt genossen;“ sagte sich wehmüthig Seraphin, an Imst, das Tammerlhaus und Martina zurückdenkend: „ich mag das schmutzige Joch nicht mehr ertragen.“ Ging auch eines Tags wohl entschlossen aus seinem Dienst, wo man ihn nur einen Träumer und Weichling gescholten, und begab sich, seinen Oswald auf ein paar Stunden zu sehen, in die Einsamkeit des St. Georgenbergs.

Wer sie jemals gesehen, jene wunderliche, erfrischende und in Wahrheit geheiligte Wildniß, kann leicht verstehen, wie tröstlich sie ein wundes Herz umarmt. Die Seele, die den Muth hat, allein zu seyn, und die Welt mit dem Frieden der Einöde zu vertauschen, findet nirgends ein Fleckchen Erde, wo sie ungestörter ruhen und anbeten, wo sie freudiger ihre Schwingen entfalten könnte. Der steile Felsen in der waldgrünen Schlucht, der gerade nur Platz hat für das Haus des Herrn, scheint eine unbezwingliche Burg irdischer Seligkeit; die Wellen, die seinen Fuß in schwindelerregendem Abgrund bespülen, scheinen der Strom zu seyn, von dem die Alten erzählen, daß er hinwegnahm jeden Schmerz und jede eitle Freude sterblichen Daseyns. Doch über dem Abgrund, der da ist die Gränze der lauten Welt, hoch über dem Gotteshause auf wildem Felsgestein, wölbt sich die Kuppel des Himmels so rein und klar, und die berganstrebenden Wälder, die darüber hinausragenden Gebirgsköpfe und Schneeriften scheinen ebenso viele Stufen zu seyn, die gerade aus in das Land der Verheißung den Weg bahnen. „Hinauf, hinauf zum Lichte!“ ruft dort Alles dem rastenden Pilger zu; „unten ist's dunkel, laß' ab von der Finsterniß! Dir bleibt hier kein Pfad, als der nach oben!“ — —

Seraphin vernahm was sie ihm zuriefen, die im frischen Winde schwankenden Tannenzwipfel, die über der Waldeinsamkeit kreisenden Vögel, die rothen Steinnelken, die prächtige Zierde auf dem nackten Leib der Bergwände.

„Hier möcht' ich bleiben!“ seufzte der dichterische Geist, der in ihm wohnte, ohne daß er selbst es wußte: „diese Wildniß mit den Schatten meiner Lieben bevölkern, am Altar der Kirche und der Gebirge meine Sehnsucht dem Schöpfer vertrauen, und endlich meinen letzten Athem auf eine Wolke legen, die hinanzieht zu dem blendenden Reich der Sonne.“

Aber eine Gelegenheit, da zu verweilen, wollte sich nicht ergeben, und Oswald, der keineswegs die fromme Schwärmerei theilte, die sich Seraphins zu bemächtigen begann, arbeitete wie ein Rasender, um nur sobald als möglich die Wucht des stillen Einsiedlerlebens von seinem Nacken zu schütteln. — „Ich darf wahrhaftig nicht mehr von Deiner Seite gehen,“ sagte er treuherzig zum Freunde: „Du wärst im Stande ein Klausner zu werden; und es wär' doch schade um einen bildsaubern Buben, wie Du bist. Die Weiberleut' sind nicht werth, daß Du um ihrentwillen um Dein frisches Leben kemmst, und daß ich an Dir meinen besten Kameraden verliere. Geh, mach' Dich auf; ich bin mit meinen sieben Zwetschgen fertig, hab' eine Empfehlung an den Dechant in Fügen, der noch einen Heiligen für seine Kapelle braucht. Die Kreuzer werden uns nicht ausgehen. Daneben ist dort ein großes Schießen, und Du kannst, wenn Du geschickt bist, mit Deinem Büchsel eben auch ein Geld verdienen, derweil ich pinsle und schmiere über Hals und Kopf. Geh, häng' nicht das Maul und schlag' Dir die Einsiedlerlei aus dem Sinn. Laß' sehen, wie uns beiden das lustige Zillerthal anschlagen wird.“ — Oswalds Beredsamkeit hatte Erfolg. Sie wanderten in's liederfröhliche Thal ein.

Wie zu erwarten, bekam dem Maler die Reise und der Aufenthalt an der Ziller außerordentlich gut. Die anmuthigen Gegenden, so heiter, so grün, so belebt, weckten sein Herz recht auf. Die schönen Menschengestalten schmeichelten seinem Auge, das Wohlleben, das sich dort ein jeder kaufen konnte, der nur ein paar Groschen besaß, kitzelte

seinen Gaumen; der Gesang, der auf der Alm so gut zu Hause, wie im tiefen Thal, erfrischte sein Ohr, und der hübschen Dirnen leichtsinnig und leichtfertig Wesen verführte schnell und genug seine zum Verliebtwerden sonderlich geneigte Natur. — Er schwam behaglich wie ein Fisch im erwünschten Element, und zum erstenmal seit langer Zeit konnte er mit seinen Geschäften nicht fertig werden, und verstand sich perfekt darauf, einen Tag nach dem andern zu gewinnen, bis beinahe der Sommer schon zur Rüste ging. — Mit Seraphin war's umgekehrt. Zog ihn die patriarchalische Einfalt der Zillertthaler und ihr Frohsinn im Schooß der Armuth freundlich an, so stieß ihn doch das Noblerwesen und die landübliche Lockerung der Sitten völlig ab. Das Treiben der Bursche und Mägde in Dörfern und Einöden eckelte ihn an; der prahlende und ausschweifende Ton der Thalbewohner, die als Mithridatträger und Teppichkrämer in's Ausland gingen und stets verdorbener zurückkehrten, that es nicht minder. Die Schönheit der Mädchen ließ ihn gleichgültig machte ihm sogar nicht selten Verdruß. Ein jedes blonde Frauenhaar, ein jedes lichte Auge erinnerte ihn schmerzlich an sein verlornes Glück. Sein halbmüßiges Leben, als gewinnsüchtiger Schütze, wenn es ihm auch trotz seiner Unfertigkeit einschlug, oder als untergeordneter Gehülfe und Farbenreiber seines Freundes, widerstand ihm, je länger, je mehr. Die Grille, seinen Theil wo möglich am Klosterleben zu nehmen, die ihn auf St. Georgenberg beschlichen hatte, wuchs unter seinen jetzigen Verhältnissen immer ansehnlicher heran, und zirpte ihm täglich vernehmlicher ihr altes Lied in's Ohr. — „Ich kann nicht mehr in diesem Salzburgerland bleiben,“ sagte er oft und stets ungestümer zu Oswald: „hier ist nicht meine Heimath, meine ernsthafte und rechtschaffene Heimath. Mag nicht singen, mag nicht tanzen, nicht liebeln, nicht raufen; es geht mir halt da alles nicht zusammen. Geh

mit nach Burgeis, oder laß' uns Abschied nehmen." — Ermahnungen, denen Oswald eine Zeitlang Widerpart hielt im Ernst und im Scherz; aber denen er sich eines Tags zur Verwunderung Seraphin's plötzlich auf Gnad' und Ungnad' ergab. Mit finstern Gesicht krachte sich Oswald am Kopfe und zog die Beinkleider in die Höhe; ein Zeichen unwiderruflichen Entschlusses. „Du hast beim Eid den Zweck herausgeschossen," sprach er: „der Schwarze hole das Zillerthal, den Salzburger= und den Tirolerantheil. Mag nichts mehr davon haben!" — Vergebens fragte Seraphin nach der Ursache des so erwünschten aber wenig gehofften Entschlusses. Oswald sagte seinem sittlichen Freunde nicht gern, daß er gerade in der Nacht zuvor einer Dirne an den Balken gestiegen, und von eifersüchtigen Nebenbuhlern eine derbe Lektion bis schier zum Lahmwerden erhalten. Dergestalt drollten sich die unzertrennlichen Gefährten von Jügen nach Zell, von Zell nach Mayerhofen, von Mayerhofen nach Finkenberg, und wählten den Pfad durch das Durerländchen, wo nur Winter ist und Sommer, und der letztere nur wenige Wochen dauert. Wieder behagte es dem Seraphin in der Einsamkeit von Hinterdur sehr wohl, die schwarzen Hütten, die schlichte Tracht und Haushaltung der ernstesten Durerleute, der in allen Farben blinkende Ferner, der stattlich und drohend hereinschaut in das baumlose Hirtenland, gefielen ihm besser als im Zillerthal Volk und Natur, eines lustiger als das andere. Oswald dagegen konnte nicht genug eilen um über's Joch hinüberzukommen, und niederzusteigen in das romantische Thal von Schmirn, und einzulenken in die Straße die das Wippthal durchstreift; die Regierungshauptstadt von Tirol verbindend mit dem Sitz seines Handels, mit der dazumal noch frischblühenden Messstadt Bozen. Willens, ihre Richtung gen Burgeis durch die Gebirge auf nähern Wegen zu verfolgen, kehrten die Freunde in Steinach

ein, und hort redete Oswald zu Seraphin: „Hör' jetzt, was mir eingefallen, und sage mir, ob Dir ansteht, was ich ausspintifirte. — Vor allem thut's Noth, daß wir zwei beide gar nicht mehr von einander gehen, und gegenseitig aufpassen, daß nicht Einer Dummheiten macht. Ich könnte gar leicht in meinen schwäbischen Leichtsinne zurückfallen bis an den Hals; Du wärst im Stand, Dich in lauter Gottseligkeit und Menschenfeindlichkeit zu vergraben. Besser ist's, daß nicht eins, nicht das andere geschieht. Mich freut doch noch dies und das auf der Welt, so ein armer Narr ich bin; bei Dir hat dagegen alles seinen Werth verloren. Die Sonne macht Dir nicht mehr warm, die Vögel singen Dir nicht mehr. Was Gutes auf der Erde wächst, thust Du verachten, es müßten denn unsrer Frauen Neuglein seyn *), unter denen Du Dir Martina's Augen vorstellst, obschon diese grau sind und nicht blau; — Du bist mit einem Wort eine abgelaufene Uhr, und wer diese aufziehen kann und muß, der bin ich. Jetzt los' zu, und fall' mir nicht in die Rede. Von hier aus — und es liegt nicht viel außer unserm Weg — wollen wir in der Waldraut einkehren. Ich will das Geld, von dem ich Dir sagte, aus den Händen des Vaters Philipp wieder zurücknehmen; ein feines Kapital für unser eins. Damit wollen wir einen Bilderhandel anfangen wie die Tessneser, und beide zusammen den Verschleiß besorgen, nachher Frankreich, Spanien und Portugal, wohl auch nach England wandern, und das Glück wird uns nicht stecken lassen. Ich treibe daneben meine Profession; Du hilfst mir, oder machst indessen Ausflüge zum Nutzen unsers Handels. Wir werden Geld verdienen, wohl noch mehr als die von Tessno, und wer weiß, ob Du nicht auf diese Weise noch Deinen Vater irgendwo in einem Winkel des Erdbodens auffindest? Dergestalt können wir den Grund zu unserm Wohlstand legen, und

*) Vergißmeinnicht.

Die ungetreue Weiberleute werden sich einmal das Fieber an den Leib ärgern, wenn wir in fremden Ländern unsre Niederlagen halten, und eines Tags zum Besuch in die Heimath kommen, ein jeder mit einem spanischen oder französischen Frauele am Arm. He, was meinst Du?"

„Der Gedanke wär' nicht übel,“ erwiderte Seraphin nach kurzem Bedenken, „wenn Du Dich nicht schon, und zwar nach Recht und Pflicht von dem schmutzigen Gewinnst losgesagt hättest, den Dir ein böser Geist dazumal zur Versuchung in die Tasche jagte. Die Dukaten, Oswald, hast Du eigentlich nie mit ruhigem Gewissen besitzen und benützen können; viel weniger darfst Du noch jezo darauf Anspruch machen. Wie ich mir denke, wenn ich alle Deine Erzählungen zusammenhalte, so gehören sie am allernächsten dem guten Meister Tammerl zum theilweisen Ersatz des Geldes, das er an den Feldkircher entrichten mußte, den der schlimme Peterl bestohlen. Nachdem: mit welcher Stirne wolltest Du von dem Serviten zurückfordern, was er, um Dich von der Höllensfurcht zu erlösen, aus Barmherzigkeit an sich genommen?“ —

„Du bist gar nicht zu haben mit Deiner erschrecklichen, peinlichen, abgezirkelten Ehrlichkeit!“ murrte Oswald sehr mißmuthig: „Was ich dem Serviten sagen werde? Ei, die Wahrheit; gerade, was ich Dir jezt vorgeschlagen. Und da er ein verständiger Mann ist, wird er sagen: Wohlgesprochen, Oswald Holzer! und das verdächtige Geld wird in einer ehrlichen Sache schon auch ehrliche Dienste leisten. Es ist ja doch am Ende mein mit Fug und Schick; ich habe ja den Spieler nicht darum betrogen, und noch fragt sich's, ob der Tammerlpeter von Imst der Spieler gewesen. Es kann noch einen dritten in der Welt geben, der ihm ähnlich steht, weil's schon einen zweiten gibt, ihm aus dem Gesicht geschnitten. Und weißt Du, was wir thun, um Dein zartes Gewissen zu beruhigen? Sobald

wir einen vollen Zug mit unserm Silberneß gethan, schenken wir die gleiche Summe von Dukaten, die unsers Glücks Grundstein gewesen, der Kirche oder der lieben Armuth, und fügen meinetwegen noch die Zinsen hinzu. Das wird doch recht seyn, Du trauriger Bub? . . . na, sey nur nicht böß, Du lieber Narr, Du herziger Freund. Mach's aus, wie Du willst; laß' uns nur beisammenbleiben."

Seraphin war gerührt von der lebensfrischen nachhaltigen Anhänglichkeit seines Jugendgefährten. Aber die schwärmerische Vorstellung, die ihn vom St. Georgenberg überall hingegleitete, war noch riesenstark. „Thu, wie Du willst," sagte er schwermüthig zu Oswald: „ich glaube, daß jenes Geld Dir nicht Segen bringen wird. Probir' indessen Dein Glück, wenn Du nicht auf mich hören magst. Was die Waldraß betrifft, so geh' ich gern mit Dir. Der Vater Philipp, wenn er so verständig ist, wie Du sagst, wird Dir die besten Lehren geben können; und mir soll er sagen, ob ich zu einem Klosterbruder was nuß sey, oder nicht. Denn bis dato — ich gesteh' Dir's — ist mein Sinn nur auf die Einsamkeit und das Gebet gerichtet. Es ist, wie Du sagst: mir gefällt nichts mehr in der Welt; was soll ich also noch darinnen, ein unnützes, von den ehrlichen Leuten verachtetes und ausgestoßenes Glied? Gott, der meine Unschuld kennt, wird mich doch etwa aufnehmen in eines seiner Häuser, wird barmherziger seyn als die Menschen."

„Das ist zum desperatwerden!" zankte Oswald ganz still für sich: „Ist der Mensch müd und zwider! Da plagedert er immer von seiner verkannten Unschuld; aber die Lieb', seine betrogene Lieb' liegt ihm viel schwerer auf dem Herzen, das weiß ich besser. Doch will ich nicht in ihn hineinreden, das würd' nichts helfen. Der Vater Philipp wird schon das seinige thun, und der Verstand wird dem Seraphin doch nicht allweil ausbleiben?" — Zum Seraphin sagte Oswald hingegen laut: „Du bist ein

rechter Patsch-Urbele! Komm nur, komm. Was Du willst, soll geschehen, Du eigensinnige Kreatur!" — Von Stund an, je trauriger Seraphin, um so aufgeräumter wurde Oswald. Bemerkte der Maler, daß sein Freund, während sie ihre Straße gingen, verstohlen die Augen wischte, so that er einen Schnaggler, daß das Firmament gellte; seufzte der junge Plaschur einmal, sich unbelauscht wähnend: „O Du liebe Martina, wie so viel gern hab' ich Dich, und sey nur immerdar glücklich!" so that Oswald den breiten Mund auf und sang, was er nagelneu aus dem Zillertal mitgebracht hatte:

„Diendl, Dein Schönheit
Die nimmt bald ein End,
Und 's Blüml auf 'm Feld
Hat der Reif gleich verbrennt!
Und wenn denn, und wenn denn
So heikel willst seyn,
So nimm ein Papierl
Und wickel Dich drein!"

Der gute Oswald hielt mit solcher Leichtfertigkeit seinem schwermüthigen Gefährten in der besten Absicht Widerpart: um ihn zu heilen, nicht um ihn zu verhöhnen. Ihm selber war, so lustig er sich anstellte, keineswegs wohl und froh zu Muth; denn ihn quälte die verschmähte Liebe gar sehr, seitdem er in Fügen seine Schulmeister gefunden, und beträchlich enge war ihm die Brust, wenn er sein Spottgesangl mit dem Bersl oder Gesekl schloß:

So bist Du das Diendl,
Das die Buben so foppt?
Und ist Dein ganz Herzl
Mit Baumwoll' ausgeschoppt!

Aber der verhehlte Schmerz und die vorgebliche Munterkeit, beide vertrieben den Reisenden die Zeit, und sie waren von Matrey aus der Waldraß emporgestiegen, ehe sie sich dessen versahen. —

Wie fromme Leute thun, namentlich wenn sie an der Schwelle eines neuen Lebensabschnitts stehen, so thaten auch die beiden jungen Männer: sie besuchten vor allem die Kirche des heiligen Berges. Ein einziger Beter befand sich darinnen: ein schon recht sehr alter Mann, der in Andacht versunken vor dem wunderthätigen Bilde auf den Knieen lag. Man sah ihm schon von weitem an, daß nicht ein freudiges Dankgefühl ihn an die geweihte Stätte gefördert hatte. Seine schlichten weißen Haare fielen längs kummmergefurchten Wangen herab; der sich eifrig bewegende Mund lächelte nicht; seine abgemagerten Hände zitterten und schienen sich schmerzlich emporzurichten zum Himmel. Der lange Reisekragen von Wachstuch, die Kürbisflasche an der Seite und der absonderlich geschnittene Stock verriethen den Pilger; diesmal nicht einen der jungen heuchlerischen Bengel, die auf Kosten frommer Barmherzigkeit ihren leichtsinnigen Abenteuern durch die Welt nachlaufen, sondern einen gebeugten Altvater, den nur die triftigsten Gründe bewogen haben konnten, seinen Heerd zu verlassen und die ihm fremde Erde zu durchschreiten, um Trost und Hülfe in irgend einem heiligen Wunderhause zu suchen. — Oswald stieß seinen Freund leise an, und flüsterte ihm zu: „Siehst Du den Alten dort? Er trägt schwer, wie 's scheint; schwerer als Du und ich, und dennoch geht er rüstig fort im Leben; denkt nicht daran, in einem Kloster sich und seinen Kummer selbänder einzumauern!“ —

Oswald hatte, dieses sagend, gar nicht viel Geräusch gemacht; dennoch war der Pilger gestört worden, und schaute sich nach den Reisenden um. Sein Gesicht hatte nicht den Schnitt des Landes; es war breit, etwas plump, wenn schon guthmüthigen Ausdrucks. Finstre Brauen hingen über die Augen hernieder, die trozig, obgleich verweint, unter den grauen Schatten hervorlugten. Nachdem der Pilger seine Nachbarn eine Weile betrachtet, drehte er wieder den Kopf weg und ergab sich von neuem seinem

Gebet. — Seraphin achtete seiner weiter nicht, und kniete in einem Klosterstuhl nieder. Aber Oswald blieb stehen, und murmelte allerlei verworrene „Hm, hm!“ und „Ei, ei!“ die dem Freunde nicht entgingen. — „Gib doch Ruhe!“ flüsterte der letztere: „was hast Du denn?“

Nun kniete auch Oswald nieder und sagte dem Gefährten in's Ohr: „Der Fremde dort . . . hm, mir ist, als hätt' ich schon irgendwo den alten Kopf in irgend einem breiten Großvaterstuhl lehnen gesehen, unwillig brummelnd, und dann wieder schlafend . . . die staubigen Beine steckten dazumal in sammetnen Hosen, in blaugezwickelten Strümpfen, und ich glaube, seine Schuhe hatten silberne Schnallen.“ — „Laß mich aus mit Deinen Narrheiten,“ entgegnete Seraphin ungehalten: „stör' mich nicht. Du träumst wieder mit offenen Augen.“ — Hierauf wurde es lange still in der Kirche. —

Da näherte sich aus der Sakristei ein langsamer Schritt und das leise Geräusch einer im Gehen flatternden Kutte. „So wahr ich lebe, da ist ja der Pater Philipp, just als wie bestellt!“ hob Oswald an, und beeilte sich, dem Ordensmann entgegenzutreten. — Sie begegneten sich an der Kirchenthüre. „Sieh, sieh, unser Meister Raphael!“ sagte Philipp scherzend, und reichte dem Maler die Hand zum Kuß: „Was führt Dich abermals in unsre Einsamkeit?“ —

Oswald setzte ihm bescheiden und der Wahrheit gemäß auseinander, was ihn bewogen, zu kommen. Als der Pater von den unheimlichen Dukaten hörte, wurde er unruhig, zeichnete wieder Kreuz um Kreuz auf seine Schulter, und antwortete dann: „Allerdings hab' ich noch das Geld in sicherer Verwahrung, und wir wollen nachher in meiner Zelle davon reden, und überlegen, was räthlicher Weise damit anzufangen. Der Böse, leider ruht nimmer . . . in dessen wir wollen sehen. Jedenfalls bist Du gerade heut zurecht gekommen. Morgen hättest Du mich nicht hier angetroffen. Ich hab' einen kleinen Urlaub erhalten, um das

Bad zu Anholz zu besuchen; der Gstirner von Matrey führt mich in seinem Wagerl dahin, um Gotteswillen. Gott vergelt's ihm auch, dem wackern Christen. Nachdem, da mich meine Straße bei dem Herrn von Idelstein vorbeiführt, will ich einer Hochzeit beiwohnen, die eine meinige Verwandte, die Glazlin, mit dem jungen Idelstein abhält; am gleichen Tag heirathet auch der Tammerlpeter von Imst die älteste von Idelsteins Fräulein. Bin nicht gern bei Hochzeiten." — Hier wurden wieder ein Duzend Kreuze gemacht, und das unbekante feindliche Wesen mit dem ängstlichen „Gehst, gehst!“ verjagt. — „Kann's aber dießmal nicht ausschlagen, und deßhalb muß ich schon morgen fort. So, so, mein lieber Maler. Komm gleich mit mir in's Kloster. Wen hast Du da bei Dir?“

Der Vater zeigte auf Seraphin, der mit freundlicher Demuth näher getreten war. „Ein saubrer Mensch, mit unschuldigen Augen!“ fuhr der Geistliche fort, Seraphin betrachtend; „solche Freunde zu haben, ist gut; ich wollte darauf wetten. Der paßt ganz für Dich, Du leichtes Tüchl von einem Maler. Aber . . . Holzer . . . was hast Du denn, frag ich? stehst, wie des Loth Ehefrau vor mir? he? wie?“ —

Oswald stand auch in der That mit etwas albern geöffnetem Munde, und schaute wechselweise nach dem knieenden Pilger, und in die Luft, und dann endlich dem Vater in's Gesicht, und erwiderte zerstreut: „Mein Freund hat dem Höchwürdigen was vorzutragen: geh' nur mit dem Hochwürdigen, Seraphin. Ich will nicht stören, komme gleich nach. In einer halben Viertelstunde bin ich schon bei der Hand.“

Vater Philipp war indessen aus der Kirche getreten, und wandelte vor Seraphin her bis in seine Zelle. Da setzte er sich in den einzigen Sessel, und sagte liebeich: „Was verlangst Du, mein Sohn?“

Von Vertrauen zu dem ehrwürdigen Manne befeelt,

der ihm vorkam wie ein längst bekannter vielerprobter Beichtiger, sagte Seraphin alles heraus, was er auf dem Herzen trug als Leid und als Sehnsucht; bat um wohlgefälligen Rath und um die Gunst, durch des Paters Verwendung, im Kloster als dienender Bruder verbleiben zu dürfen, wenn anders die Verhältnisse es erlauben. — Philipp hatte anfänglich mit väterlicher Geduld zugehört; gegen das Ende der vertraulichen Eröffnung jedoch war eine sanfte Traurigkeit auf seinem Gesichte Meister geworden, und seine Antwort war nicht die von Seraphin erwünschte. Nicht ohne eine gewisse Hastigkeit sprach er unter anderm zu dem Klostersehnsüchtler:

„Mich wundert nicht, daß Du auf den Gedanken gekommen bist, der Welt Valet zu sagen. Alle wohlgesinnte junge Leute, die sich einbilden, an einem unvergänglichen Seelenschmerz zu kränkeln, kommen einmal wenigstens im Leben auf dieselbe Idee. Für manche ist sie ausführbar, Andern muß ein rechtschaffener Priester total abrathen, was sie verlangen zu thun, und Du bist unter diesen letztern. Entweder betrüg' ich mich ganz und gar, oder Du bist zu einem solchen Dienste ganz ungeschickt, oder, wenn nicht das, so würdest Du bald den Schritt mißbilligen, den Du gethan. Gesezt dann, Du könntest ihn zurückthun, . . . wo wäre da ein Gewinn? Lieber gehe nicht unbesonnen vorwärts. Du trägst in Dir — danke Gott dafür — eine ächte Christenseele, die da thätig seyn kann und wird in Worten und in Werken. Solche Christengemüther sind just in der Welt, wo es zu schaffen, zu helfen gibt, an ihrem Orte. Laß' die unfruchtbaren Seelen dem Kloster. Als ein Priester könntest Du auch von der Klausur aus Gutes stiften; aber Deine Erziehung hat Dich nicht zum Priesterstand geeignet. Zum dienenden Bruder — ich sag' es frei — bist Du zu gut. In einem jungen Menschen sind vielerlei Leben; streite mit ihnen gegen den Hang Deines Geistes, sich wehrlos todtschlagen zu lassen. Was

Du verloren, kannst Du hundertmal wieder gewinnen. In dem Verlust ist aber auch Deine Ehre begriffen, und die mußt Du noch im Sonnenschein siegen machen, damit nicht der Feind sage, Du hättest Dich muthlos in's Heiligthum verkrochen. Fasse daher alle Deine Kraft zusammen, werde Deinen Nebenmenschen im Alltagsleben nützlich. Gott übersieht geringere Verdienste nicht, warum sollte er in Dir das größere nicht belohnen? und das wird er, indem er in Deine Brust den Keim des Seelenfriedens legen wird, verlaß Dich darauf. Von selbst wird diese Gnade Dir kommen; in der Abgeschlossenheit würdest Du sie mit großem Kampfe nur erkaufen, und wer weiß, ob auf die Dauer? denn vor allem ist zu fürchten die Neue, die gewiß nicht ausbleibt, wo nicht ruhige Ueberlegung, sondern der Gram einer heftigen gestörten Leidenschaft ein junges Leben von seinen Wurzeln in der Welt abtrennte." —

Philipp hatte sich in Eifer geredet. Er griff mit beiden Händen an seine Brust, als wollte er seinem Athem, dem schnaubenden, einen Zaum anlegen. Sein Blick flog besonders unstät in allen Richtungen umher. Aufstehend fing der Mönch mit unsicherer Haltung in der Rede wieder an: „Schau, mein Sohn: ich hab' an einem Freunde ein traurig Exempel erlebt. Er hatte ein Mädchen gern gesehen, hatte es ihr gesagt, hatte auf sie gezählt, wie auf den eignen Herzschlag. Nun betrog er sich aber in seiner Rechnung. Er hatte mit der Unbeständigkeit einen Bund gemacht, und die Unbeständigkeit blieb ihrer Natur getreu. Eines Tags hatte nicht mein Freund, sondern ein anderer den Schatz. Der Betrogene wollte sich nicht henken, nicht ersäufen, aber einen bitterlebendigen Tod sich anthun; nemlich geistlich werden, in's Kloster gehen. Wenn der arme Narr sein Innres hätte an's Licht drehen können, die Welt hätte ihn für einen Hiob oder Lazarus gehalten, voll Blut und Wunden. So lang nun die Wunden Blut gaben, war es gut und das Studiren ging trefflich; Profess

wurde gethan, alles auf's beste bis über die Zeit hinaus, wo ein Rücktritt möglich gewesen wäre. — Nun, den Rücktritt hätte er dennoch nicht gemacht, denn Gott zürnt dem Meineidigen und die Welt verachtet ihn. Kurz aber: da die Wunden heilten, ging die Neue an, und schilderte dem Geplagten Stunde für Stunde als eine boshafte Malerin, was alles er verscherzt hatte, was alles er verloren. — Auf einmal stand sein Lebensbaum draußen vor dem Klosterthore in Millionen Blüthen, und der Aaronstab im Heiligthum war dagegen um alles Laub gekommen und verdorrt. — Da half freilich anfänglich die Vernunft leidlich; aber endlich mischte sich der Satan hinein, und schickte seine Versuchungen, die den guten einfältigen Priester quälten bis zum Wahnsinn. Eine erschreckliche Zeit!“ — Des Paters Augen rollten; verstohlen machte er seine Kreuze, scheuchte er den unsichtbaren Feind von sich. Dann fuhr er fort: „Weiß nicht, was aus ihm geworden wäre, denn er hielt sich trotz seines tapfern Widerstands für verworfen und verdammt . . . wenn nicht ein sanfter Fingerzeig vom Himmel ihn aufgerichtet hätte. Siehst Du dort im Gewölb unter der Grabkapelle die Nische mit dem steinernen Muttergottesbilde? Wie gefällt Dir der kleine Heiland auf dem Arm der Himmelskönigin? Schaut er nicht her, als ob er lebte? Er umarmt die Weltkugel, er drückt sie liebevoll an sein Herz. Nun denk' Dir: dazumal war die Kugel zu Boden gefallen; man hatte dessen nicht geachtet, und siehe: ein Vogel hatte in Jesu Armen dafür ein Nest gebaut, und wie unterm Schuß des göttlichen Kindes gedieh das kleine gefiederte Völkchen. Ein gar schöner Anblick, der meinen Freund erquickte, und in ihm neu erweckte die erbleichende Erinnerung an die unendliche Güte des Herrn, der auch dem geringsten Geschöpf seiner Welten gewogen ist, und keines von sich stößt, wenn es nur sich ihm anvertraut. Seitdem ist mein Freund ruhiger und gelassener geworden, aber dennoch, dennoch, mein Sohn,

trotz all seiner Vorsicht und Bertheidigung ist der faule Fleck an ihm nicht ganz vertilgt. Merke Dir's, damit es nicht Dir selber einstens gehe, wie meinem Freund."

"Ist dieser Freund des hochwürdigen Herrn in diesem Kloster gewesen?" fragte Seraphin ganz unbefangen, ohne Falsch. Mit einem gepreßten Seufzer antwortete Philipp: "Noch — noch heute ist er da; leider, ja, ja, noch heute da!"

Des Paters abermals steigende Unruhe wurde auf einmal beschwichtigt, indem durch die langsam geöffnete Thür der Pfortner sein Gesicht neigte, und halblaut meldete: "Man verlangt den hochwürdigen Pater Philippus."

"Sogleich. Erwarte mich, Seraphin. Gleich wieder da." Der Mönch entfernte sich geschäftig, und Seraphin dachte indessen über das Gehörte nach, noch lang nicht überzeugt; doch so tief im Grund erschüttert, daß Oswalds Pläne und Ermahnungen bereits halb gewonnen Spiel hatten. Aber wo blieb nur Oswald? die halbe Viertelstunde war längst verstrichen.

Statt des Malers kam der Pater mit einem Brief in der Hand. Auch er fragte: "Wo bleibt Dein Freund? Ich hätt' ihm etwas mitzutheilen. Sonderbar, daß gerade heute, da der Maler kommt, nach seinen Dukaten zu fragen, auch der Peter Hepperger sich einstellt, sein Geld zurückzufordern, Oswalds Versprechen zufolge." — "Peter Hepperger?" rief Seraphin voll Erstaunen. — "Nun," lächelte Philipp, den Brief entfaltend, "wenn nicht gerade er selber in Person, doch ein Bevollmächtigter, und, was noch mehr, derjenige, dem allerdings, so wie die Sachen stehen, das Geld der Billigkeit nach zusteht, indem er für alles haftete, ja alles ersetzte. Der alte Tammerl von Imst schreibt hier, daß sein Sohn unter dem Namen Hepperger das Geld, das er einem Feldkircher entwandte, verspielt hat, und daß er, der Vater nemlich, die Hand darauf lege, um einen Theil seines dem Be-

trogenen geleisteten Opfers hereinzubringen.“ — „Darf ich ein bißel den Brief anschauen?“ fragte Seraphin rasch und argwöhnisch. — „Hier.“ — „Ei, warum nicht gar? das ist nicht Tammerls Handschrift. — „So?“ — „Wer hat den Brief gebracht?“ — „Ein rothbrauner Mensch, sieht aus wie ein vazierender Knecht, trägt unter der Mailänderhaube, glaub' ich, einen Verband; darüber einen spitzen Hut; hat nur ein Auge“ —

„Ach!“ schrie Seraphin auf: „den kenne ich! Hüte sich der Herr Pater, das Geld herauszugeben!“ — „So? Du meinst? Ich will ihn heraufkommen lassen.“ — „Wenn er von meiner Nähe weiß, so ist er schon auf und davon!“ bemerkte Seraphin. Worauf Pater Philipp: „Nicht doch; kein Wort von Dir. Wie sollte ich? Der Kerl weiß noch von nichts, und wir wollen ihm in's Weisse seines Auges schauen. Deffne mir die Thür, Seraphin.“ — Philipp ging hinaus, gab dem Pförtner ein vernehmlich Zeichen, und kaum war er wieder in seiner Zelle und saß auf seinem Stuhle, so klapperten harte Sohlen über den Gang daher. Einen Moment nachher trat Kölbl in höchsteigner Figur zum Mönch in die Zelle. Sein Auge bemerkte nicht sobald Seraphin, als er auch zusammenfuhr, ein wildes „Verdammt!“ und „Maledeit!“ aus dem Munde stieß, und sich resolut umkehrte, die Flucht zu ergreifen. Doch schloß ihn der nach ihm gehende Pförtner fest in seine gewaltigen Arme, und zum Ueberfluß zeigten sich Oswald und der alte Pilgersmann auf der Schwelle der Mönchskammer, die schier zu enge wurde für so vielen und unruhigen Besuch. Denn Kölbl raufte beinahe mit dem Pförtner; Seraphin schlug die Hände zu wiederholtenmalen höchlich erstaunt zusammen; der Pilgersmann schrie wie außer sich: „Ha, da ist einmal Einer! wo, wo der andre?“ und Oswald, den Kölbl beim Kragen nehmend und zum

Mönch gewendet, rief ganz rabiāt: „Da haben wir's! das sind saubre Geschichten! Laßt's den Schurken nicht aus, Bruder Pfortner! Sag', sag' an, Du schließ's ein-
 auget's Schnauzbartl: kennst Du den Alten da? kennst Du das alte Mandl? Jetzt Seraphin, jetzt, Hochwürdiger, wollen wir dem Bruder Freistager 'nen Tanz auffpielen, und ihm die Kraxer abthun, daß sich die Engel im Himmel freuen sollen. 's ist meine Passion!“



Viertes Kapitel.

„Wer da kauft, was nicht feil,
Und da find't, was nicht verloren,
Der soll sterben, eh' er krank wird.“
Auf dem Richtschwerdt zu Endigen.

„Der Mann sieht mir nicht aus, als würde er ersaufen:
Englisches Schauspiel.

'S ist meine Passion;" sagte auch der alte Edelstein, indem er seinen Freund Tammerl von Imst nöthigte, aus dem Wagen zu steigen. Dieses geschah ungefähr eine halbe Stunde von dem Hof und Gasthaus des bäurischen Edelmanns, und zwar mitten auf einem Kreuzwege, wo der Zugwind messerscharf den Wanderern durch die Rippen schnitt. — „Ich frag' Ihn noch einmal," sprach nun Tammerl, „warum Er mich wie ein Straßenräuber hier anhält? Bin ich ein Schübling, der mit sich machen lassen muß, was einem jeden Maulaffen durch den Kopf geht?" — Der alte Herr war recht bitterzornig, that jedoch, was Edelstein begehrte, der kaltblütig wiederholte: „'s ist meine Passion. Ich empfang' Ihn wie einen großen Herrn an der Gränze meines Lands. Kutscher! vor einbiegen, auf jenes Hüttl zufahren. Dahinten ist ein Stall, 's Pferd einstellen, sich weiter nicht sehen lassen!"

Der Knecht, nach einem verwunderten Blick auf Tammerl, der selbst nicht wußte, wie ihm geschah, lenkte in den Feldweg ein, und fuhr auf das bezeichnete Haus zu. „Komm Er!" fing wieder Edelstein an, der sich in

der Kunde umgesehen, nahm den Freund unter dem Arm und führte ihn dem Wagen nach: „Die Luft ist rein; geschwind, daß wir unter Dach kommen!“

Nach ein fünfzig unwillig gemachten Schritten, blieb Tammerl, dem die Galle zu Kopf stieg, bocksteif stehen, und ergoß sich in Vorwürfen und Ausrufungen der höchsten Ueberraschung: „Sag' Er mir ist er von einem bissigen Hund derwuschen worden? Was zum Wetter hat Er mit mir vor? Komm' ich daher den weiten Weg von Haus, als Sein Freund, Sein Gast, Sein Schwäher, zur Hochzeit meines Sohns mit Seiner Tochter, zur Hochzeit Seines Muckerl mit der rothen Glazlin — na, laß' Er sich nur sobald nicht mehr zu Imst sehen! der rothe Adler speit Feuer und Flammen — hat er ein Wirthshaus, so groß wie des Bischofs zu Brixen Ballast, und fangt Er mich da von der Landstraße ab, und schleppt mich in eine Spelunke, wer weiß, wie schlecht, und doch ist's bald Abend und ich bin müde, aber wie? was soll das heißen? was? he? wozugegen?“

„Er wird's schon erfahren;“ sagte Idelstein finster: „halt' Er's Maul.“ — „Wär' mir nichts lieber! Und wär' ich ein Felsstein, ich müßte aufschreien. Der Vogel braucht seinen Schnabel, bis man ihm den Hals umbreht, und das wird Er doch mir nicht thun?“ — „Dummheiten. Komm' Er nur.“ —

Da half nichts. Aus dem nobeln Gastwirth war diesmal nichts mehr herauszubringen. Bald waren sie vor der Hütte angelangt, wo ein schmutziger Bauer, ein Bestandsmann Idelsteins, sie empfing. Der Mensch schien im Vertrauen seines Pächtherrn zu sehn, denn schon hatte er die alte Kutsche untergebracht, und nicht eine Spur von ihr und vom Pferde und vom Kutscher war zu sehen. Idelstein schob den Freund in die niedrige enge räucherige Stube der Hütte, und sagte zu seinem Vertrauten: „Jetzt geh' und sag' dem Peter in's

Dhr, er soll nicht vergessen zu kommen, wie abgeredt ist. Wir riegen uns derweilen ein."

Der Mensch ging mit püßigem Lächeln davon. Idelstein pflanzte seinen Gast auf die Ofenbank, drückte ihm die Hand wie ein Riese: „Glückliche Anfunft. Was macht die Seinige? Hab' gemeint, sie werde auch nicht fehlen?" — „Hm; Er weiß ja wohl wie die Weiber sind. Heut wollen sie das, morgen wieder jenes; ver= schleckt und g'naschig wie die Canari, beim Eid. Nun, es ist mir selber keine große Freud' über die Hochzeit in's Herz gewachsen. Bin nicht glücklich mit meinen Kindern. Die Martina hat's gewaltig sauer. Der geizige Mensch, der Sprenger, — er hat mir nicht einen Bierer geliehen, hab' das Gütl für den Peter mit Schulden an mich bringen müssen, — der Geizkragen also quält die Haut bis auf's Blut. Ist noch krank an seinem Bein, kann nicht gehen, nicht ordentlich stehen, als auf Krücken, wird aus dem Bett auf den Stuhl und vom Stuhl in's Bett gehoben; ein saubrer frischer Ehemann, daß Gott erbarm'! Ebenso gut wär' die Martina in's Kloster gegangen. Ebenso gut hätt' sie auf den Seraphin gewartet. Ja, Idelstein, Er weiß nicht, was mir auf Lunge und Leber drückt. Ich bin, fürcht' ich, ein Unmensch gewesen, ein wilder Bär statt eines Vaters." — „Wird schon sehn; aber was plauscht Er denn vom Seraphin?" — „Freilich sollt' ich gar nicht von ihm reden, sondern blutige Zähren vergießen. Denk' Er sich: da ist ein Bursch von Oberperfus gekommen, und hat des Seraphin Brief= taschl gebracht, hat's vorm Fenster des Maroner in Larrenz gefunden — der Wintschger hat's dort wohl verloren — hat's der Tante Venerl gegeben; die hat mir's erst vor einigen Tagen mitgetheilt Da sind richtig die Papiere drinnen, von denen der Seraphin geredet hat — ich Narr, hab's ihm nicht glauben wollen . . . ach, das

macht mich schiech und fierig!“ „Bah! ein abgemachter Handel, Freund Tammerl; falsche Schriften . . .! — „Das müßt' ich mir ausbitten!“ fiel Tammerl eifrig ein: „Nichts falsch, nichts abgemacht. Echte Siegel und Unterschriften. Und, damit Er's glaubt: am letzten Pfingstag ein Brief von Frankfurt von einem reichen Wechsel-ler: der Gouverneur hat das Geld richtig aus den Kanzasleien außer geklopft . . . all' mein verloren Geld ist da; ich kann's von Frankfurt haben, wann ich will. Nun? was sagt Er nun? Nicht wahr, da sperrt Er's Maul auf? Wir alle haben's gethan; die Venerl hat gerehrt, die Martina hat's nicht wickt wissen dürfen, und ich fahr' aus der Haut, denn mein Madl ist unglücklich, und der Bub', der Seraphin ist unglücklich, werd ihn wohl auch nimmer finden, ihm mein Unrecht abzubitten . . . 's ist auch mit der Martina zu spät . . . ich bin ein geschlagner Mann; aber der Wachtmeister hat mir's vorausgesagt, und die Zaya . . . und . . . 's ist zum derschießen.“

Tammerl stützte den Kopf in beide Hände und schwieg vorläufig. Idelstein fragte gleichgiltig: „Wachtmeister? Zaya? Wer das?“ — Nun gerieth plötzlich Tammerl's Zungenwerk in Gang, wie Beverl's. — „Wer das? lauter gute Freunde. Der Wachtmeister hat Quartier bei mir, und wenn er und die Zaya nicht gewesen wäre, so säß' ich jetzt nicht da bei Ihm, sondern ich läg' auf dem Rehbrett, respektive im Grab, und mein letztes Gut und Geld wär' beim Teufel, Gott verzeih' mir die Sünd'!“ — „Hoi, hoi; begehrt Er nicht so auf.“ — „So? ich soll nicht hzigig werden? Das wär' mir eine Lieb'! Wenn doch die Spizbuben mich haben bestehlen wollen? Eingebrochen sind sie. Hab's aber durch den Wachtmeister schon vorher gewußt . . . Die Zaya ist eine brave Person und der Seraphin ein rarer Mensch . . .! wär' er nur dagewesen, wie schon einmal mit dem Egidi; nun Er weiß davon . . . aber 's war auch so nicht übel. Der Wachtmeister hat ei-

gentlich Wacht gehalten, hat richtig den Dörcher gefangen, und leider dem Andern nur einen Hieb mit dem Säbel über's Ohrwaschel gegeben, dem Kölbl, dem Gutedel!" — „Dem Kölbl?“ Idelsteins Frage war mit aufbrausender Theilnahme gestellt. — Ja doch, dem Kölbl. Nun, er ist durchgekommen, aber soll sich in Acht nehmen. Der Melcher hat alles verrathen. Wären sie an mich gelangt, hätten sie mir die Drossel abgeschnitten." — „Ich will ein Narr sehn, wenn ich verstehe, was Er durcheinander kaudert." — „Er ist schon ohnedem ein rechter Narr, und ich erzähl's Ihm ein andermal nach der Schnur. Jetzt weiß Er aber, warum die Meinige sich nicht vom Hause traut, und warum sie wenig Freude haben kann', den Peterl wiederzusehen. So geht's auch mir." — „Warum das?" — „So? wenn doch der niederträchtige Kölbl sein bester Freund gewesen? wenn doch einmal die gute Hälfte, was sie dem Seraphin auf den Hals geladen, rein erlogen gewesen? Weiß Er, daß ich zittre und bebe, den Peter vor Augen zu sehen? Denn ich will nicht selig werden, wenn er nicht auch wie ein Schelm mich betrogen hat, da er sagte, der Seraphin habe ihn ausgezogen und ausgeraubt. Ich hab' kein gutes Vorgefühl, und mir thut's leid, leid, dreimal leid, daß der falsche Bub' in Seine Familie heirathen muß." —

„Er ist ein Ehrenmann;" entgegnete Idelstein: „ich bin's aber auch, und sage frei, daß mir's nicht weniger Kummer macht. Nehm' Er's nicht krumm, aber der Grauwuzl, Sein Peter, verdient meine Fräule ganz und gar nicht." — „Meinetwegen: 's ist aber nichts mehr da zu thun, und übermorgen ist halt doch die Kopulation." — „Nun, bis übermorgen kann noch viel geschehen;" bemerkte Idelstein gewissermaßen prophetisch. — „Se?" fragte Tammerl, der nichts verstanden hatte. Idelstein antwortete keine Silbe, und so fühlte sich der Vogelhändler

veranlaßt, selbst das Gespräch fortzusetzen: „Wird Er mir jetzt einmal sagen, was ich hier soll? warum wir uns nicht nach Seinem Hof aufmachen? wo Seine Leute und mein saubrer Augenbeutel von Sohn stecken?“ —

„Weiß Er?“ hob Idelstein an: „ich muß Ihn sagen“ — „Was denn?“ — „Nur Geduld. Bereite Er sich vor“ — „Wozu?“ — „Nicht so hitzig! — „Nicht so hitzig! Will Er mich denn zu einem Eiszapfen machen?“ — „Nein.“ — „Nun?“ — „Sein Bruder ist da.“ — „Wo?“ — „Im Gasthaus.“ — „Warum?“ — „Den Peter abzuholen.“ — „Seinen Peter?“ — „Ja.“ — „Morgen?“ — „Geh'n sie fort.“ — „Desto besser. Und darum also hat Er mich hieher gesperrt?“ — „Damit Er nicht mit Seinem Bruder grob sey, darf Er mir nicht in's Haus, so lang“ — „So lang?“ — „der andre noch nicht im Bett ist.“ — „Dumme Vorsorge! Ich mag den Bruder nicht, aber fressen werd' ich ihn darum auch nicht. Laß' Er uns gehen.“ — „Wohin?“ — „Nun, beim Himmel, Er ist ein wunderlicher Heiliger! Zu Seiner Frau, zu Seinen Madln, zu meinem Früchtl“ — „Die Weiberleut' kommen erst heut Abend spät von Lienz, haben die Mali dort abgeholt.“ — „So so . . . das ist aber immer noch kein Grund“ — „So hör' Er einmal auf zu räsonniren!“ fuhr Idelstein grob heraus: „'s wird schon alles recht werden.“ —

Tammerl verstummte vor der Grobheit, aber ihn wurmte im Innern stets mehr und mehr die zweideutige Lage, worinnen er sich befand. Um so schmerzlicher kränkte ihn die Frage, die nach einer mäßigen Pause Idelstein an ihn richtete: „Wie geht's mit dem Vogelfang?“ — „O Er giftiger zweischneidiger Mensch! brach Tammerl los: „Will Er mich noch mit Spott sekkiren, und bin doch schon halbtodt vor Verdruß? wie können Ihn jetzt die

Bögel einfallen? Ich verstehe gar nicht, wie auf Erden rohe oder g'streichte Seelen, wie die Seinige" —
 „Stille, Lammerl. Nichts Spaß. Ernst.“ — „Nun denn; ich mag nicht einmal mehr auf die Zeiselen geh'n. Da weiß Er's.“ — „Nun denn: ein Zeitvertreib.“ —
 „Was?“ — „Ich geb' Ihm einen Hauptvogelfang.“ —
 „Er? mir? wann?“ — „Gleich heut Abend.“ — „Wird nicht sehn.“ — „Wird sehn.“ — „Beim Licht?“ — „Bei Mond und Latern'." — „Kuriös. Weiß ich doch nicht in dieser Jahreszeit . . . Er foppt mich?“ — „Auf Ehr': nein.“ — „Am dunkeln Abend? Das müßte etwa hat Er Locker dabei?“ — „Einen.“ — „Und dieser" — „fangt den Vogel, wenn's gut geht.“ — „Welch einen Vogel? die Gattung?“ — „Raubvogel.“ — „Ach, das ist 'was andres. Mit einem Locker? Das hab' ich noch nie gesehen. Nachteulen? wie? wa?“ — „Wart' Er ein bissel; wir geh'n geschwind.“ —

Idelstein begab sich vor die Thüre. Der Beständer war zurückgekommen, und tuschelte dem Gastwirth verschiednes in die Ohren. Idelstein band ihm den Kut-scher und den Wagen auf's Gewissen, und sagte zum Freund: „Mach' Er sich auf die Spazierhölzer, und geb' Er keinen Laut von sich.“ —

Er ging voraus. Es dämmerte stark. Der geheimnißvolle Marsch führte hinter dichtbelaubten Hecken weg durch einen trocknen Graben, der die Wanderer vollkommen verbarg, bis an einen kleinen Busch, an den sich ein alter Heustadl lehnte. Nachdem Idelstein vorsichtig umhergespäht in Näh' und Ferne, auch mehreremal bedächtigt durch die Klumpen des Stadls geguckt, machte er ein morsches Brett an der Hinterwand los, und ließ seinen Begleiter hindurchschleifen. Er folgte. Das Brett fiel hinter ihnen zu. Sie standen oder kauerten bis an den Hals, bis über die Ohren im Heu. Idelstein praktizirte ganz leise einige Oeffnungen, wie Schießscharten

gestaltet, aber glücklich maskirt, in die Verschanzung, bis sie Aussicht auf das Innere des Stadels hatten, und gut vernehmen konnten, was sich etwa darinnen oder in der nächsten Umgebung zuzutragen so gefällig sehn wollte. — Tammerl, den Idelstein knuffend und kneipend ersuchte, herzlich zu schweigen, fragte sich im Geiste: „Bin ich ein Narr, oder ist's der Pusterer?“ und es wurde ihm sogar etwas mörderfurchtsam zu Muthe, als er plötzlich in der Dunkelheit einen menschlichen Fuß in einem verben Strumpf erwischte. „Jesus Maria und Joseph!“ hauchte er zähklappend den Idelstein an: „ich hab' einen abgewürgten Fuß in der Hand! er ist noch warm . . . um Gotteswillen, was geht hier vor? Aber alsobald hielt ihm des Pusterers Rechte den Mund zu, und der geheimnißvolle Fuß entzog sich mit rüstiger Spannkraft seinem Arrest. „Um's Himmelswillen stille!“ bat Idelstein mit kaum vernehmbarem Lispeln. „Da ist der Raubvogel. Verjage Er ihn nicht.“ — „Das ist 'ne dumme Jagd!“ dachte Tammerl in seinem Sinn: „wo ist der Locker, von dem der unwissende Mensch gesprochen hat? Die verkehrte Welt. Wird denn der Geier warten, bis der Locker angeschlichen kommt?“

Was da herankam, war freilich nicht ein Geier, der die Gewohnheit hat, durch die Luft zu spazieren und in der Dämmerung zu Nest zu steigen; eher hätte, was sich näherte, ein sanft trippelnder Kasuar sehn können. Es trappte sehr vernehmlich über die Matte zum Stadl, räusperte sich, nieste, schneuzte sich, und sagte verdrossen: „Sakra! ein kalter Wind!“ —

Tammerl sperrte die Ohren weit auf, und noch weiter die Augen, die spionirend an seiner Schießcharte lagen; denn der sogenannte Raubvogel kam in den Stadl herein, und warf sich auf einen Grummethaufen nahe bei der Thüre. Der Mond, der gerade zu jener Zeit Schildwacht hielt, beleuchtete den Platz ein wenig.

Mit seiner Hülfe kam Tammerl dazu, sich ahnungsvoll zu sagen: „Entweder bin ich nicht der Tammerl von Imst, oder jener Kerl ist der Kölbl; allerdings ein saubrer Vogel.“ —

„Der Peter bleibt lang aus, der faule Strick;“ brummte der Vogel ungeduldig, und streckte sich aus. Eine wo möglich noch größere Ungeduld prickelte nun in Tammerls Adern; er vergaß alles um ihn her, und lauerte wie ein Schütze. — „Sakra, sakra, die Zeit vergeht!“ murmelte wieder der andre und zog den Tröster in Leid und Langeweile, die Pfeife aus dem Sack. Da kam's an Idelstein, ungeduldig zu werden. „Himmelhund! den Stadl anschüren, auch noch?“ knurrte er in das Heu hinein, so daß Kölbl beinahe aufmerksam geworden wäre. Zum Glück ging das Knurren Idelsteins im Geräusch, das ein Herankommender machte, unter, und Kölbl sagte zum Lektorn: „Endlich! hat lang gedauert. Soll ich mir's Fieber in der windigen Nacht holen? darf mich ohnedem nicht vor den Leuten sehen lassen.“ — „Warum nicht?“ fragte Peter, und ließ sich neben dem Kölbl nieder. — „So? wenn mich der alte Narr, der Idelstein sähe? Er weiß gewiß schon, daß mich Dein Vater fortgejagt hat. Du! mir geht's schlecht: ich brauch' ein Geld. Verschaff' mir eins, aber morgen früh um fünfe muß ich's schon haben; muß Staubaus machen.“ — „Warum denn? — „Um, das hat so seine Ursachen. Ist's wahr, daß Du übermorgen heirathest?“ — „Ja, ich denk's.“ — „Du . . . wenn Du's nicht morgen thust, so kann's gefehlt seyn.“ — „Hoi, wie so?“ — „Wenn Du mir versprichst, nicht den Falschen mit mir zu machen, will ich Dir's sagen. Aber Geld muß ich haben.“ — „Wie viel?“ — „Hundert Gulden wenigstens.“ — „Narr, woher soll ich sie kriegen?“ — „Vom Altar, wenn Du nicht anders kannst. Hast mich schon angeführt, hast mir versprochen, für mich zu sorgen, mir von Deinem Erb' einmal

das Drittel zu geben . . . das alles geht mir jetzt in Rauch auf . . . wenn ich aber die hundert Gulden nicht krieg', so mach' ich einen Mordspektakel, und sag' Deinem Schwiegervater alle Deine Stückln; weißt?" — „Das wirst Du doch nicht thun?" — „I warum denn nicht? Also willst Du, oder willst Du nicht?" — „Ich will, wenn ich kann." — „Tu mußt, Donnerwetter, Du mußt!" — „Ich müßt' halt vom Edelstein zu leihen nehmen." — „Meinetwegen, geht mich nichts an. Es ist, als ob mir der Teufel ein Ei in alle meine Wirthschaft gelegt hätte. Muß mein Glück einmal wieder draußen versuchen. Also, um fünf Uhr wieder da zusammentreffen, 's Geld in der Hand, Peterl?" — „So wahr ich der Peter von Imst bin." — „Gut; schlag' ein." — „Da; jetzt sag' mir aber, warum 's mit der Hochzeit gefehlt sehn kann?" — „Morgen früh." — „Warum nicht heut? Morgen hab' ich vielleicht nicht Zeit, viel mit Dir zu reden." —

Nach einigem Besinnen sagte Kölbl: „Es ist auch ein Ding. Du bist doch in meiner Hand, wenn Du Dich unterstehen wolltest, mir nicht Wort zu halten. Du! paß' auf. Der Großvater von Friedberg ist im Tirol, gewiß ist er auf dem Wege hieher; ich bin gelaufen, wie ein Wirbelwind, ihm zuvor zu kommen." — „Der Großvater von Friedberg?" — „Nun ja doch; der alte Tschoggl. Das Madl hat einen Buben in die Welt gesetzt, soll Dir gleich sehen, zum Erschrecken. Das Weibsbild ist jetzt so krank, wie der Bamms gesund, und 's ist der pure Verdruß um Dich, der sie schwindstüchtig macht." — „Ah! Spaß! Du machst mir 'was vor." — „Wenn ich Dir's sag', Peterl, wenn ich Dir's sag'! Der Tattl ist nach Loretto auf die Wallfahrt gegangen, um das Madl gesund zu machen; kommt nach Tirol, führt ihn der böse Feind auf die Waldrast, dort muß gerad der Seraphin und Dein Spielbruder von Friedberg sehn, . . . kurz, alles kommt heraus, wie sie

mich gesehen haben. Die G'schicht' ist zu lang, um sie jetzt zu erzählen . . . ich bin mit genauer Noth davon gekommen, denn der Alte hat ein gutes Gedächtniß, hat nichts verschwiegen." — „Was Du sagst! nichts?“ — „Nein, Du Hackstock. Sitzest da, als ging Dich die Sach' mit Haut und Haar nichts an. Alles erzählt, sag' ich Dir; wie Du in der goldnen Gans eingekehrt, und Dich für einen den Werbern Entsprungenen ausgegeben; wie Du mit Dukaten um Dich geworfen — weißt's? die gestohlenen Dukaten . . .?“ — „Geh, hör' auf.“ — „Hast vorgegeben, auf Briefe von daheim zu warten; 's ist aber nur wegen der Schlarafferei mit dem Madl gewesen.“ — „Kölbl, laß mich aus!“ — „Aber für den Peter Hepperger von Nirgendsheim sind halt keine Briefe gekommen, und die Dukaten haben Abschied genommen, weil Du gespielt hast, wie ein Raß, und das Madl hast Du mit Deinem Ehversprechen weich gemacht, und wie die Kinderei fertig gewesen ist, und die Wirthsleute haben ihr Geld haben wollen, bist Du da gestanden wie der Jackl beim Mues.“ — „Pst! pst! ich bitt' Dich . . .“ — „Thu' nur nicht so vornehm, Peterl, ich weiß ja alles von Dir. Es hat mich schon ein bißel geärgert, wie Du heut so am Fenster gefessen bist, und ich hab' Dir gewinkt und Zeichen gemacht, und hast gethan, als ob Du mich nicht kenntest; aber Du bist halt ein Patscher, heut so, morgen anders. Wie ich Dir mein Zetterl aufm Stein zum Fenster hineingeworfen habe, bist Du freilich traktabler geworden. Nun, daher hast Du mich bestellt, da bin ich, und muß Dir wohl sagen, warum ich da bin. Kurz, jetzt weißt Du's, und richte Dich darnach. Der Alte weiß jetzt, daß Du der Hepperger bist, — ich selber hab's nicht recht läugnen können.“ — „Ei warum nicht, Du znichter Mensch?“ — „Weil, weil . . .“ erwiderte Kölbl, der seine eignen Schelmenstreiche nicht auffagen wollte,

mit peinlicher Verlegenheit: „es ist halt nicht recht angegangen . . . aber jetzt weißt Du's, daß der Alte auf dem Weg zu Dir, und ich verlang' mein Geld, sonst sag' ich morgen früh alles selber dem Stier, dem Edelstein, und Du kommst nur mit Schand und Spott weg.“ —

Nun sagte aber Peter mit einer überraschenden Sicherheit: „Du bist selbst ein Esel, daß Du mir jetzt alles gesagt hast. Nicht einen rothen Heller sollst Du kriegen. Dummkopf! wenn denn doch alles an den Tag kommen soll, warum stopfte ich Dir denn das ungewaschne Maul mit Gelde?“ —

Kölbl starrte den mündig gewordenen Kumpan verwundert an: „Je, hör' ich denn recht? Du unterstehst Dich, mir die Leviten zu lesen? Ist das der Dank für meine Hülfe, ohne welche Du in Friedberg miserabel sitzen geblieben wärst? Als mich der Zufall und der Bettel in selbiges Wirthshaus zur goldnen Gans geführt, wo Du neben der dummen weißen Gans saßest, und nicht wußtest, wie Dich losmachen — bist Du nicht an meinen Hals gesprungen, als wärst Du mein Fleisch und Blut?“

„Pfui Teufel!“ knurrte jetzt Tammerl und biß ergrimmt in den Heubüschel, der vor ihm lag. Kölbl fuhr erhitzt fort: „He? hast Du was gesagt? Hab' ich nicht mich Deiner angenommen wie ein Vater? Bist Du nicht auf meinen Rath, um der Dalkerei ein End' zu machen, Knall und Fall mit mir schappirt? hast nicht die Spaarbüchsen von demjenigen Madl mitgenommen, und ihr 's Kindl gelassen? haben wir nicht mit einander ausgehalten, bis nichts mehr da war? Hab' ich Dich nicht angelernt, wie Du zu Haus hast sagen sollen? vom Ausrauben, vom Seraphin? Und jetzt kommst Du mir so? Bist tausig g'scheit worden, meinst wohl, der Mond geht nur in Deinem Hof auf? Wart nur,

wart, poß Safta. Die hundert Gulden morgen früh um fünfe, oder um sechse weiß schon der Idelstein alles, und dann wird er doch wahrhaftig nicht der Maulesel seyn, Dir sein Madl anzuhängen; weißt's? Ich wollt' nur, Dein Vater wär' da, ich wollt' ihm selber alles vorgeigen, was Du getanzt hast, Früchtl. 's thut mir so schon leid, daß ich Dir geholfen, Du Böswicht!"

„Der Herr Vater ist schon da; kannst ihm gleich sagen!“ entgegnete Peter meuterisch, und trat dem Strauchdieb drohend entgegen. Kölbl verdukte nun das Gewissen beutelte ihn. „Dein Vater? ist er da?“ stotterte er ahnungsvoll.

Und zur selben Frist wurden alle Heuhaufen lebendig. Wie von einem Erdbeben hervorgeschüttelt, brachen drei Männer zumal aus ihrem Versteck hervor. Kölbl wollte mit einem Schrei Fersengeld geben, aber der Peter hielt ihn fanghundmäßig an der Kehle fest. Im Nu darnach packte ihn Idelstein an der Suppe, und rief: „Bestieren, bemauleseln, Du Zech, Du Galgenschwengel, das will ich! Da der Maulesel, da der Stier! Hätt' ich nur mein Godetschas*), ich wollt' Dir Alder lassen, dummer Teufelsbraten!“ —

Und Tammerl gleichfalls wüthend zum Peter: „Was hab' ich gehört? was, Du Rabensohn, was, Du Mädchenverführer, Kinderindieweltseher, Sparbüchsenstecher, Dukatenstecher, Ehrabschneider, Dirnensitzenlasser!“ Er wollte dem Peter in die Haare. Da hielt ihn jedoch der dritte Mann, dem das Bein im derben Strumpf gehörte, halb zornig halb lachend zurück und schrie unablässig: „d'Hand von der Butten! 's ist nicht der Rechte, 's ist der Meinige! sey doch gescheit, Bruder Peter; der Meinige ist's!“

Und damit der Auftritt mit aller erdenklichen Feier=

*) Couteau de chasse.

lichteit vor sich gehe, strömte im hellen Mondschein eine ganze Gesellschaft um die Streiter zusammen: die Frau von Idelstein, die Fräuleins oder Gitschen von Idelstein, die rothe Glaslin mit dem Muckerl und der andre Peter, der anfangs neugierig war wie die übrigen, gern sich aber bald hundert Meilen von dem Platz wegge wünscht hätte, da er seinen Vater und den Kölbl erkannte, und zum Ueberfluß den alten Großpapa von Friedberg, der in Vater Philipps Begleitung — beide einem Paar von Gespenstern ähnlich, und vom Bestandsmann Idelsteins geführt, — zu der so verschiedenartig angeregten Gruppe trat.

Des schlimmen Peterls Bestürzung wurde kaum von der Köbl'schen überwogen, der den schwerbeleidigten Tammerl vor sich sah, und daneben wie zwei unheimliche Doppeltgänger den Grauen und Grünen, einander so ähnlich — zwei Theresienkreuzer sehen sich nicht so akkurat gleich. — „Ich bin höllisch betrogen!“ rief er aus, im Ton des Gerechtesten.

„Gott sey Dank!“ schnaubte Idelstein. „der Maulesel war abgeführter als Tu; der Stier war abgedreht, Dir zum Verdruß. Tammerl, mein Freund, sieh Er nun? Bin ich dumm oder gescheit? Schicke den Grauen sammt Muckerl sammt Gemahlin und Glaslin und Fräulein Jüngste nach Lienz, die Mali zu geleiten. Gut. Kommt heut das Liebsgesicht da in mein Revier und schaut mit dem einen Aug' schier meine Wände durch. Ich bin gerade daran, den Grünen zu trösten, da sagt er: der Mensch macht mir Zeichen! Mir lauft gleich was über die Leber, ich versteck' mich. Nicht lang, wirft der Kerl sein Papierl herein. Gleich auf Gleich! haben wir gedacht, und der Grüne warf ihm die Bestellung hinunter. Daß eine Spitzbüberei herauskommen würde, war gewiß; und der Vogel ist gefangen worden ... Gelt, Er Vogelnarr von Imst?“ —

Tammerl entgegnete mit bitterer Verachtung: „Vogelfang im Heustadl! o heilige Einfalt! aber ist denn ein miserablerer Vater auf Erden als ich bin, ohne Ruhm zu melden? Der Kaiser Heinrich der Vogler hat in seiner Vogelhütte die Reichskrone von den Churfürsten angenommen, — ich aber habe in diesem Heustadl meinen Sohn verloren!“

Der ungerathene Peter stand erbärmlich da. In der Runde kursirte die Geschichte der beiden Landstraßenhelden lang und breit, und der alte Brummler aus Friedberg und Vater Philipp, der Glaslin Wetter fügten jedes Sota hinzu, das etwa noch fehlte. — „Mag der Herr Vater sagen, was Er will; aber den Tammerlpeter von Imst heirathe ich jetzt nun und nimmermehr!“ rief stolzen und erleichterten Herzens die Mali. — „Der Herr Vater sagt Amen;“ antwortete Idelstein. — „Victoria!“ jubelte der Erstudent: „so wird wohl das gute Recht der Liebe endlich triumphiren?“ — „Wenn das auf deutsch heißt, daß Er die Mali haben soll, sag' ich auch Amen;“ versetzte wieder der Vater Idelstein. — „Aber die Leute!“ gab seine Frau zu bedenken. Worauf Idelstein als Hausherr: „'s Maul halten, Weib. Wenn nur die Mali geheirathet wird, mehr braucht's nicht.“ — „Aber übermorgen kann nur des Muckerl Hochzeit sehn,“ bemerkte die Frau des Idelstein, „und das Verkünden muß von vorn angehen.“ — „Warum hat uns aber der Herr Vater gleich bei unsrer Ankunft hieher bescheiden lassen?“ sagte das jüngste Fräulein, das gern selber den Innsbrucker Peter gehabt hätte, und sich nun um ihn gebracht sah, naserümpfend: „was sollen wir denn hier zur Nacht im Freien?“ —

„Nicht mucksen!“ drohte Idelstein, „und zusehen, wie zwei schlechte Gesellen abgestraft werden.“ — „Ueber diesen da,“ sprach Tammerl, auf Kölbl zeigend, der indessen vom Bestandsmann und Muckerl festgehalten wor-

den, „muß das Gericht entscheiden. Bringt ihn getrost in's Gefängniß, das heißt: sperrt's ihn derweil in einen Keller. Unter seinem Verband sitzt der Hieb meines Wachtmeisters, und des Melcher Eingeständniß, Schurke, bricht Dir den Hals. Marschir' Dich fort in's Loch!“ —

Indem Kölbl von dem Baumann und einem Knecht hinweggeführt wurde, fing Peter, der Graue, an zu heulen, und nahte sich mit gefalteten Händen seinem Vater. Aber Tammerl war dießmal ernstlicher böse als jemals in seinem Leben. — „Behn Schritt' von mir, abscheulicher Mensch!“ zürnte er, und schloß sich der Gesellschaft an, die mit den verschiedensten Gefühlen den Rückzug heimwärts antrat. — Peter folgte kriechend dem Vater und küßte die Flügel seines Rocks. Wiederum sagte ihm Tammerl: „Ich mag nichts mehr von Dir wissen; ich kenne Dich nicht mehr.“ — „Aber Vater! verlaß' mich doch der Herr Vater nicht, wie sie mich alle jetzt verlassen!“ flehte Peter, und hielt den Alten verzweiflungsvoll an. Die Männer ließen den grünen Peter und den Muckerl mit den Weibern ziehen, und blieben stehen bei Vater und Sohn. „Will Er mich loslassen, oder . . .!“ rief Tammerl, und drohte dem Sohn mit einem Streiche. — Aber der Innsbrucker Joseph fing den Streich auf, und ermahnte: „Peter! er ist Dein Kind. Du sollst keinen Haß auf ihn werfen.“ — Worauf der Imster trotzig: „was geht's Dich an, Joseph?“ — „Was jeden Menschen, der Gefühl hat erstens, und dann zweitens bin ich des Jungen leiblicher Onkel; ob Du mich leiden magst, oder nicht: ich bin's einmal, und mein' es gut mit euch beiden.“ — „Danke schön. Gib Dir nicht Mühe!“ — „Bruder! wir haben uns so lang nicht gesehen, und Du hast kein andres Wörtl für mich?“ — „Nun, nun, Sepp . . . ich glaub', Du weinst? Das thut mir leid, das will ich nicht . . . ist's Dir denn aber mit dem Nehren auch ernst, Bruder

Sepp? — „Das fragst Du, und ich bin doch von Jugend auf derjenige gewesen, der Dir nachgab in allen Stücken, der Dir aus allen Nöthen geholfen, der Spielwerk und Leckerbissen mit Dir getheilt?“ — „Hm, es wird schon sehn, . . . aber wie sind wir auseinandergekommen?“ — „Durch Deinen Ungestüm und der Frau Mutter Partheilichkeit, weil ich's denn doch sagen muß. Mir lief der Mund über, Du mißhandeltest mich . . . ich ging . . . wir waren geschiedne Leute.“ — „Bis jetzt;“ sagte Tammerl, nachdenkend die Arme kreuzend. — „Sind dreiundzwanzig Jahre,“ sagte Joseph mit derselben Geberde, dem Bruder gegenüber. — „Schon dreiundzwanzig Jahre?“ — „Wohlgezählt.“ — „Ei, ei, das ist lang, ist recht lange.“ — Beide neigten die Köpfe, als sähen sie in den Sand zu ihren Füßen; aber unter den Brauen hervor blickte eines Jeden Auge in das Aug' des Andern. Der Mond stand funkelnd wie geschlagnes Silber über ihnen; kein Zug ihrer Gesichter, den er nicht, je nachdem sie sich drehten, beleuchtet hätte. Die Zeugen waren flug genug, sich stumm zu verhalten. Peterl barg sich in dem Schatten, den sein Vater warf. Die Brüder hatten alles vergessen, so den Ort, so die Stunde, so die Gesellschaft; sie musterten nur die vergangenen Jahre: blitzend von Heiterkeit die grünen jungen; in Trauer gehüllt als finstre Leidtragende, die letzten dreiundzwanzig. — „Du!“ hob Tammerl zu Joseph an, und zwar mit weichem Vorwurf: „von der Frau Mutter mußt Du nicht reden, ebensowenig als vom Vater selig. Weißt Du? das vierte Gebot? weißt Du? ich bin ganz allein schuld, nicht die Frau Mutter.“ — „Vergib mir, daß ich von ihr geredet habe, und zwar im Tadel; 's war nicht so böß gemeint. Ich trag' auch nicht wenig von der Schuld.“ — „Schau, Joseph; ich war halt so viel jähzornig. Gählings war ich oben hinaus, gählings war ich wiederum gut.“ — „Drum

sag' ich Dir ja, daß ich so viel Schuld auf mir habe, wie Du." — „So? wenn ich doch grob und rüchig war?" — „So? wenn ich doch verstockt war und Kopf machte, statt Dir die Hand zu bieten, als Du wieder gut warst?" —

Tammerl lächelte ein wenig vor sich hin, und entgegnete dann, mit den Augen blinzeln: „Horch; ich denke, Du machst Dich schwärzer, als Du bist?" — „Ach nein; 's hat jeder Mensch seine Fehler." — „Ja, sag' mir nur . . . was willst Du denn jetzt von mir?" — „Nichts, ganz und gar nichts. Doch nähm' ich gern, was Du mir freiwillig gäbest." — „So, so. Ein stolzer Herr von Innsbruck. 's ist ihm nichts drum." — „Um was nicht?" — „Um, ich meine, . . . so . . . um mich selber." — „Oho, oho, das heißt wieder reden! Geh weg; willst mich nur trazen." — „Trazen? das wär' ein schlechtes Spiel für graubartige Buben, wie wir sind." — „Ei nun . . . so sag' das erste Wort, wie Du vor dreiundzwanzig Jahren das letzte gesagt hast." — „Ein gutes oder ein böses?" — „Ein gutes, Du Narr." — „Nun, Du stocksteifes Truzmandl: magst mich? magst mich denn?" — „Von Herzen. Gib mir drum die Hand." — „Und Du die Deine, und vergeben und vergessen." — „In Ewigkeit; und jetzt ein Buffel oben drauf." — „Meintwegen zwei! Komm her, mein Joseph!"

Da hatten sie sich bei den Köpfen, und halsten und küßten und streichelten sich, und es dauerte gar lang, bis sie fertig waren, aber es gab immer noch keinen Ersatz für das, was sie in dreiundzwanzig Jahren versäumt hatten.

„Ecce quam bonum, bonum et jucundum!" sang Vater Philipp mit nieselnder Stimme, aber höchst zufrieden; denn der rührende Auftritt, dem er beiwohnte, ließ nicht einen Skrupel, nicht die leiseste Versuchungsfurcht in ihm aufkommen. — „Ja so," sagte Tammerl, den

Gefang vernehmend: „wir sind nicht allein.“ — „Nein,“ antwortete Joseph vergnügt: „aber unsre Freude darf vor der ganzen Welt hohen Hauptes sich produziren. Ich bin so himmlisch selig, wie noch nie. Jetzt sind alle meine Erdenwünsche erfüllt.“ — „Du lieber Sepp, bin ich nicht eben so glücklich?“ fragte Tammerl: „Mit Dir versöhnt, könnt' ich allen meinen Feinden von Herzen vergeben.“ — „Wenn das ist,“ rief Joseph, den Moment erfassend, „so wirst Du ja wohl Deinen leiblichen Sohn nicht verstoßen? Komm, Peterl, küsse Deinem Vater die Hand, und gelobe ihm, fortan ein braver Mensch zu seyn und zu bleiben!“ — Peterl weinte diesmal aufrichtige Thränen auf seines Vater Hände, und Tammerl, der Weichherzige, stellte sich nicht mehr unerbitlicher, als er von Natur war. Aber mit großer Bewegung hob er zu dem Sohne an:

„Wenn Du je vergiffest, wie viele Menschen Du unglücklich gemacht hast — die Martina, den Seraphin, der doch Dein bester Freund gewesen, als er Dich vordem aus Kölbl's Klauen erlöste — die Enkelin dieses alten gebeugten Mannes . . . Deine Eltern nicht minder . . . wenn Du nicht endlich gut machst, was in Deiner Macht steht, wieder gut zu machen . . . wenn Du wieder zurückfallen willst in Lug und Trug und Sünde . . . nenne Dich mein Kind nicht mehr! Aber bereue Deine Irrthümer, thue, was die Rechtschaffenheit von Dir verlangt, und sey dann meiner Nachsicht und meines Beistands versichert. Was willst Du thun?“ — Peterl versprach alles Gute. „So mußt Du dem Mäd'l da draußen und Deinem Kind vor allem die Ehre und das Leben wiedergeben,“ befahl der Vater. — Peter nickte zitternd sein Ja. Der Großvater von Friedberg wollte nun in allerlei breite und erneuerte Klagen und Beschuldigungen eingehen; aber da war Idelstein ihm zur

Seite, und sagte mit einer Verbheit, die selbst dem Bayer imponirte: „Jetzt sey der Herr raschonig; Er sieht, daß Er mit raschonigen Leuten zu thun hat.“ Der Alte, schüchtern zwar, aber hartnäckig, redete von der Schande seines Hauses, von der Krankheit seiner Nanni, von dem Schaden, den er erlitten, . . . aber noch einmal schnitt ihm Idelstein das Wort vom Munde: „Mein lieber goldner Ganswirth, Er hört's, daß Seine Nanni wieder zu Leben und Ehren kommen soll, und damit basta. Er hat's da mit ehrlichen Tirolern zu thun, und kann der heiligen Mutter danken, daß sie ihm den weiten Weg nach Loretto erspart hat. Sey er ruhig, Er wird bald wieder hinter Seinem Bierkrügl, mit der Schlafhauben über die Ohren, sitzen, und alles wird recht sehn.“ — „Was der bayrische Knopf noch für Umständ' macht!“ fügte der Pusterer leise hinzu, indem er sich zum Pater wandte. — Indessen hatte Tammerl seinen Vorsatz gefaßt, und sprach: „Machen wir jetzt ein Ende. Bin müd, bin hungrig, bin durstig, und 's ist ein Wunder, daß ich einen Appetit spüre, weil ich doch den Buben da und den Kölbl noch mehr im Magen habe: zwei schwere Kerls mit allerlei Beifracht. Na, na, Peterl, nur nicht wieder rehren. Schäm' Dich still in Dein Herz hinein; das ist gesünder. Um dieses recht mit Muße zu verrichten, so hupf' auf's Stangl, das heißt: geh, in's Bett. Morgen, Du friedberger Altvater, wollen wir selbdrift hinaus in Deine Heimath fahren, und die Hochzeit mit der Nanni zu Stand bringen. Thut mir leid, ich sag's grad' heraus, thut mir vor allem leid, daß selbiges g'stolperte Madl eine fremde, eine Ausländerin, gar noch eine aus Churbayern ist, . . . aber was will ich machen? Sie will ihr Recht, als ob sie eine Tirolerin wäre, und ein braver Mann macht da keinen Unterschied. Wenn schon Krieg ist, wir kommen dennoch durch, und der Idelstein leiht mir schon ein Geld, daß wir geschwind

abfahren können; denen bei der Hochzeit — gelt Peterl — nicht bei der einen doch bei der andern wollen wir zuschauen, he?“ — „Hast einmal vergeben;“ erinnerte Joseph: „warum quälst Du noch den Buben muthwillig?“ — „Wie viel braucht Er?“ fragte Idelstein, auf seine Tasche klopfend, daß die Thaler klangen. — „Gar nichts;“ entgegnete statt Tammerls der Serbit, und reichte dem Vogelhändler das Sackl mit den bewußten Dukaten: „daß da gehört von Gott und Rechtswegen dem Herrn, und Seraphin und Oswald lassen herzlich grüßen.“ — „Ach, Seraphin!“ rief Tammerl, nachdem er von des Jünglings Besuch auf der Waldraut unterrichtet worden: „jetzt fällt mir wieder all mein Glend ein! Doch nur Kuraschi. Müßt' ich nicht, damit mir der Bub' da keine Lumpereien mehr mache, müßt' ich nicht in's Reich hinaus, ich machte gerad' jetzt auf den Seraphin Jagd. Der ist ein Martyrer, der Seraphin, beim Eid. Ich hab's dem Vater selig schön vergolten, daß er mir den Wintschger anempfohlen hat.“ — „Wie so?“ fragte Joseph neugierig; aber Idelstein, der wieder die lange oft gehörte Geschichte anrücken sah, fiel dem Tammerl in's Wort: „Dummheiten sind's. Daß wir mit hungrigen Mägen jetzt schon eine halbe Stunde vor der Hausthür stehen, ist auch eine Dummheit, keine kleine. Essen droben, Trinken droben, viel, viel und gut. Grauer Peterl ins Bett! g'hörst nimmer zu uns bis auf weiteres. Ganswirth, ins Bett! Seine Suppe und Sein Wein soll zu ihm in's Bett kommen; ausschlafen; dann vergnügt morgen aufstehen. Vater Philipp, zu den Weibern! trinkt nicht, lacht nicht, durch und durch Einsiedler, basta. Aber wir dreie, uns es schmecken lassen, wie Männer. Bei mir ist heut, morgen und übermorgen Einztag!“ — „Recht so!“ rief Joseph: „die erste Gesundheit . . .“ — „Der Frau Mutter!“ ergänzte Tammerl: „die zweite dem Joseph!“ — „Die

„dritte die Deinige!“ sagte wieder Joseph, den Bruder umschlingend. — „Und so fort von A bis Z!“ überschrie Idelstein seine Gäste: „alles mit Maß und Ziel. Die Nacht würde zu kurz seyn, wenn wir auf aller Bieder-
männer, die wir kennen, Gesundheit trinken wollten; Gott sey Dank!“

Im Treppenansteigen fragte der Wirth seinen Imster Freund: „Was denn aber mit dem Freisinger, wenn er morgen verreißt?“ — „Hm,“ versetzte Tammerl: „Laufen lassen wird's kürzeste seyn. Mein größter Zorn ist dahin, und der Kerl wird sich jetzt wohl nimmer vor uns sehen lassen. 's ist wegen der Schand und des Peterl, weiß Er wohl?“

Fünftes Kapitel.

„Wo isch der Weg zu Fried' und Ehr',
Der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürsi goht's in Mäßigkeit
Mit still'em Sinn in Pflicht und Recht.“

„Und wenn denn emme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisich, wo's ane goht,
Halt still und frag' di G'wisse z'erst:
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.“

Sebel.

Nachdem sie die Gastfreundschaft des Servitenklosters auf der Waldrast nur für die Dauer einer Nacht in Anspruch genommen, waren Seraphin und Oswald, ihrem Plan und ihrer Richtung getreu, fürbaß gewandert. Sie hatten das Stubaythal durchmessen, auf nicht gefahrlosem Pfade am Rande des Ferners, der das Thal verschließt, den Uebergang in's Selrain gewagt, von dannen über Küetbay und Ochfengarten das Dexthal besucht. Den Gletscherstoß bestreichend, der dort in großen wüsten Eisfeldern sich ausbreitet, und den Zusammenhang der Gebirge des Nordens und des Südens vermittelt, waren sie hinübergeklettert in das wilde Thal von Schnals, die Einsamkeit der Karthause begrüßend. Trotz der üblichen Ermahnung der Wanderleute, die ihnen begegneten: „laßt's euch Zeit!“ hatten sie wenig gerastet, und sich dagegen beeilt, in das heitre sonnenreiche Leben des Etschthales hervorzutreten, flüßaufwärts die Straße nach der Heimath verfolgend. So waren sie

gen Tartsch gekommen und nicht säumig gewesen, den Bühl zu erklimmen, wo die alte Kirche, nach der Sage aus der Heidenzeit stammend, weit hinaussehend in's gesegnete Thal des Bintschgau's. — Dort lagerten sie sich — just läutete im Pusterthal die Glocke zur Vermählung des jungen Idelstein mit seiner Glazlin, und zur Verkündigung des grünen Peters und der Fräule Mali; just wallte Tammerl mit seinen Begleitern dem feindlichen Bajerlande entgegen, und Kölbl, der geprellte Schalk, landstreicherte trostlos, Gott weiß wo und wohin — sie wußten aber von all diesem nichts, und waren versunken im Anschauen des vielgethürmten Mals und der Berge, an deren Fuß ihr liebes Burgeis gelegen. Aber keineswegs freudig leuchteten ihre Augen, ihre Stirne war nicht heiter, ihr Mund nicht beweglich zum fröhlichen Geplauder, wie wohl sonst der Fall ist bei jungen Gesellen, die aus der Fremde kommen im Staub ferner Länder, um zu ruhen im Schatten der heimischen Bäume, und in vollen Zügen zu trinken die heimische Luft. — „Du weißt ja gar kein Wörtl,“ hob Seraphin trübselig zu seinem Genossen an: „Wie ist Dir denn zu Muth, so nahe bei Burgeis?“ — „Ach mein Seraphin, wie wird mir seyn?“ versetzte der andre: „die Heimath macht mir jeso wenig Freud'. Der kleine Bammis in Vaters Haus, die schlimme Trine, die mir Kreuz und Gall' macht, der leere Beutel, den ich heimbringe, und keine Aussicht auf Verdienst . . .! was soll ich da sagen? Deine Ghrlichkeit, Seraphin, war recht schön; dem Tammerl gehören wohl eigentlich die Krampusdufaten . . . aber uns, uns Bedürftigen wären sie halt gar so wohl angestanden, und mit dem Bilderhandel hätt' sich's auch gemacht. Wenn Du mir wenigstens erlaubt hättest, den Kölbl recht z'leihen zu nehmen, 's wär' eine Passion gewesen, und doch ein bißel etwas zur Entschädigung. Aber Du bist halt immer der barmherzige Samariter, und schier wär's besser, Dein Feind zu seyn,

als Dein Freund. Na — mir wär' der freche Dieb und Falschschreiber nicht ungeschlagen ausgekommen, — doch, basta, wie der Grödner sagt: es ist einmal geschehen, und soll Dir Rosen bringen, und nicht Hagebutzen. Aber, noch einmal: mich g'freut die Heimath jetzt gar nicht. Mir kommt's vor, als hätt' ich dort große Güter gehabt, und sie wären mir alle verlumpt und durchgebracht worden, und als erwartete mich in meiner Hütte der grobe Exekuzi, um mich selber bei'm Schopf zu nehmen und einzustecken. Da weißt Du's jetzt."

Darauf antwortete Seraphin nur: „Um's grad herauszusagen: mir geht's auch nicht anders. Meine Lunge treibt so schwer, als käm' mir ein großes Unglück entgegen. Ach je, hab' mich g'freut auf die Heimath! Aber mir war viel besser dort oben in der Wüstenei der Ferner, wo die Gamsln spielen, und der Speik blüht, neben dem Edelweiß. Dort war's fein und spiegelheiter. Hier unten ist's so dumpf und schwül, 's ist gar aus."

„Ja doch;" bemerkte Oswald, der sich an der Niedergeschlagenheit des Freundes wieder aufrichtete: „was aber hilft's? Das Zittern hilft nicht für den Frost. Wenn ein Unglück seyn soll, so fällt sich die Raß vom Stuhl herab zu todt. Wir können nicht da liegen bleiben. Muthig auf und davon, mitten in die Heimath hinein! Werden schon finden, was unser dort wartet. Mein Hauptunglück ist, daß ich kein Geld habe. Ich hätt' nicht gemeint, daß mir's so gehen würde, denn ich habe meine Groschen im Sack brav geschüttelt, da ich den ersten Kuckuck heuer schreien hörte. Hat nichts geholfen; aber die Hiz' und die Schwüle machen mir auch nichts aus: 's kommt halt ein Wetter, und bald bald ein frühzeitiger Winter, wie der Pater Philipp gesagt hat. Da können wir uns nur wie die Marmelen in 'n Schatten legen und an den Bräzen saugen, und schlafen

und träumen von den Dukaten, die wir Bettelleute dem reichen Tammerl geschenkt haben."

„Tröste Dich doch,“ ermahnte Seraphin: „Du spürst in Dir selber, daß ich recht gethan habe, und eine jede rechtschaffene Handlung bringt ihren Lohn, und eine jede unredliche ihr Leid.“

„'s wird schon sehn;“ brummte Oswald, indem er sein Bündel wieder aufhuckte: „nichts G'wiss'es weiß man nicht!“ — Ohne ferner ein Wort zu reden, spazierten die Freunde den Bühl hinunter, und befanden sich in kurzer Zeit auf der heißen Landstraße zwischen Tartsch und Mals. —

Eine Kutsche zog ihnen langsam entgegen, eingehüllt von einer breiten Staubwolke. Zu beiden Seiten der Kutsche tauchten hin und wieder ein halb Duzend Pferdeköpfe aus der weißgrauen Wolke, und darüber hin blitzte es zuweilen wie von Säbelglanz. — Die Kutsche hielt, da Seraphin und Oswald nur noch einige Schritte davon entfernt waren. Dragoner auf braunen Pferden wurden als Eskorte des Wagens sichtbar. Der erste der Reiter rief dem Seraphin zu, ein Trinkgeschirr herniederlangend: „Du, fülle einmal das Glas dort am Brunnen.“ — Es stand ein Brunnen am Wege; heute ist er nicht mehr zu sehen. — Seraphin that mit Freuden, was ihm befohlen, und reichte den perlenden Trank dem Reiter hinauf. Das Pferd desselben scheute ein wenig vor dem Sonnenstrahl, der an dem Geschirr herumfunfelte, und der Reiter hatte mit dem Gaul zu thun. Darum sagte er zum Mundschenk von Ungefähr: „Dort im Wagen haben sie Durst. Geh' hin!“ —

Seraphin, gefällig, wie zuvor, stieg auf den Tritt am Schlage, in der Meinung, irgend einen General mit Stern und Band erquicken zu dürfen. — Aber in der Kutsche lag ein kranker alter Mann leidend auf Polstern, und eine junge Frau neben ihm streckte die weiße Hand

nach dem Glase aus, dem Kranken die Labung zu reichen. Nun zitterten aber die Finger des jungen Mannes dergestalt, daß die hellen Tropfen an dem Becher niederstürzten, und die junge Frau hastig sich vorbeugte, ein Wort des Vorwurfs auf der Zunge, und geschäftig das Glas ergreifend, ehe sein Inhalt ganz verzettelt wurde. — Der Vorwurf verwandelte sich in ein „Ach“ der Ueberraschung. Seraphin fand nicht einmal einen Seufzer. — Dagegen krächzte eine rauhe Stimme ungeberdig, „Wird's bald? nun, Tina, wird's bald?“

Die Frau stammelte ein paar unverständliche Worte über ihre schneebleich gewordenen Lippen, mit einem Blick auf Seraphin, der ihn bat, sich zurückzuziehen; allein auch von Seiten des ungeberdigen Kranken war ein Blick, schief und scharf, nach den Beiden geschleudert worden, und, was er sah, entlockte dem Alten einen wahren Raubvogelschrei: „Bermaledeiter! Du auch da? Noch nicht Unsegen genug? fort mit Deinem Gift!“ — Becher und Wasser flogen über des zurückspringenden Seraphin Haupt zum Wagen hinaus. Der Wurf hatte ihn nicht getroffen, aber leider hatte er sehen müssen, wie der wüthende Sprenger, mühsam ein wenig aufgerichtet, auch einen Schlag gegen Martina's Gesicht probirte. „Falsches Weibsbild!“ kreischte der zornigerige Greis, und die Kutsche rumpelte davon, als ob die Tarantel die Pferde gestochen hätte. Lange Zeit verhallte das „Heda! Ach! Halt! und O weh!“ des Kranken ungehört, bis endlich der Kutscher wieder den Leichenschritt einhielt, und die gerade jetzt so wohlverdiente Marter des alten Zornnickels endigte. — Aber schon weit war der Wagen von Seraphin entfernt, und die Dragoner flogen nach; der letzte, ein Böhme, mit dem Hohnruf: „Alter Geißbuck! Kupp feiniges quanti verdrahti! Huffah.“

Seraphin schaute trostlos den flimmernden Rädern der Kutsche, den glitzernden Waffen der Galoppreiber nach,

dem Staubgewölk, das die Huffschläge der Kofse aufwühlten „Hast Du sie gesehen?“ fragte er seinen Oswald schmerzlich. — „I freilich;“ sagte Walt kurz und mürrisch hierauf, und dann noch leiser: „daß sie alle doch der leidige Schwarze davon trüge! Gott verzeih' mir's; ohne Weiberleut' wär's viel feiner in der Welt.“ —

„Hoho!“ rief jetzt ein tüchtig schwitzender, obgleich im Schritt reitender Kavallerist, den Hinstarrenden vom Gaul herunter an: „weiß Gott! Por Dio! sind wir's, Serafino? Grüß' Dich Gott, lieber Junge. Hast sie gesehen? was hat's gegeben?“ — Hinter dem Schweißtüchlein hervor, womit der Reiter seine nasse Stirn bearbeitete, schaute das gutmüthige Antlitz des Wachtmeisters Dominik, und seine steif behandschuhte Faust ließ vom Zügel, und öffnete sich gegen Seraphin zum derben Männergruß. — „Herr Jesus! seyd Ihr's?“ entgegnete Seraphin, und tätschelte freundlich den pfundledernen Stiefel seines alten Bekannten: „ob ich sie gesehen habe? Ach, ich wollte, es wäre nicht geschehen. Die arme Haut! Geschlagen hat sie das Unthier! geschlagen! das vergeß' ich dem Burschen im Leben nicht!“ —

„Ei was! Sie hat's selber also haben wollen!“ griesgramte der Wachtmeister: „Jetzt hat sie's auch, und weiß noch gar nicht recht, wie hart. Weißt Du, was es ist? Der Sprenger hat ein paar gute Freunde gehabt, — verstanden? wie's ihrer nur zu viele gibt; die ärger sind als die Panduren und Mörder. Die haben ihn höhern Orts angezeigt, als einen Volksaufwiegler, als einen Adels- und Beamtenfeind, und als Einen, der zur jetzigen Kriegszeit wohl mit den Preußen im Komplott stehen möchte, indem er so viele Briefe aus Schlessien empfing. Der alte Narr wußte davon nichts, und ließ an seinem morschen Bein doktern, aber es ging nicht damit, hat's noch immer nicht zum Aufstehen bringen mögen; bis ich ihm aus dem Bett habe helfen müssen. 's ist nem-

Ich Befehl gekommen, den Sprenger unverzüglich, ohne Gnad' und Aufschub an den Gardsee auf die Festung zu bringen, und mein Rittmeister hat mich dazu kommandirt. Vorgestern hab' ich's ausgeführt, und die Herren Commissarien haben derweil alle Papiere bei ihm ausgeräumt und versiegelt. Als eine große Gunst hat die Frau erhalten, daß sie ihren Herrn begleiten durfte. Sie weiß aber nicht, daß sie vor der Festung wird umkehren müssen. 's ist strenger Befehl da. Na, sie wird's zeitig genug hören. Da hast Du jetzt die ganze Pastete, Seraphin. Zugleich aber vernimm' was fröhlicheres. Wenn ich zurückkomme, erhalte ich, wenn auch Krieg ist, meinen Abschied, vor der Hand als einen Urlaub. Der Regimentsfeldscheer meint, ich könnte keine Kampagne mehr aushalten, und ich laß' ihn gern auf seiner Meinung. Dann, lieber Bub', wollen wir beisammenbleiben. — Und zweitens: Deine Unschuld kommt zu Inst immer freideweiser an den Tag. Ich hab' nicht Zeit, Dir Alles haarklein zu sagen, . . . ich muß meinen Kerls nachreiten . . . aber, wenn ich wiederkomme, laß' Dich sehen, hörst Du? Und — was ich noch rapportiren wollte . . . mit den Burgeisern gib Dich nicht viel ab; sie verdienen's nicht an Dir. Kannst es glauben . . . Poß Donner! schon seh' ich meines Arrestanten Kutsche nicht mehr. Vorwärts denn, marsch! addio! addio! ein andermal mehr!"

Das Pferd griff aus; der Wachtmeister trabte rasselnd davon . . . bald war er nur ein Schatten im Staubwirbel; dann um die Ecke, wo die Straße in's Dorf verschwindet . . . er selbst verschwunden alsobald. — Was er zuletzt geredet, wie ein eitler Schall war es an Seraphin's Ohr vorübergeklungen. Seraphin's Gedanken, flüchtiger als die Dragonerrosse, hatten sich getummelt, den Gardsee zu erreichen, um die Geliebte dort zu empfangen, zu trösten, schirmend zu begleiten. Sein inneres Auge sah

jene Gegenden durch und durch: den breiten Seespiegel, Cypressen und Citronenbäume an den Ufern, das fatale Schloß mit kanonengeschpikten Bastionen, Städte und Märkte voll lebendig schnatternden Volks — Fülle des Glücks und Wohlseyns überall — nur sie, die Geliebte, unglücklich auf jenen gesegneten Gestaden, nur für sie kein Segel bereit, dem Jammer sie zu entführen! Seraphin war zum dichterischen Seher umgestaltet; aber der ungebildete Natursohn wußte seinen Zustand nicht anders zu beschreiben dem Freunde, der ihn nordwärts zwang zu gehen, als mit den Worten; „Weißt? es sitzen mir zwei Augen im Genick, und sie schauen viel schärfer das Land hinunter, als das andre Paar unter der Stirne gen Burgeis.“ — Wenn sie doch nur schon schliefen, die Gucker im Genick!“ seufzte Oswald: „jetzt ist der arme Kerl wieder auf lange Zeit verdorben.“

Wohl gelangten beide nun in's heimathliche Dorf. Kaum schenkte aber Seraphin unterwegs dem hohen Kreuz, wo er seiner Jugend Ehrensclacht dem grimmigsten Winter geliefert, einige Aufmerksamkeit. Er schaute sogar kaum links zum Stephanskirchlein empor, zur Pfarrkirche und zum Gottesacker hinunter; dennoch lag dort sein Allerliebstes in der Erde. — „Da sind wir endlich!“ rief Oswald mit traurigen Vorgefühlen. Seraphin fing an, seine Umgebung zu erkennen. Wohl waren da die alten wohlbekanntten Häuser noch auf den Beinen, und die Etsch purzelte nach wie vor durch's Dorf, und die Brücke war's, und die Hudergerasse, und die Fürstenburg, und des Anwalts Wirthshaus; aber dennoch war alles dieses miteinander nicht mehr das alte ächte, rechte Burgeis. Warum? vermochte Seraphin nicht deutlich zu sagen. Die Berge so traurig, die Luft so matt; absterbend schien ihm alles, Freude nirgends zu sehn. —

Es sollte noch besser kommen. Seraphin — er hatte

ja nirgends ein Obdach, ihm eigen — kehrte im Kreuzwirthshause ein. Vordem sein Lieblingsaufenthalt, schien es ihm jetzt so finster, so ungestaltlich. Das schien nur; aber eine nackte grausame Wahrheit bot sich dem Fremdling im Vaterlande unverweilt dar. — Die Gesichter der Leute, die einst den jungen Seraphin geliebt, waren die alten für die ganze Welt, nur nicht für ihn; und ihre Gesinnung vollends hatte sich verändert, wie ihr Betragen. Sogar die wohlwollende Wirthin, das behagliche runde menschenfreundliche Weib, war, Seraphin begrüßend, so steif, so ungeschlüssig! Der arme Bursch konnte sich glücklich schätzen, ein Nachtlager zu erhalten. Der Anwald maß ihn von oben bis unten, räusperte sich ein paarmal verdächtig, ehe er seinem Weib die Erlaubniß ertheilte, den alten Bekannten zu beherbergen, und machte kurze Worte. Nun: dem Seraphin war auch nicht um viele Worte zu thun, sondern eher um einen stillen Winkel, worinnen er die Begebenheiten des Tags wieder an sich vorüberspazieren lassen konnte. — Der Winkel wurde ihm auch mitten in der belebten Bechstube. Seraphin, in tiefen Gedanken, gewahrte nicht, wie alle von seinem Eckplatz sich entfernten, die an dem Tische gefessen hatten; wie es leer um ihn wurde, als wäre ein unsichtbarer Pestkordon durch die Stube gezogen, um gerade ihn und seine Ecke von allem Volke abzuschneiden. Sogar die Neugier des weiblichen Geschlechts, der Wirthin, der Kellnerin, begehrte nicht den Bann zu brechen. Ach, die Leute wußten schon genug, nur allzuviel von dem arglos sinnenden Landsmann, und hatten sich über ihn tausenderlei zuzusüstern, und deuteten auf ihn, und zersäbelten ihn mit ihren Zungen nach Gefallen. Er wehrte es ihnen nicht; er wußte nichts davon; merkte nicht einmal, daß auch die Thüre des Honoratiorenstübl nicht selten aufging, und daß bald der gnädige Herr vom Schlosse, bald der Richter, bald der Barbier heraus-

schauten, ihn musterten, die Köpfe schüttelten, und sich wieder zurückzogen ohne Wort, ohne Wink, ohne Gruß. —

Dswald, die praktische Natur, hatte die Stimmung gleich weg. Als er, der gegangen war, seine Leute zu bewillkommen, wieder kam, wenig erfreut von dem Empfang, den er zu Hause gefunden, sah er mit einem Blick, wie die Sachen standen, woher der Wind blies. „Hast Du mit den Menschen da Händel gehabt?“ fragte er. Seraphin verneinte staunend. „Nun, Du siehst doch, wie g'spreizt und fremd sie thun?“ — „Ich seh's zum erstenmale.“ — „Und hörst auch nicht, wie sie wispeln und Dich brav ausmachen?“ — „Mich?“ — „Nun, ich will's meinen.“ Mit diesen Worten legte sich Dswald über den Tisch, klopfte mit der Faust auf, daß Ruhe wurde, und rief trutzig in den Schwärzerhaufen hinein: „Ist der Seraphin Blaschur Einem von Euch 'was schuldig? hat er von Einem 'was geliehen und nicht zurückgegeben? hat Er Einem 'was gestohlen? Heraus damit! Eins, zwei, drei! Nichts da? Nun, so habt meintwegen Maulaffen feil — noch größer, noch größer! wer aber von nun an noch etwas über meinen Freund sagt, daß ich's höre, wie ich's gerade jetzt erst habe hören müssen, den schlag' ich auf's Maul; verstanden?“ Und zur größern Deutlichkeit trommelte er auf der Tafel und gab ein zillerthal'sches Trutzg'sangl zum besten, dessen mildestes Gejehl das folgende:

„Ein frischer Bub' bin ich,
Hab' drei Federln auf'm Hut.
Und den möcht' ich seh'n,
Der mir die abi thut!“

Gewann auch für jetzt die Parthie, der eisenfeste Freund. Die Wispler und Lisper gaben Fried, und

ließen's bei einigen Seitenblicken und etwas Achselzucken bewenden. — „Der Wachtmeister hat wahr geredet“ sprach Ostwald, verächtlich die Lippen aufziehend: „die Bagage da möchte gern an Dir keinen guten Faden lassen. Haben von Imst herauf was läuten gehört, wissen nicht, wo die Glocken hängen. Pfui, Bagage! Siehst Du, Seraphin: mit all diesem Volk bist Du seiner Zeit freundlich gewesen, wie ein Engel; hast jenem 'was geschenkt, diesem 'was wohlfeiler verkauft. Da hast Du's jezo. Der Struzzer zu Sprugg hat ein salomonisches Wort gesagt; „'s gibt gar keine Dankbarkeit auf Erden.“ Die Kuechen sagen Dir dennoch nach, Du hättest den Lammertl um sein Geld betrogen, und sie hätten's schon Anno so und so viel gemerkt, als Du mit des Grödners Waaren so freigebig umgingst.“ —

„Laß sie reden,“ versetzte Seraphin geduldig: „es wird doch einmal an Tag kommen, was recht und wahr ist. Oder wollen wir gehen, den Grödner auffuchen? Mein erster Gang gehörte billig dem Grabe meiner Mutter, . . . aber ich möcht' es mit ruhigerem, gefassterm Herzen besuchen.“ —

Der Grödner schritt so eben in die Zechstube ein. Gott segne den Mann! er war zwar von außen nicht das Gleichniß von dem, was er vor ein paar Jahren noch gewesen: er ging gebückt, als trüge er einige Zentner auf dem Genick; seine Nase war spitziger geworden, die Falten in seinem Gesicht länger und tiefer, das Silberfadennetz des Herbstes hatte seinen ganzen Kopf umspinnen; aber in der langsamer athmenden Brust war doch noch der Kern frisch und roth und unverändert geblieben.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Gesellschaft in der Stube, näherte sich der Grödner unverzagt und mit Zeichen lebhafter Freude dem guten Seraphin, der sich von diesem freundlichen Entgegenkommen so erfrischt

fühlte, als hätte die heilbringendste Quelle des Gebirgs ihren Sprudel über sein Haupt ergossen. „Mich g'freut's, na, mich g'freut's herzlich!“ sagte der Grödner bieder und aufrichtig: „hab' schon gehört, daß Du angekommen. 's Dorf ist schon voll von der Neuigkeit. Brav von Dir, daß Du Deine Heimath nicht vergessen; brav, daß Du mit aufrechtem Kopf und offenen Augen zurückkommen magst. Manch Andern, von dem nicht so viel gefabelt wird, wie von Dir, wär' nicht zurückgekehrt, wie Du. Hab' erst vor kurzer Zeit viel von Dir geredet, und zwar mit dem Herrn Sawack von St. Maurizen im Engadin — er bleibt aber jetzt in Chur — Du! er hat Deinen Vater vor ein paar Jahren gesehen; zu Neapel hat er ihn gesehen — hatte dort eine Kaffeeschenke, ging nicht zum besten — hat sich nach Frau und Kindern erkundigt — aber der Sawack konnte leider nichts davon sagen . . . oder desto besser; der arme Mann hatte Herzeleid genug, Dein Vater nemlich.“ — „In Neapel?“ fragte Seraphin erfreut und betrübt zugleich: „dahin ist's weit, nicht wahr?“ — „Das mein' ich. Ist schon mancher Londsmann dort am Verdruß gestorben. He, bist auch aus Verdruß heimgekommen?“ — „So halb und halb. Aber, Grödner, mir g'fällt's nicht gar gut hier zu Burgeiß.“ — „Glaub's, glaub's, mein Hascher. Hat sich vieles verändert. Die Menschen werden immer schlechter, immer unliebsamer, immer vorlauter mit der Zunge, und wissen doch nicht, was sie eigentlich wollen. Nun, basta mit dem schlimmen Kapitel.“ —

Der Grödner seufzte, nippte am Glase; Oswald stieß seinen Freund bedeutsam mit dem Ellbogen an. Seraphin verstand nicht, was er wollte. Indessen kam die Wirthin und forderte den Maler auf, in's Honoratiorenstübl zu treten. Der gnädige Herr verlange nach ihm, sagte sie.

— „Ich komme geschwind,“ sprach Oswald zur Wirthin und zum Freund, und ging, wohin er gerufen war. —

„Was haltest Du von dem Walt?“ fragte der Grödner seinen ehemaligen Mündel im Vertrauen. Seraphin wiederholte, was er schon oft vom Freund gesagt: „Einfältig wie ein Kind, in der Ehrlichkeit ein uralter Mann.“

— „Ja, ich weiß, Du redst von niemand übles; wenn es nur die Leute auch so mit Dir hielten! Nun basta. Aber der Walt hat große Fehler und Sektan an sich.“ — „Weiß nicht.“ —

„Das ist erlogen; Du weißt's wohl, aber willst's nicht zugeben, weil er Dein Freund.“ — „Nun, Grödner, und wenn's so wäre? Gott verzeiht's schon, wenn gute Freunde mit einander recht partheiisch sind, und einer auf den andern nichts kommen lassen. Eine laue Freundschaft soll mir vom Hals bleiben. Wir alle haben unsre Fehler und Makel.“ — „Ja wohl, ja wohl!“ gab der Grödner zu, und seufzte abermals beweglich —

„Nun, Ihr sagt mir gar nichts von Euch, Grödner? wie geht's denn Euch?“ — „Passirt,“ antwortete der Krämer trocken, und drehte sich, ein ander Gespräch auf's Tapet zu bringen, nach dem Fenster: „'s wird ein Wetter absetzen, Seraphin. Wollen wir nicht geschwind, ehe es losbricht,

den Gottesacker besuchen? Ich habe gethan, wie Du gewünscht, und Deiner Mutter selig ein stattliches Kreuz gepflanzt.“ — „Ihr habt mich froh gemacht durch Euer Wohlwollen,“ versetzte der junge Mann: „ich hab' wieder etwas vom Vater gehört. Jetzt will ich gern mit Euch gehen, da ich einen heitern Sinn und neue Hoffnung

zum kühlen Bettl meiner Mutter zu tragen habe.“ — „Ja, ja, die Hoffnung gehört zu den Gräbern;“ meinte der Grödner, und ging voran.

Auf der Straße hing er sich aber in den Arm seines jungen Gefährten, und sagte lächelnd: „Die ausrichterschen Mäuler sollen spüren, daß ich mich nicht schäme, mit

Dir zu gehen.“ — „Mein Herr und Heiland! denken sie denn gar so viel schlechtes von mir?“ — „Nicht wenig, grad heraus gesagt. Ich kenn' aber meinen Seraphin besser, und Dir soll niemand was zu leid thun, und wär's der gnädige Herr selber mit seinem Pardieu und Parbleu. Basta; da sind wir zur Stelle. Du weißt, wohin zu gehen? Ich will mich indessen auf einer andern Seite verweilen.“

Allerdings wußte Seraphin, wohin zu gehen; dennoch hätte er beinahe nicht gefunden, was er suchte; seiner Lieben Ruhestätte. Wie war seit seiner Entfernung von Burgeis der geweihte Grund durchschaufelt worden! Wie fleißig hatte leider der Tod seine Arbeit verrichtet! Hügel an Hügel, frisch und nackt, eiserne Kreuze ohne Rost, Weihbrunnenschalen, neu und blank! ein breites Lager der Vergänglichkeit umkreiste Creszientia's und Annele's Schlummerplatz, daß des Sohnes und Bruders Fuß wie durch ein Labyrinth dahin den Pfad suchen mußte. Von fern erkannte er die Stätte nicht; sie war so vornehm geworden; ein dichter Rasen deckte sie, wie grüner Sammet nicht besser gethan haben würde; das Kreuz von weißem Stein leuchtete majestätisch erhaben über dem Grabe der mühebeladenen Bettlerin. „Gott vergelt' Dir's, braver Gröbner!“ betete Seraphin aus dem tiefsten Grunde seines andächtigen Gemüths, ehe er seinen lieben Heimgegangenen erzählte, was ihn betroffen, fern von der Heimath.

Indessen sank die Sonne, die Wetterwolken stiegen; die Vögel verstummten, der Wind wurde laut. Leise beginnend, aber lauter und lauter werdend, kam das Geheul hungriger Wölfe von Süden heran, und doch waren schon überall die Wölfe vor der Wetternähe in ihre Schlupfwinkel gekrochen. Es war aber der Sturm, der ihre Stimmen nachäffte, und dann wieder in das Wimmern ungehärbiger Kinder versiel, und plötzlich aufschraubte, wie Blasbalg in der Esse. Sein Schnauben schürte auch die

Blut im Gewölke; es rang, es braute, es kämpfte, bis aus dem Streiten und Reiben und Ringen hervorschoß der Blitz und darnach das Donnergebrüll: die grollende Verwünschung, die den Messerstoß des Feindes begleitet. — Seraphin übersah den Flammenstrahl, obgleich die Fackel das ganze Birtschgau beleuchtete, er überhörte das gellende Resseln aus nachtschwarzen Wolken. Aber das Getümmel herbeistürzender Leute störte ihn, riß ihn aus seiner Betrachtung. Sie kamen, dem Wetter zu läuten, die schlichten Söhne des Dorfs. Seraphin nahm vor ihnen die Flucht. Da er sich nach dem Gröbner umschaute, stand dieser kerkengerade mit gefalteten Händen, ein Bild des entgeisterten Kummers, vor dem Grabe seines ersten Weibes, und sein Gesicht rieselte voll von Tropfen. Dennoch hatten die Wolken noch kein bißchen Regen herunterfallen lassen. — „Ich bin auch da,“ sagte Oswald, dem Freund auf die Schulter klopfend: „hab' mir schon eingebildet, wo Du zu finden.“ — „Sieh nur, Walt, wie fleißig der Gröbner für seinen alten Drachen betet. Ist das ein braver Mann oder nicht?“ — „Um; er möchte die Alte epper herausgraben mit seinen Nägeln, wenn er sie lebendig machen könnte;“ versetzte Oswald ernsthaft. — „Oho! wie Du auch redest!“ — „'s ist schon so. Seine Gramniß ist dorfbekannt. Du wirst's bald hören. Die Christine . . . nun, Du erinnerst Dich — die Christine ist zwar jung, sauber, ist sogar jetzt noch sauberer, und ein tolles Weib geworden, aber . . . puhuh, das war ein Schlag und Strahl! kommt, kommt! jetzt hebt das grobe Wetter an!“

Eben kam der Gröbner auf sie zu, schob den Rosenfranz in den Sack, und redete den Seraphin an: „Geh' mit mir heim; mir ist nicht gut unter den bösen Mäulern im Wirthshaus. Ich weiß wo eine gute Flasche Wein steht; wir wollen sie miteinander austechen.“ — „Gute Nacht also!“ sagte Oswald hierauf. — „Wie, gehst Du

nicht mit zum Padron?" fragte Seraphin. Der andre versetzte, indem der Grödner seinen Mündel leislich zupfte: „Meine Leute geh'n früh schlafen, und ich will keine Unordnung anrichten. Wir kommen schon morgen wieder zusammen.“ Ging, und ließ die beiden ihre Strafe ziehen.

„Ei, wir brauchen keinen dritten," meinte der Grödner, sein Haus abschließend. „Du bist's, der mich was angeht; der Holzer=Walt nicht ein bißel.“

Der Krämer schlug Licht und ging dann in die Kammer, den Seraphin allein lassend. Mit Behmuth und Vergnügen begrüßte der Letztere alle Gegenstände in der Stube, die ihm so wohlbekannt, so wohlbesfreundet waren. Da stand noch der gute alte Tisch, an dem Egidi seine Milchnudeln gespeist; da hing noch an der alten Stelle das Handtuch, womit der Grödner den Ruß seiner Kuchelhere vom Gesicht gewischt. Da klebte noch am selben Platz wie ehedem der Bauernkalender mit seinen Heiligen, seinen geheimnißvollen Zeichen, und dem ganzen ergötzlichen Bilderfram, der den Landmann an seine täglichen Verrichtungen erinnert. Da war noch der dunkle Schmollwinkel mit dem Spinnrade, wo die böse Grödnerin so manchen Faden in Gift und Galle abgerissen; dort der Stuhl, den die Geheimeräthin der Hausfrau, die Rosa Stampfer einzunehmen im Brauch hatte; hier die Bank am Ofen, worauf der Jäger=Liebl gefaulenzt; dort der Sims, von dem der Grödner die Elle nahm, seinen Pflugsohn gleichsam wider Willen durchzugerben. Das Kruzifix, zu welchem Seraphin oft die Hände erhob, mit der Bitte, ihn vom Uebel zu erlösen; der Schemel, den er oft mit Thränen beneßt; das Schiebfenster im winzigen Erkervorsprung, aus dem er seinem Walt so oft zugewinkt . . . alles, alles war noch vorhanden, eine unverwüßliche Chronik der alten Zeit, die dem Knaben so schlimm gedünkt; die dem jungen Mann jetzt freundlicher dünkte, als die traurige Gegenwart. Er hatte keine Lange=

weile, obschon der Gröbner ziemlich lang ausblieb, bis er endlich mit Flasche und Gläsern wieder eintrat.

„Die Frau ist in's Bett gegangen; wir wollen jetzt guten Muths seyn. Das Wetter, Gottlob, zieht vorüber, der Regen plätschert auf der Gasse; mich dünkt's hier recht fein; setz' Dich her Seraphin. Da, isz ein Stück Brod, gutes, ehrliches Bintschgerbrod; da, trink' Dein Glasl Wein. 's zwar ein welcher, aber nicht falsch, nicht ungerad. Ich bring' Dir's zu.“

Seraphin gab sich zur Unterhaltung getreulich her, und weil zwei biedre Seelen da miteinander redeten, machte der Regen eine angenehme Musik dazu, und der Donner murmelte so anständig und freundlich, daß sie ihn nicht ungern als den dritten Mann im Gespräch zuließen. — Unter anderm sagte der Krämer: „Deine Mutter selig hat's nicht nöthig, daß wir auf ihre Gesundheit trinken; sie hat jetzt alles vollauf; 's geht ihr beim Herrn des Himmels und der Erde nichts ab. Aber auf Deinen Vater wollen wir trinken, der etwa noch irgendwo am Leben. Du, ich hab' Dir abzubitten, daß ich Dich für eines gnädigen Cavaliers Sohn gehalten. Nimm mir's nicht übel. Ich habe gefehlt. Weißt? Dein Tauffchein, den ich mir aus dem Kirchenbuch ausschreiben ließ, ist fehlerhaft ausgefallen; der junge geistliche Herr, der's für den Pfarrer besorgte, hat vielleicht während der Arbeit an andre Dinge gedacht, und Dich geradezu um ein Jahr älter gemacht. Im Kirchenregister steht's aber, wie's seyn soll, mit Vater und Mutter, wie sich's gehört. Ich hab's — noch ist's nicht gar lange her, selbst gesehen und gelesen. Der Lenhard ist also gewiß Dein Vater, basta. Und wenn er noch lebt, so lassen wir ihn auch leben, den guten Mann!“ — „Da trink ich mit Freuden;“ entgegnete Seraphin mit freudigen Augen. Aber schnell verstimmt, hing er an den Trunk die Klage: „Wie soll ich's aber machen? Neapel so weit und ich so arm? Ich könnte freilich das Halsbaßl der

Mutter verkaufen, aber dann hätt' ich nichts mehr von ihr, als Papiere, die gar schnell dahinmodern, und wer weiß, ob der Verkauf des Kleinods nur hinreichte, mich nacher Neapel zu schaffen und wieder zurück?" — „Natürlich, und zuvörderst wirst Du mit dem Tawad sprechen müssen; Neapel ist groß; könntest Monate lang darinnen herum-suchen, und doch den Alten nicht finden.“ — „Wohl, wohl; aber derselbige Tawad . . .?“ — „Wart' nur, auf's Jahr im Mai kommt er nach seinem Haus in St. Maurice; da suchen wir ihn auf, und er wird Dir gern des Lenhard Adresse geben.“ — „Wär' schon recht; aber Du liebe Frau! wo bin ich etwa im Maien? wo wird mein gutes Halsbaßl seyn? Werb's verkaufen müssen, um mir Brod anzuschaffen; denn ich bin so gut wie ausgeraubt und abgeraumt. In ein paar Tagen wird mir allgemach der Hunger aus den Fenstern schauen . . .“ —

„Basta, basta; nichts da, poß Schlapperment, was soll das heißen!“ fuhr der Gröbner auf, und packte Sera-phins Hände, daß der junge Mann schier erschrad: „Untersteh' Dich! wär' mir nichts lieber. Untersteh' Dich, zu hungern, und Dein Kleinod zu verkaufen, wie man sein altes G'rassl weggibt. Nein, daraus wird einmal nichts. Basta. Da müßt' ich bitten. Weißt? ich hab' Dir a tempo vorschlagen wollen . . . müßt's aber annehmen, oder ich verzeih' Dir's nimmermehr: komm wieder zu mir in Dienst oder Condition, wie Du's heißen willst. Komm, so lang und groß und breit Du gewachsen bist. Ich brauch' jecho nothwendig einen Helfer . . . denn schau: ich werde so zerstreut, gerade wie der Maurer-Wastl gewesen ist.“

„Ei so!“ lachte Seraphin, der sich auf die Posserlich-keiten des Wastl besann: „Denkt Ihr noch an den armen Kerl?“ — „Ich glaub's, ich glaub's!“ antwortete der Gröbner hastig, rückte unstät auf der Bank, schielte bald rechts, bald links: „wie kommen wir aber nur auf den Wastl . . .? wo bin ich denn geblieben? Siehst Du, daß

es wahr ist: das Gedächtniß laßt mich sitzen, aber wie! Darum brauche ich Einen, der für mich rechnet und im Laden steht, ... und Du weißt noch deinen Platz von ehedem; he? Gibst Du mir die Hand? Gleich morgen kannst Du einsteigen, he?"

„Lieber, lieber Grödner mein! Ihr seydt halt ein rares Mandl!“ rief Seraphin und fiel frohlockend dem Padrone um den Hals: „je, gewiß nehm' ich's an. Freilich wohl bin ich zufrieden. 's ist ein Glück für mich; ein Reichthum, im Sand gefunden. So werd' ich doch wieder eine Arbeit und ein Obdach haben! ein Dacheim, ich armer angeschwärzter Bursche, dem alles treulos geworden ist.“

„Basta, basta; also ist's fertig und ausgemacht,“ unterbrach ihn der Grödner: „Dein Obdach wird Dir jetzt schon besser gefallen, als vor Zeiten. Ich hab' auf dem Estrich bauen lassen. Dein Kammerl ist — wie Du selber — auseinandergegangen, hat sich ausgewachsen; schaut jetzt her wie ein Schloßstübl, das will ich meinen; im ganzen Haus hat's nicht so viel Sonne, als dort oben. Und — oho — Dein Rothkröpfel kannst wieder hinaufhängen ... der eisgraue Heiter wird's besser bei Dir haben, als bei den Holzerleuten, wo der Walt den Vogel eingethan hat.“

Auf einmal wurde des Grödnere Gesicht sehr lang. Er sagte nach einer Weile: „Ich hab' Dir den Walt nicht zu verbieten, aber in's Haus sollst Du ihn nicht zügeln ... hörst Du? — Nun, er wird schon selber nicht darauf antragen,“

„Was habt Ihr denn mit dem Walt? warum könnt Ihr ihn nicht leiden?“ fragte Seraphin. — „Hat er Dir's noch nicht gesagt?“ — „Nein.“ — „Gewiß nicht?“ — „wenn ich's sage!“ — „Ich glaub' Dir, und 's war recht von ihm. Ich sage Dir's ein andermal.“ Jetzt fragte Seraphin: „Gewiß?“ — „Ganz gewiß.“ — „Ist's auch wahr?“ — „Nun, wenn ich Dir's sage!“ —

Der kleine Zwischenfall wurde somit bei Seite geschoben; aber nach ein paar Minuten fing Seraphin an: „Nehmt's nicht übel, Grödner: ich hab' auch mein kleines Bedenken. Wie sieht's mit Euerem Weib aus? wird sie nichts gegen mich einwenden?“ — „Ach nein, ach nein, Seraphin. 's ist schon mit ihr ausgemacht.“ Der Grödner fügte zögernd bei: „Es ist nicht so wie mit der Alten. Die Meinige ist freigebig, ja, sehr freigebig . . . sie macht sich nichts aus dem Handel . . . er ist ganz meine Sache. Nun — weißt? Sie ist halt jung, für mich noch recht jung . . . ich muß ihr schon 'was zu Gefallen thun . . .“ Der Grödner stellte sich an, als suche er etwas unterm Tisch, und da war's kein Wunder, daß er mit brandrothem Gesicht wieder zum Vorschein kam.

Dem Seraphin ging eine dunkle Ahnung durch den Kopf. Er hatte, was man einen Merker nennt; aber seine Vorstellungen waren undeutlich. Indessen sammelte sich der Grödner, und fuhr fort: „Laß Du immerhin mein Weib gehen, wie sie mag. Weißt? die Weiberleut' haben Sekten, die eine so, die andre anders. Du bist vernünftig; also kein Ratschen, kein Herumtragen; 's kann nicht immer schön Wetter im Haus seyn . . . nur nicht den Aufpasser machen, hörst Du?“

„Oho, was denkt Ihr von mir?“ — „Alles Gute, und darum wollen wir auch miteinander gut seyn und bleiben. Ich werde alt; Du wirst mich unterstützen. Ich geh' nicht mehr gern in's Wirthshaus; Du bist auch kein Freund davon. Lieber setzen wir uns Abends mit der Meinigen hin und karteln um einen Kreuzer; oder Du erzählst mir von Deinen Reisen und Begebenheiten, und die Winterzeit wird dergestalt vorbeigehen, daß es eine Freud' ist. 's bleibt also dabei, nicht wahr?“

„Amen; gar gern!“ erwiderte Seraphin, und hiemit war beiderseitig der Handel geschlossen. —

„Da bin ich wieder angelangt, von wo ich ausging;“

sagte Seraphin am andern Tage zu sich selber: „Was mich während fünf Jahren erfreut und geschmerzt, käme mir vor, als wär' mir's gar nicht passiert, wenn nicht das bitire Andenken zurückgeblieben wäre. Besser, ich hätte als ein Murmentl die Zeit verschnarcht! Nun, der liebe Gott wird ja wissen, warum er's so gemacht hat. Sein Wille geschehe, und der Herr thue mir nur in einem Stücke den meinigen: Er gebe mir Ruhe und Frieden in's Herz, daß die Arbeit mich zerstreue, daß ich vergessen möge, was ich doch nicht mehr erreichen kann. Dann wird das stille Loos, im stillen Dorf, am stillen Grab der Mutter, mir ein leichtes Joch seyn!“

Dieser Meinung war nun Oswald ganz und gar nicht. „Du bist ein besser Schicksal werth;“ meinte er: „wer weiß, ob Du's nicht verdalkst, wenn Du als Ladenknecht beim Grödner einstehest? Ein dummer Streich für einen so viel gescheiten Buben; glaub' mir's. Und schau: was Du mir anthust! Ich kann nicht mehr ohne Dich leben . . . da, jetzt muß ich von Dir scheiden. Der gnädige Herr auf Fürstenberg hat mir eine einträgliche Arbeit in Chur verschafft. Ich gehe dahin, und hatte mir schon ausgerechnet, Dich mitzunehmen . . . wer weiß, Welch ein Glück Dir dort blühte, Du mein Tschoggl!“ — „Wie?“ fragte Seraphin etwas beleidigt: „Solltest Du meinen Ernährer machen? sollte ich von dem Pfening leben, den Du selbst nothwendig brauchst?“ — „Hoi, nur nicht so harb und hantig, bitt' ich mir aus!“ erwiderte Oswald verb: „bist wieder herrisch und vornehm? wer hat denn mir in Donauwörth so viel Gutes erwiesen, daß ich nimmer werde vergelten können? Ist das ein Mensch! und ich mehn's gut mit ihm, will ihn von dem Ort entfernen, wo er nichts als Kreuz hat, er mag mitten hinein, oder gen Imst, oder nach dem Gardsee schauen! He, Du! ist denn nichts mehr abzuändern? hast Du dem Grödner Deine Seel' unwiderruflich verschrieben?“ — „Unwider=

ruslich. Du bist jedoch ein Limmel, daß Du den bravsten Mann auf Erden, meinen einzigen Gönner und Wohlthäter, hinstellst, als wär' er der böse Feind und machte Jagd auf arme Seelen!" —

„Nun, nun,“ ließ sich Döswald begütigend vernehmen: „hab's nicht so gar böse gemeint. Ein Spaß, weiter nichts. Aber — wenn schon der Gröbner ein braver Mann — er zahlt, was er schuldig ist, gibt den Armen, geht fleißig Kirchen, hat's Ruster allweil in der Tasche — so ist er doch nicht — wie sag' ich gleich? so ist er doch nicht umsonst, nicht um nichts und wieder nichts brav. Er muß mit Dir 'was vorhaben, ich laß' mir's nicht nehmen; etwas Geheimes vorhaben, sonst . . . aber Du schnarchst mich schon wieder an, und glaubst mir nicht . . .! Und dann . . . und wenn Du noch fieriger herschauest, ich muß es doch herausfagen: und dann ist's ein viel zu großes Mirakel, daß er Dich, einen jungen, saubern Menschen in sein Haus nimmt, als daß nicht dahinter 'was stecken sollte.“

„Und was denn, Du weiser König aus dem Morgenland? Du bist ja so klug geworden . . .! treibst alle Dreizehne . . .! wenn Du mit Gott Vater äßest, müßtest Du einen größern Löffel haben! was denn? 's wird wieder etwas herauskommen, wie dazumal, wo Du mir den Egidi verdächtig machen wolltest, und ist doch ein ehrlicher Mann gewesen, und sitzt wegen meiner im Kaspelhaus! Ach, da gehen wieder alle meine Bresten auf! der arme Egidi, mein Vaterbruder!“

Döswald traute sich lang nicht, zu antworten. Endlich aber mußte er's doch thun, und that es glimpflich: „Weißt, Seraphin, weißt, wir wollen nicht in Unfrieden gerathen. Mit dem Egidi hab' ich's zwar nicht getroffen, wie's scheint, . . . aber ein Schütz hat drei Schuß frei — wenn er sie gekauft hat — und wenn er um des Fürsten lederne Hosen schösse. Drum ist's noch einmal

an mir. Ich will Dir nur sagen, daß der Grödner, der mit Hocheneckers Christine recht gut zu fahren vermeinte, es recht übel mit ihr errathen hat. War's ihr als eine Jungfer eine Freud', den Maurer-Wastl um seinen Verstand zu bringen, so möchte sie jezo als Frau gern allen Mannsbildern den Kopf verdrehen. Derweilen ist sie selbst ein Narr: ein Kleidernarr, ein Spolzirnarr, ein Matschnarr, ein Fensterarr. Mit dem Jungfernkranzl hat sie auch alle Arbeitsamkeit niedergelegt. In der Kirche stolziren, wie eine Docke, das Geldl für Land und Dalkereien wegwerfen, bei allen Lustbarkeiten sehn, von früh bis spät am Fenster sitzen, und den jungen Burschen zunicken, und zwinkern und winken, als wollte sie sagen: Seht's nicht, daß ich eine junge Frau bin, die einen alten Tattl zum Mann hat, daß Gott erbarm? das ist, was die Christine jezo treibt und thut, und warum des Grödners Haushalt vorwärts geht wie ein Krebs, wie ein Seiler. Der Grödner ist nicht dumm; er weiß schon, wo ihn der Schuh drückt, und weil er doch nun einmal zu schwach ist, Ordnung zu machen, ist er noch weiter in's Unglück gerathen. Nämlich: er eifert, wie ein Türk, und das nimmt ihm am Tag den Muth, in der Nacht die Ruh. Wirft ihn oft sehen können, wie er an allen Klumfen horcht, wie er auf den Zipselzehen hin und wieder schleicht, in den Winkeln auf'm Anstand steht, und allen jungen Mandern schon von fern ein Gesicht macht, wie ein Löw. Ich selber, wie ich dastehe, hab' die Ehre, bei ihm auf der schwarzen Tafel zu stehen, weil mich sein Weib ein paarmal freundlich angelacht, und mir ist's doch nicht eingefallen, mit ihr zu sponstren. Ich bin ja noch ein kleiner Bub' gewesen, als ich für den Maurerwastl das Staarl zur Christine trug, und seither ist sie ja auch, wie ich, alle Jahre um eins älter worden; weißt?"

Seraphin schaute zwar auf dieses seinem vielverliebten Halbschwaben scharf in's Gewissen; aber der Walt

schien diesmal doch im Recht zu seyn, denn er schlug nicht die Augen nieder, verfärbte sich nicht, fragte sich nicht am Rücken. So sprach denn auch Seraphin, des Freundes Unschuld anerkennend, mit einem ernsthaften Blick zum Himmel: „Es wird demnach alles schon hier auf Erden vergolten, und — merkst Du, Walt? — jedem Fehltritt folgt die Strafe bald.“

„Wird schon seyn;“ versetzte der andre: „die Weverl wird schon 'was gespürt haben. Warum hat auch der Grödner selbiges leichtes Weibsbild, die Christine, genommen?“

„Ei, das hat er wohl thun müssen, nachdem er sich vor aller Welt mit ihr eingelassen; aber, daß er bei Lebzeit seiner Seligen dem Maurer=Wastl in's Revier ging, das war schwach, das war unrecht von ihm. Ich weiß wohl noch, wie mir's als einem Buben nicht wohl gefiel, wenn der Padrone auf dem Brunnenrand saß, und den armen Wastl trakte, und zur Christine hinauf Augen machte, wie sie auf ihn herunter. Ich konnte dazumal nicht begreifen, warum mir das an dem Mann nicht fein vorkam; jetzt versteh' ich's besser. Untreu' bringt nicht Segen. — Ja, ja, werde nur roth, Walt, und frage Dich; 's ist schon so, und wenn Du mit der Weverl noch zurecht kommen willst, so magst Du nur Neu und Leid machen. Weißt Du? im Zillerthal, und Gott weiß wo noch, war's halt nicht richtig mit Deiner Beständigkeit. Merk' Dir das für Ehur, mein lieber Bub', und, was ich Dich bitt', hänge Dich nur nicht an eine Calvinische; das wäre noch das Aergste vom Argen.“ — Worauf Oswald mürrisch, weil getroffen und verlegen: „Du bist eine müde Hack', Seraphin. Passe nur Du auf, Du selber, daß Dir beim Grödner nichts zustoßt. Ich glaube, daß die Frau Dich nicht in Ruhe lassen wird, wenn gleich Dein Herz bis dato noch von der Martina angefüllt ist, wenn Du gleich in jedem Frauenschühlein

ihre rares Füßl, in unsrer Frauen Neuglein ihre Augen siehst. Aber auch die Christine hat Augen, und welche! flankirt damit herum wie eine Mordbrennerin, und . . . nun basta, wie der Grödner sagt. 's bleibt einmal dabei, daß er nicht umsonst sich untersteht, Dich in sein Haus zu nehmen, und nur dieses hab' ich Dir beweisen wollen." — „Hast aber nichts bewiesen," entgegnete Seraphin spöttisch: „und was die Grödnerin angeht, so laß Dir Zeit und mach' Dir um mich nicht Sorge. Ich trage zwei Amulette auf meiner Brust, die mich vor der Versuchung und der Sünde wohl beschützen werden: der Mutter Ehrenzeichen, und das Herzl der Martina." — „Ein Herzl von Papier!" lachte Oswald: „das Konterfei von einem Herzen, das ein andrer hat?" — Seraphin schüttelte den Kopf. — Oswald fuhr fort: „Du Heiter, Du Nachtwandler am hellen Tag! Heb' nur selbiges Herzl auf! ein schönes Andenken! wenigstens dient es, stündlich Dich zu erinnern, daß die Weiber falsch und untreu und verlogen; und als Warnung mag das Papierschnitzl gut seyn." — Seraphin ließ ihn reden, und wie immer, wenn er's so machte, schwieg auch heute Oswald bald von dem unangenehmen Kapitel. Sie gaben sich die Hände, getrösteten sich des Wiedersehens im Winter, und verließen sich, ein jeder unzufrieden mit der Trennung, und wünschend, daß es dem andern wohl gehen möchte.

Indessen saß der Grödner daheim über Papier, Feder und Tinte, und Oswald würde recht zufrieden gelacht haben, wenn er hätte lesen können, was jener schrieb. Der Brief wäre Wasser auf seine Mühle gewesen; denn er lautete in aller Kürze: „Der geehrtesten Jungfer Prombergerin zu melden, daß unser Mann endlich hier angekommen, und ich nach Dero Vorschrift gesucht, ihn festzuhalten, was auch gelungen; zwar mit einiger Aufopferung von meiner Seite, denn Feuer und Stroh nebeneinander in einem Hause sind gefährliche Dinge; doch

„alles, um der 2c. Jungfer insgeheim zu dienen, weil Sie „doch nicht haben will, daß der Seraphin wisse, wie „soviel Sie sich um ihn bekümmert. Wünsche, daß bald „auf Ihrem Plage die Sachen sich ausgleichen, und der „arme Tropf bei Ihrem Herrn Schwager wieder zu Gna- „den aufgenommen werden möge. Erwarte baldigst Dero „weitere Befehle.“ — Schrieb's, der Grödner, trug die Depesche selbst zur Post, und holte wiederum selbst nach einigen Tagen die Antwort aus dem Kreuzwirthshause ab. Die Tante Kenerl sagte darinnen, daß noch nichts offen zu thun sey. Es habe abermals ein großer Verdruß die Familie betroffen, und den Meister Tammerl veranlaßt, eine weite Reise in's Bayern zu unternehmen, die wegen der Kriegsläufe gefährlich und wenigstens langwierig ausfallen könne. In des Meisters Abwesenheit könne übrigens, trotz aller Beweise für Seraphin's Unschuld, die Kenerl in Händen habe, zu Gunsten des jungen Mannes nichts geschehen, da seine Feindinnen noch nicht versöhnt schienen, wenn auch auf dem Wege dazu. Der Grödner möchte also um Gotteswillen die Ueberlast noch etwas ertragen, und gegen Seraphin verschwiegenen Mund beobachten, damit derselbe nicht durch irgend einen raschen Schritt selbst seiner Sache schade. — Der Grödner ergab sich in den Aufschub, denn er war mit allen seinen Schwächen ein herzoguter Mann, und liebte den jungen Blaschur mehr, als irgend ein andres Mannsbild auf Erden.

Natürlich konnte Seraphin nicht in seines Padrone Seele lesen und ahnte daher nicht im mindesten die Geheimnisse, womit sich der Grödner trug. Blaschur that seine Schuldigkeit schlichtweg, ließ sich nicht irre machen durch das lauernde Mißtrauen, das ihm die Dorfbewohner zu vermerken gaben; nicht abschrecken durch die vornehme Kälte der Honoratioren, die ihm einst so zugehan gewesen. Er benahm sich, als hätte er nur auf

- ein paar Tage seinen Dienst verlassen gehabt. Alles war ihm noch frisch im Gedächtniß. Der Krämer konnte sich auf ihn verlassen, besser als auf seine rechte Hand, und benützte insgeheim die Zeit der Muße, die ihm durch den Adjunkt wurde, seine Eifersucht fleißiger und regelmäßiger Schildwacht stehen zu lassen. Seraphin, durch Oswald aufmerksam gemacht, gewahrte bald, daß vieles, was der Maler gesagt, seine Richtigkeit hatte: der Grödner stand nicht mehr so gut, wie ehemals; die Frau war eitel, puzsüchtig, müßiggängerisch. Sie ließ sich's nach einer Jugendzeit voll Müh' und Noth, recht wohl sehn, und fragte nicht, ob's der Mann just so vermochte, wie sie's trieb. Dagegen war der Mann so schwach, ihr nicht die Wahrheit zu sagen, und sie in dem Glauben zu befestigen, daß sie einen Goldschacht auszubeuten habe, während es in der Wirklichkeit nur eine Kupfergrube war und täglich mehr sich minderte. Dazu half denn auch die einreißende Sorglosigkeit des Grödnere selbst, der lediglich nur mit seiner Eifersucht, der leidigen Handelsgenossin, Geschäfte machte, und darüber Ladentisch und Ladentassa versäumte, seine Rechnungen nicht mehr einhielt, auf den alten Kaiser hin borgte, Waaren verderben ließ, und Zug für Zug dem Ende seines Wohlstandes näher kam.

Dem treuen Diener wurde bei solchen Aspekten das Herz verzagt. Dennoch war im Hause selbst noch sehr viel gut zu machen, wenn der Grödner es verstand. Christine war nicht böse, und wiewohl gefallsüchtig im hohen Grade, doch nicht untreu. Wie gewöhnlich, war die Hälfte von dem Geschwätz, das im Dorfe über sie ausging, nicht wahr. Seraphin, der einestheils ihr Thun und Lassen genau beobachtete, anderntheils sich überzeugte, wie apart sie von dem ruhelosen Grödner gehütet wurde, konnte nicht anders, als ihr das beste Zeugniß geben, und er that's so gerne! War er doch selbst

unter der Zahl der auf Erden Verkannten. Der Werth Christinens stieg in seinen Augen im Verhältniß zu der Verläumdung, womit man ihren Ruf gern zu bemakeln suchte. Nichtsdestoweniger wollte gerade zur nemlichen Zeit Christinens Werth, bis dahin im Kern unerschüttert, wankend werden, und der junge Beobachter — merkte gleich der Bescheidene in seiner Seelenreinheit nicht eine Spur davon — trug selbst die Schuld dieses Wankens im Geleise der Pflicht.

Wie das Wohlgefallen an einem unverdorbenen jungen Mann, das Mitleid mit dessen standhaft getragener Trauer, wie der leicht erregte Wunsch, einem Verlassenen die Liebe zu ersetzen, die ihm treulos den Rücken gewiesen, ein weibliches Gemüth und weibliche Sinne umstricken, berücken, verhexen können, mußte leider die Grödnlerin seit Seraphins Eintritt in ihr Haus empfinden, und an einem schönen Morgen wahrnehmen, daß ihr kaltes Herz warm geworden und ihre Gefallsucht ganz den Ton geändert. Das stolze Allegro, womit sie vor dem alle Männer, die ihr gefielen, schon vornhinein versagend, aufgefordert, hatte sich in ein demüthiges Lied verwandelt, in ein Bettlerlied. Christinens unversehens aufgeschlossene Liebe stand schüchtern, wie eine zu aller Demuth bereite Magd vor der Schwelle des Jünglings, den sie als Meister verehrte, und der Jüngling hörte nicht einmal ihr leises Klopfen; der Undankbare!

Dennoch war er der stillen Freundin zugethan, denn sie sorgte für ihn und ging mit ihm um, wie eine ältere Schwester mit ihrem jüngern Bruder. An der Stelle, wo die erste Grödnlerin den Knaben fast hinsterven ließ an Hunger und Fieber, wurde der Jüngling wohl gepflegt, gütig angesprochen und behandelt, als gehörte er zu der Familie. Das that allerdings sehr wohl; just in diesem Hause, wo der Knabe gelitten, unaussprechlich wohl. Schon darum hielt Seraphin große Stücke auf

Christine, und wünschte einzig, der Grödner möchte einmal einsehen, wie er's zu machen, um den Frieden und das Glück in's Haus einzuführen, und darinnen festzuhalten, wie einst der Kapuziner ein Gespenst im Sack fing, und Idelstein's Nepomuk den Teufel im freien Feld.

Indessen verging aber die Zeit, und Seraphin's heimliche Sehnsucht, den Wachtmeister oder die liebsame Martina selbst aus Italien zurückkehren zu sehen, blieb getäuscht. Er fand sich einsamer, unbefriedigter, verdrossener als je.

Da traf es sich — die Ungarn hatten just in Preßburg ihre Säbel einmal zur rechten Zeit gezogen, und ihr neues Evangelium: „*Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!*“ war schon, auf gut deutsch übersetzt, die Donau heraufgeschwommen und bis in's Herz der Alpen gedrungen, als eine wahre gute Botschaft — die Burgeiser machten einen Feiertag deswegen und wiederholten im Wirthshaus den Ungarnspruch, bis ihnen die Augen übergingen, und der Grödner hatte willig oder nicht willig die Einladung des Anwalds zu einem kleinen Abendtrunk im Herrenstübl annehmen müssen, — da traf es sich, daß am spätern Nachmittag die Frau Christine und Seraphin Plaschur zu Hause saßen, und hatten Karten gespielt, und waren des Spiels überdrüssig geworden. So sagte die Grödnerin zu dem Ladendiener: „Weißt was, Seraphin? Erzähl' mir 'was von Deinen Reisen. Du kannst alles so fein vorbringen; ich hör' Dir so viel gern zu!“ —

Worauf der junge Mann: „Ich hab' der Frau schon nach der Schnur alles erzählt, weiß nichts neues mehr.“

Worauf die Grödnerin; „Was gilt's, Du hast noch gar viel im Borrath? Von einem Kapitel hast Du auch nicht ein Wörtl angegeben.“

Worauf der junge Mann: „Was für ein Kapitel meint die Frau?“

„Ei nun, das von der Lieb' meine ich.“ — Davon kann ich einmal nichts erzählen. Meine Lieb' war in Imst; eine andre für mich nicht auf der Welt. So reist' ich ohne Lieb', wie ohne Roß. Und als ich heim kam, — siehe: war meine Lieb' indessen gestorben und begraben. — Die Frau weiß ja schon die Geschichte.“

„Ja wohl, ja wohl, Du guter, armer Seraphin. Es muß recht traurig seyn, zu verlieren, was man von Herzen gern hat.“ — „Nun, das versteht sich. Geb' Gott, daß die Frau es nicht einmal erfahren muß. Aber reden wir von was anderm.“

„Meintwegen. Erzähl' mir denn von der Lieb' bei andern Leuten. Ihr Vogeltrager sollt — man hat mich so berichtet, weiß nicht, ist's wahr? — Ihr sollt hie und da in großen Städten gebraucht werden, um Briefl'n zu tragen und Bestellungen zu machen. Ist das wahr, und ist Dir nicht auch dergleichen passirt?“

„Ja freilich ist's wahr; und mir selber ist schon ein paarmal solch ein kleines G'schaftl vorgekommen. Hab's meistens ausgeschlagen; ein einzigmal hab' ich's nicht abschlagen mögen. 's war so ein blutjunger und höflicher Herr . . . die Gutheit hat ihm aus den Augen herausgeschaut. Es war in Amsterdam. Er hat mich auf der Prinzengracht — wie sie's dort heißen — angetroffen, flugs angedet und zwar deutsch, den schönsten Vogel, den ich trug, mir abgehandelt um einen raschonen Preis, und mir ein ansehnlich Präsent noch oben drein versprochen, wenn ich einer Jungfer, die er mit bezeichnen würde, einen Gruß und ein paar geschriebne Worte von ihm bringen wollte. Er hat so wehmüthig

gebeten; es war ihm so viel viel Ernst; ich war dazumal auch noch ein Bräutigam und hätte gern die ganze junge Welt miteinander copulirt gesehen, mich vornedran mit selbigem Madl, das die Frau weiß kurz, ich hab' Ja gesagt, und bin in das Haus der Jungfrau hineingegangen ohne Furcht und Herzklopper. Wir Tiroler haben im Reich und in aller Herren Länder das Privilegi, gradaus gehen, und wie uns der Schnabel gewachsen, reden zu dürfen. Die fremden Leute nehmen's nicht übel; noch mehr: sie glauben nicht, daß wir ächte Tiroler sind, reden wir nicht brav grob und duzen wir sie nicht, und geh'n wir nicht gradzu ohne anzukloppen. Nun, ländlich süttlich. Ich geh' also zu der Jungfer hinein. Die Frau kann sich nicht vorstellen, wie schön und prachtvoll es dort ausfah. Der Vater von selbiger Person ist ein großes Thier bei der indianischen Compagnia gewesen; sie heißen's dort Bewindheber. Aber wahrlich ist ihr Reichthum nicht Wind und Blendwerk. Die Fußböden waren vom rarsten Holz und farbig eingelegt, die Fenster von Spiegelglas, die Türhangln von purer schwerer Seide, und was überhaupt an unserm Hausrath Holz und Tuch ist, das war in selbigem Haus von Gold und Messing und Sammet: Herz, was begehrt Du? Du kriegst's. Mein junger Herr hat seinerseits von all' den Wundersachen nichts begehrt, als sein Tiendl, die freilich etwa das Schönste im Haus gewesen ist; so weiß und rein, so sauber und freundlich hat sie hergeschaut, und Geschmuck an ihr gehabt für viele tausend Gulden, sollt' ich meinen. — Ich hab' meinen Auftrag ausgerichtet und das Briefl übergeben, wie mir geschafft war, und in meinem Leben vergeß' ich die Freud' nicht, die das arme liebe Mauserl gezeigt hat. Sie hat das Briefl gebußt und mir die Hand gedrückt, — ja, ja, die Hand; warum schaut die Frau so finster her? da die

rechte Hand ist's gewesen; — hat in einem Schachterl herumgesucht, und mir alsdann einen großen Granatstein verehrt. Weiß die Frau? so groß, wie ihn oft bei uns zu Land die Schützen als Flintenstein aufsitzen haben. Nun: ist, wie ich glaub', die Verehrung nicht gar stattlich gewesen, so hat sie mir sie doch mit ihren weißen Handln gegeben; noch mehr: sie hat auf meine Bitt' den Stein auf meiner Mutter Halsbagl geheftet, und ich hab' ihn also noch als ein Andenken. Gott geb's, daß die beiden Leutln zusammengekommen sind. Glücklich werden sie schon geworden seyn, und ich gön'n's ihnen, wenn ich's auch selber nicht bin." —

„Ich hätt' Dir 'was bessres gegeben zum Postertrinkgeld, als den ei-fältigen Granat;“ sagte die Grödnerin mit einem scharfen Blick. — „So? was denn?“ fragte Seraphin.

Die Grödnerin sagte schelmisch: „Los“; ich will Dir auch eine Geschichte erzählen. Es ist einmal eine Königin gewesen, die gar schön von Gesicht und Gestalt war, und keine Eltern mehr hatte. Sind die Herren von ihrem Hofstaat gekommen: der Pfleger und der Anwald und alle Dorfmeister, und haben ihr zugeredet, sie möchte doch heirathen, und sie wüßten einen raren Prinzen, der sie zur Ehe verlangte. Meintwegen, hat die Königin gesagt, und — wie's bei vornehmen Majestäten Schick und Brauch ist, hat's nicht lang angestanden, so ist ein Kurier gekommen, und hat der Königin das Bilniß von selbigem Prinzen gebracht, und gefragt, ob's was mit der Hochzeit werden sollt' oder nicht. Da hat die Königin sich nicht lang besonnen und zur Antwort gegeben: „Mit der Hochzeit ist's nichts, und ist doch wieder etwas; denn der Kurier gefällt mir besser als der Prinz, darum laß' ich den Prinzen bei Seiten, und heirathe den Kurier. Es ist auch also geschehen.“

„Gut für den Kurier;“ lächelte Seraphin, da er eine Weile vergebens auf eine Fortsetzung der Geschichte gewartet hatte: „was kommt aber weiter?“ — „Nichts, als daß die Leutln wohl recht fein mit einander gewesen und selig gestorben sind;“ erwiderte die Grödnerin, und sah ihren Zuhörer abermals mit spitzigem Blick an.

„Amen; aber was will denn die Frau eigentlich mit der Historie?“ fragte Seraphin befremdet. „Ich will damit nur sagen, daß mir, am Platz der holländischen Jungfer, der Briefbesteller lieber gewesen wäre, als der junge Herr. Weißt Du's nun?“

— „Ich?“ — „Du.“ — „Die Frau sagt's im Spott.“ — „Nein, 's ist mein Ernst.“ — „Wo denkt die Frau hin? ein armer Vogeltrager und ein reicher junger Herr“ — „Seraphin, Du Patscher: wer Augen im Kopf hat, wie Du, und so ein lieb's Gesichtl und Gemüth, der ist reicher als ein goldner Stadtherr.“

Jetzt ging dem ehrlichen Seraphin ein Licht auf, und zur Tafel wurde es, da ihn die Grödnerin auf einmal bei der Hand erwischte, und ihm sagte: „Schau nicht so traurig her; ich kann nichts dafür; ich hab' Dich halt so viel gern!“

Seraphin sprang in die Höhe; nicht allein aus Schrecken vor der Leidenschaft, die ihm so plötzlich ihre Maschera in's Gesicht warf, sondern im Schrecken vor sich selber, denn er wußte nicht wie ihm geschah, berührt von Christinens weicher Hand, angeblitzt von ihren ausdrucksvollen Augen. Die Gefahr ahnend, die gählings wie eine Schlange mit aufgesperstem Rachen vor ihm in die Höhe stieg, verstand er sich nicht anders zu helfen, als indem er grob wurde, und zwar um so gröber, je weniger er sich selbst in dem verführerischen Handel zutraute. —

„Wär' mir nichts lieber! da müßt' ich schon bitten!“ stotterte er wild heraus, seine Schwäche in die Löwen-

haut verummend: „ist die Frau bei Kopf? hat da einen Mann, den besten auf der Welt, und der Mann ist mein zweiter Vater, und Sie schämt sich nicht, und ich soll mich auch nicht schämen, und . . . ? ich mag's gar nicht aussprechen! Steckt hinter Ihrer Gutheit denn der leidige Satanas? weiß Sie denn nicht, daß unser Herrgott da von der Mauer auf Ihre Praktiken herunterschaut? Wenn er schon von Holz ist, so müßt' er seine Augen verkehren, wenn ich mir einfallen lassen könnte . . . ! ich dank', Frau . . . ich dank' . . . aber bewahr' mich Gott vor der Sünde!“

Angstlich hatte ihm anfangs die Frau zugewinkt, daß er schweigen möchte! aber die Eitelkeit überwog bald bei ihr die Angst. Es schien ihr unerträglich, von dem jungen Mann verschmäht zu werden; darum entgegnete sie bissig, bei der ersten Pause, die er machte: „'s ist schon recht, 's ist schon gut. Ich bitt' Dich, keuscher Joseph, sey still. Das ist mir einmal in der Welt passiert; es soll mir eine Warnung seyn; ich werd' gewiß nimmermehr mein gutes Herz einem Ruechen von Mannsbild aufthun; gewiß nicht mehr.“ —

„Das wird grad recht seyn;“ entbot ihr Seraphin, noch immer wild, weil feig, und auf sichern Rückzug denkend: „das kann Ihr schon eine Warnung seyn, . . . und wenn ich der keusche Joseph bin . . . nun, so ist's erst nicht so übel, und besser ist's, man laßt den Mantel im Stich, als die arme Seele . . . und . . . wo ist denn mein Hut . . . ? ja, wo find' ich meinen Hut? Wir dürfen einmal nicht mehr beieinander seyn im Dunkeln und so ganz allein.“

Der armer Schelm suchte seinen Hut vergebens, obgleich derselbe vor ihm auf der Bank lag, oder am Nagel hing. Es war dunkel zwar, doch nicht stockfinster, und Seraphins Auge gewöhnlich falkenhell. Diesmal

hatte ihm's indessen die Hete angethan; er schoß umher, ein stürmischer Vogel im engen Kästch, und überall leider, in jedem Winkel sah er leuchtend aus der Dämmerung der Grödnerin verliebtes Gesicht, ihren runden Nacken, — kurz alles, was ihm an ihr auf einmal so unbändig wohl gefiel, daß er vor Angst außer sich kam. — Die Grödnerin ihrerseits sah auch nur ihre Schmach vor Augen, und weil die Dämmerung ihre Schamröthe verbarg, traute sie sich, ihren Verdruß recht herauszusagen: „Stell' Dich an, wie Du willst, wirst mich doch nicht glauben machen, daß Tu ein Stück Holz seyst. Aber ich weiß schon: ich gefall' Dir nicht; kannst mich nicht gern haben: bin schon zu alt für Dich. Wär' ich ein Fraß von sechzehn Jahren, sollte mir die Schande nicht begegnet seyn!“

Worauf Seraphin mit einem Eifer, der einen untheiligten Zuhörer in das ausgelassenste Gelächter versetzt haben würde: Ach mein, Plitschles=pletschles! das weiß die Frau besser; das sagt sie grad' nur mit Fleiß. Wär' Sie schiach wie die alte Grödnerin, so thät' ich mich vor ihr schrecken wie vor einem grauslichen Beißwurm, oder ich thät' ihr unter die Nase lachen aber eben weil Sie sauber ist, sollt' Sie einen ehrlichen Kerl nicht in Angst setzen, und ihm ein Uergerniß geben. Und es hilft doch nichts, gar nichts; ich lauf' eher davon. Ich wollte, Sie wäre so recht von Herzen schön, wie es von unsrer Landesfürstin heißt; ich wollte, Sie wäre die Schönste auf der Welt, daß ich recht beweisen könnte, wie so viel Ernst mir's ist mit dem, was ich sage. Und wär' die Frau unsre Königin selber, ich könnte halt' nicht anders; denn ich hab' nur einen Gott und eine Lieb', denen bin ich treu, und will mein Gewissen nicht beschweren. Heb' Sie das ihrige fein auf; es ist Ihr schier in die Schuhe gefallen, und geh'

die Frau in sich! — Ha, da find' ich mein Hütl. Nichts für ungut, Frau, und leb' Sie wohl. Ich hätte nicht gedacht, daß mich einmal die Lieb' aus diesem Hause werfen würde; aber so man lang lebt, so man alt wird, und täglich lernt man neues. B'hüt Gott die Frau!" — Seraphin schoß wie ein Pfeil aus der Stube, auf die Gasse. Die Grödnerin wollte ihm nachschreien: er war über alle Berge. —

Ein Glück, daß der Krämer mit einem kleinen Stieher heimkam. So bemerkte er nicht die rothgeweinten Augen seines Weibes. — „Wo ist Seraphin?“ fragte er. — „Ich weiß nicht,“ lautete die kleinmüthige Antwort. — Der Grödner suchte seinen Diener auf dessen Kammer; alles still und leer. „Was gilt's, der Bub' thaut auf, und fensterlt irgendwo?“ — „Ich weiß nicht,“ hieß es wieder. — „Ich weiß aber, daß Du heute erschrecklich langweilig bist, Christine.“ — „Es wird schon sehn.“

Die Frau sagte dieses mit der Demuth eines bösen, aber empfindlich gewarnten Gewissens. Sie hatte es, nach Seraphins Wunsch, wieder aus dem Sande aufgefischt, und alsbald sich das Versprechen geleistet, zu ihrem Nutzen zu verwenden, was Seraphin in seiner Erbitterung ihr dick und dünne herausgesagt. „Das soll mir nicht noch einmal passiren!“ gelobte sie sich im vollsten Ernst. „Der grobe kalte Schroll!“ schimpfte die Eitelkeit. — „Und doch möcht' ich keinen andern!“ setzte das bessere Gefühl hinzu.

Seraphin kam am folgenden Tage nicht mehr zum Vorschein. Wohin er gekommen? niemand bis auf Einen wußte davon Bescheid zu geben, und der Eine war stumm wie das Grab. „Ist der Mensch fortgelaufen als ein Narr?“ fragte der Grödner. — Christine schnaufte nicht ein Silbchen. Noch einige Tage

flossen hin, — keine Nachricht. Der Winter, der überraschend frühe und verheerend einbrach, beschäftigte bald alle Leute, und Seraphin wurde, wie es zum wenigsten schien, von ihnen vergessen. Von der Grödnerin ist mit Ehren zu melden, daß sie in der That des jungen Bußpredigers Ermahnungen sich zu Herzen nahm, aus lauter Verdruß ihren Mann zu lieben anfing, und daß sich dabei Handel, Acker, Haus und Wiege wohlbefanden.

Sechstes Kapitel.

„Ach, Mutter mein, wie kalt, wie kalt!

— „Es heult der Wind durch Berg und Wald.“ —

„Ach, Mutter mein, so weiß, so weiß!

— „Das Land ist voll von Schnee und Eis.“ —

„Ach, Mutter mein, die Luft wie roth!“

— „Der Winter macht den Sommer todt.“ —

Seraphin's Verschwinden aus des Grödners Hause und Burgeis hatte seinen ganz natürlichen Hergang gehabt. Wenn auch wunderliches dabei im Spiele — Wunderbares war nicht dabei. Die selige Mutter hatte ihrem Sohne von Kindesbeinen auf stets wiederholt, daß man jede Versuchung zum Bösen stracks von sich zu weisen, oder — besäße man dazu nicht die hinlängliche Kraft — vor dem Versucher die Flucht zu ergreifen habe. Seraphin hatte die mütterliche Lehre befolgt; der ihm bisher noch nie vorgekommene Sturm seiner Sinne, den der Grödnlerin Händedruck angezettelt, hatte ihn gluthschraubend festzuhalten versucht, jedoch zugleich ihn gewarnt. Glücklicher als viele, durchbrach der junge Mann die Netze, die ihn umfingen, und lief, und lief in Nacht und Nebel hinaus, bis er in Laatsch, einem Dorf an der Mündung des Münsterthals, wieder zu sich kam. — Dort lag er über Nacht in einer stillen Scheune und führte Krieg mit der falschen Schaam, die ihn unter den Pantoffel zu zwingen versuchte, indem sie ihn hohnneckte: „Da bist Du wieder ein Landgeher geworden, ein närrischer, lächerlicher Tropf, der süße Speise,

wonach ein Duzend andre Bursche und reife Männer die Finger gelect haben würden, von sich stößt, als hätte man ihm Jalappa und Mithridat vorgesezt! Mit Dir mein Hans Dottl, ist nichts anzufangen. Kaufst Dir die Haare auß, wenn Dich die Leute nicht mögen; bist unglücklich und zwider, wenn Sie Dir Hand und Herz entgegenstrecken. Du wirst nimmer eine bleibende Statt finden; denn wie Du's wünschest, kann's nirgends so grad auf den Stipfel sehn, und also gute Nacht; grab' Dich ein im Wald und werd' ein Einsiedl., mein Bub', bei klarem Wasser und rothen Hetschepetsch G'segn's Dir Gott, an Dir ist Chrisam und Tauf verloren."

Wenn gleich! dieselbige innere rebellische Stimme schalt und höhnte, daß es ein Graus war, so ermahnte sie doch mitunter leislich, umzudrehen, der Grödnerin abzubitten, und zu naschen von der dulscha spisa, wie Egidi zu sagen pflegte; aber da war doch immer gleich der ehrenfeste Widerspruch bei der Hand, den das Gewissen that und Martina's Gedächtniß, und der rechtschaffenen Mutter tagtägliche Lektion. Und Seraphin schlug sich wacker auf die Seite der ehrlichern Freunde, und beschloß, in Gottesnamen weiter zu gehen, und nicht umzukehren. „Nein, nein!“ redete er sich selber zu: „wenn der Dieb ein Geld sieht, stiehlt er's; wenn die Katz die Butter g'spürt, so schleckt sie; und, weiß Gott, was ich auf einmal vom Dieb und von der Katz' an mir habe! Ich hätt's nie geglaubt, daß mir so schlechte Kreaturen in der Haut steckten. Mein! weit vom Schuß und so weiter. Ich kann ja dabei nur gewinnen. Entweder verzeiht mir die Grödnerin meine Grobheit, und meine arme Seel' ist verdammt, oder sie thut's nicht; und hernach gnad' mir Gott! wie es einem zornige Weiber ko-chen, hab' ich schon versucht. Also fort; so weit mich

die Schuhe tragen,' und mögen die Burgeiser sagen, was sie wollen!"

Damit in's Reine gekommen, schloß er ein wenig. Als er mit dem kalten Morgenroth erwachte, nahm er den zweiten Punkt vor. Wohin sollte die Reise gehen? Ein paar Petzl'n im Sack, ein karges G'wandl auf dem Leib, und kein Bündel oder Felleisen auf dem Rücken, — aus eignen Mitteln konnte er nicht weit kommen. Dessen ungeachtet spann sein bißchen Fantasie, oder seine Liebe, oder der Teufel, — wer weiß, wer die Spindel gehalten? — in seinem Kopf ein lockendes Märchen zusammen. Nämlich: er marschirte etschabwärts an denselbigen Gardsee, den er schon im Geiste gesehen, . . . in die kanonengespickte Festung hinein, und wurde dort Soldat, stand auf der Wacht vor dem Gefängniß seiner Martina und ihres alten Bosnickels; und eines Tags kam Martina heraus, fiel ihm um den Hals, sagte, sie könne es nicht mehr aushalten, und wolle mit ihm davonlaufen, und er besann sich nicht, und sie liefen . . . nach Rom . . . nach Jerusalem . . . in's alte Paradies . . . auf eine wilde Insel . . . —

„Dummheiten!“ unterbrach Seraphin sich selber, als ob er der alte Idelstein gewesen wäre: „ist denn auf Erden ein Schlagbaum, worüber der Teufel nicht setzen kann? Von mir ganz zu schweigen — wäre aber Martina nicht der Braten Nummer zwei, der dem bösen Feind in den Rachen fiele, wenn wir auf der wilden Insel säßen, sie, die Frau eines andern, und ich ein Verbrecher am sechsten Gebot? Basta mit dem unreinen Gedanken. Ich kann's der Grödnerin nicht vergeben, daß sie da in mir ein Kammerl aufgesperrt hat, daß besser verschlossen geblieben wäre. — Nun bleibt mir aber nichts übrig, als dem Walt nachzulaufen. Und hab' ich nicht da zur rechten Hand den Weg nach Taufers und Münster? Dort liegt ja die Schweiz, und

Thur wird von einem geschwinden Fußgänger wohl noch zu erreichen sehn, und dort ist der Walt . . . wird der mich auslachen! was schadt's? und dort ist der gewisse Lawack, und der sagt mir vielleicht von meinem Vater, und wer weiß, wozu das alles gut ist?" — Wie gedacht und gesagt, so geihan. Seraphin kehrte dem Morgenroth den Rücken, und ging die von ihm bezeichnete Straße, nicht unähnlich einem Schübling, der, dem Ueberreiter entsprungen, den verschwiegnen Bergwald mit Hast zu erreichen strebt.

In Taufers hat er gerastet, und, wie er meinte, für lange Zeit den letzten vaterländischen Wein gekostet, und bald darauf ist er in Münster gewesen, wo es schon brav graubündnerisch zugin in Rede und Sitte, wie wohl noch des Volkes Anhänglichkeit an den katholischen Glauben groß, wie bei den Nachbarn im Tirol. Dort war dem ehrlichen Flüchtling beschieden, das letzte Landsmanngesicht zu begrüßen: den Maurer-Wastl. Dieses Zusammentreffen hatte etwas Bedeutsames an sich. Vor der Grödnerin lief Seraphin staubaus; an ihr Opfer, den Wastl, rannte er. —

In Burgeis hatte man sich gewöhnt, zu glauben, der Wastl sey im Kopf wieder ganz richtig geworden, weil er sich von den Menschen zurückgezogen, keine auffallenden Streiche mehr gemacht, der Christine nicht mehr nachgelaufen, und dem Sitz auf dem Brunnenrande Ade gesagt. Allerdings war er — wohl ihm! — ruhiger, aber nicht fleißiger, verschämter vor den Leuten, aber nicht gar geistesstark in seiner eignen Gesellschaft geworden. Statt, wie vordem, einem Weibe nachzulaufen, haßte und nied er nun das ganze Geschlecht; nicht selten mißhandelte er thätlich so Frauen als Dirnen, die ihm zu übler Stunde begegneten. Statt, wie vordem, seinen Tag sozusagen an einem Fleck, wie angenagelt, hinzubringen, lief er gewöhnlich auswärts um-

her, krefelte am wilden Berge auf und ab, trieb Kräutersammlerei auf seine Manier, nämlich ohne Wissen und Vernunft, und kehrte häufig mit einer Kräutelweihe von Schweizerbosen und ähnlichem Geniste, von langwierigen Wanderungen heim, stolz, als trüge er die Hände voll mit Enzian und noch kostbareren Gewächsen. Just mit einer ähnlichen Ausbeute beladen, stand er auf einmal in der Mitte des Val Mustair *) vor dem eifrig berganschreitenden Seraphin.

„Dyo! wohinaus?“ rief er den Flüchtling an. — „In die weite Welt,“ antwortete dieser. „Du:“ warnte Maurer-Wastl mit bedenklich erhobnem Zeigefinger, als hätte er durchschaut, was sich mit Seraphin zugetragen: „Du, wenn Dich die Grödnerin derwischt!“ — „Ei,“ lachte der andere: „das macht mir keinen Kummer, wenn Du ihr nicht sagst, wo Du mir begegnet bist?“ — So ernsthaft, als hätte er den theuersten Schwur abzulegen, versetzte Wastl: „Beileibe; stumm wie ein Fisch. Aber wohinaus denn?“ — „Narr, über'n Berg; siehst Du? dort hinauf über Fuldera, über'n Ofen**).“ — Wenn ich Du wäre, ich thät' nicht gehen.“ — „Warum nicht, Wastl?“

Wastl drehte den Kopf nach allen Seiten, wie ein Rab auf hohem Baume. „G'spürst Du das Windl?“ fragte er wichtig. — „Ja, 's geht frisch über'n Berg herab; es herbstelt halt ein bissel.“ — „Ich sag Dir: es wintert. Geh' nicht über'n Berg.“ — „Ach, der Winter ist noch weit; was denkst Du denn?“ — Wastl zeigte kopfschüttelnd gen Himmel: „Der Mond ist jeto krank;“ sagte er: „siehst Du auch die Schlafhauben auf

*) Münsterthal.

***) Ein Paß, durch welchen man aus Bintschgan in das bündnerische Inngebiet gelangt; Forno heißen von den Schmelzöfen, die ehemals dort im Gang gewesen.

dem Pizz *) dort, und da und da drüben?" — „Was geh'n die mich an? Leb' wohl, Wastl.“ — Wastl fing den Eiligen bei einem Zipfel seines Gewands.“ Bleib' da, sag' ich Dir!“ schrie er: „Siehst den zottigen Mann, der dort herüber schaut? Er lehnt sich aus dem Himmel herunter, hat Schnee und Eis im Maul; siehst Du den Winter nicht, den alten Brummler? Die über'n Berg gehen, sind des Todes. Glaub' mir doch, Seraphin.“ — Der junge Wanderer stieß, da sich Wastl's Berrückttheit zu entwickeln begann, den Warner heftig von sich, und machte sich davon. Noch lange hörte er den Blödsinnigen lamentiren und in die leere Luft hinaus predigen, bis endlich der wachsende Raum zwischen Beiden des Narren Warnungsstimme verschlang. — In Fuldera lag Seraphin über Nacht im stockroman'schen Lande. — Der Unterricht seines Onkels hatte bei ihm so viel gefruchtet, daß er recht gut verstehen konnte, was die schwatzenden Leute neben seiner Kammer miteinander plauderten. Sie theilten sich lauter üble Wetterbotschaften mit; der Eine wollte dieses, der Andre jenes beobachtet haben, diese, jene Prophezeihung gehört haben. Alle stimmten darin, daß wer da noch eine Wandrung in die Nachbarschaft vorhätte, gut thun würde, sie je eher je lieber abzumachen, indem am Himmel wunderbare Dinge vorgingen, und der Jahreszeit zum Troß der rauhe Winter da seyn würde, ehe man sich dessen versähe. — Dem Bintschger fielen bald des Maurer=Wastl Worte ein. Mancher würde schon von diesen letztern bewogen worden seyn, wieder umzukehren, denn häufig spuckte auf dem Lande noch das Vorurtheil, daß der Narren Rath und Warnung höhern Ursprungs sey. Als nun Seraphin von so vielen Stimmen bestätigt hörte, was der Maurer=Wastl ihm angedroht, war er auf dem Punkte,

*) Pizz; (romanisch)= Bergspitze.

verzagt zu werden; aber da war schnell die falsche Schaam, in ein andres Mäntelchen verhummt, bei der Hecke, und malte dem Jagenden mit dickem Pinsel die Schande und den schadenfrohen Spott vor, den die Burgeiser ihm spendiren würden, wenn er so plötzlich wieder vom Himmel fiel, und seine Reise aus Furcht vor den Elementen aufgäbe; dergestalt, daß sein ganzer Stolz in Allarm gerieth, und er lieber mit sehenden Augen sich in einen feurigen Pfuhl begraben hätte, als daß er klugerweise der dringlichen Gefahr entronnen wäre. — „Was wissen die Roman'schen?“ fragte er sich, die Nase rümpfend, und entschlummerte mit leichtaufgebauten Hoffnungen für den nächsten Tag. Am Morgen desselben wunderte er sich selbst über die Veränderung des Wetters. Kein Luftzug mehr; das Firmament grau und wolkig thalabwärts über Balcava und Santa Maria hinaus; aufwärts schon dunkler über dem Alpendorf Gierf; schwarz wie Gewittergewölk über dem Buffalora, dem Höhepunkt des bedeutend hohen Passes am Ofen. Nicht ein Strahl der Sonne ließ sich in Osten sehen; zahlreiche Schwärme von Schneegänsen ruderten wie hinter Florgardinen mühsam durch die schweren Nebelmassen; aber lautlos war in den Lüften wie auf der Erde alles, was da stiebt und fliegt. — „Der Winter?“ lachte Seraphin dreist zum Berg empor, obgleich ihm das Herz nicht allzuruhig unter der Jacke schlug: „Was für Sekten! Ein Donnerwetter mag kommen; das ist möglich, und naß können wir werden, aber ein Spiel mit Erfrieren und Ersticken, wie dazumal zwischen Mals und Burgeis, ist heut nicht zu befürchten; das ist einmal gewiß.“ — Mit solcher Ueberzeugung trat er muthig vor's Haus. Seine Wirthin rief ihn an: „Bleib da, bleib da! es kommt ein Wirbelwind, es kommt ein dunkles Gähwetter!“ — „Bah, pah!“ antwortete er: „ist denn von hier der Weg so weit bis auf den Ofen? Von dannen

geht's denn meistens durch tiefe Waldung nach Bernez am Inn — und dort — wahrlich! von hier keine Tagereise, die der Mühe werth — denk' ich zu übernachten, wenn das Wetter grob werden sollte.“ — „Bist noch nicht dort, bist noch nicht dort, leichtsinniger Junge!“ Seraphin fehrte sich ärgerlich von der zudringlichen Unglücksprophetin ab, und strebte vorwärts; doch war in ihm die Ahnung aufgeweckt worden, als gehe er einer schlimmen Wendung seines Schicksals oder gar einem bösen Ende seiner Tage entgegen. —

Zu jener Zeit stand, ungefähr auf demselben Platze, wo heutzutage das Wirthshaus „alg forn“ zu sehen, eine alte Schenke, die in noch frühern Jahren eine Eisenschmelze gewesen war. Eingesenkt in die Wellungen des Hochpasses, angelehnt an eine der baumlosen Anhöhen, die den Saumpfad beherrschten, bot sie eine kümmerliche Zuflucht vor dem schlechten Wetter, eine wenig erquickliche Herberge dem müden und durstigen Pilger. Die Säumer und Karrenführer, die aus den wilden Gründen von Bernez heraufkamen, pflegten ihre Thiere dort zu tränken und mit einer Handvoll Heu zu füttern. Andres war für die Thiere nicht vorhanden und für die Herren selbst wenig mehr als ein Stück vom Alpenkäse, ein steinharter Roggenkuchen, und ein Trunk des kopsbrecherischen Bündnerweins. Die Schenke war nicht wohl beschaffen, Gäste über Nacht aufzunehmen. Die Herberge auf dem Sauffen war ein bequemer Ballast, gegen die demüthige Hütte auf dem Forno gehalten. — Zu jener Zeit auch hauste als Wirthshauseigenthümer oder als Beständer dort oben in der fahlen Wildniß ein Mann, den seine Abgeschlossenheit von der gebildeten Welt ziemlich ungesellig gemacht hatte. Ein Wittwer, ohne Kinder, von Knecht und Magd besorgt, die ihm an Einfl-

bigkeit und einsiedlerischer Scheu nicht nachstanden, pflegte er nur mit dem Fasse engere Kameradschaft. Der Wein, in dessen Ermanglung der Branntwein — es fehlten nicht selten Tage des Mangels im Forno ein, wenn die Zufuhr von Lebensmitteln erschwert worden — war seine Lebensessenz, der Quell seines Lebensmuths; dann und wann auch seines Gesangs. Seine Arbeit? sie war bald gethan, denn die Magd besorgte die abenteuerliche Küche, der Knecht mähte das saure Heu im Grunde, die wohlriechenden Gräser auf den Höhen. Seine Unterhaltung? sie war sehr einfach. Am Fenster saß er, wenn die Sonne schien, und zählte die Bergamaskerschafe, die auf dem Buffalora, ihm gegenüber, weidend hin und herwandelten, oder wartete geduldig der Vorüberziehenden, die ein paar Blutzger in seiner Hütte zurückließen. Wars **Aura scüra**, auf deutsch finster Wetter, so ließ er in seinen vier Pfählen für sich allein die Sonne in er Weinflasche aufgehen, und schlürfte Strahl für Strahl derselben ein, bis in seinem Haupte Nacht wurde. Ein vergnügliches Leben, so einen und alle Tage hindurch, vom ersten Jänner bis zum letzten Dezember.

Da saß er auch am Morgen, da es so finster und schwarz über das Joch herkam, wohl eingeriegelt in seinem Hause — die Vorsicht schadete nicht — vor seinem künstlichen Sonnenaufgang, und zählte zum Zeitvertreib die Sprünge des Zeigers auf der Schwarzwälderuhr; lugte durch die runden Scheiben des schmalen Fensters, und seufzte. Da waren nicht mehr die welschen Schafe zu schauen, die großen, rauh wolligen, und ihre Hirten nicht mehr, das braune Gesindel, das in der Hitze gleichsam nackt lief, und beim Winde in Felle froch, und gleich Schafen selbst, die etwa zum Spaß auf zwei Beinen marschiren, das Asyl in der Schenke suchte. Der Herbst hatte die Heerden und ihre Regenten schon über

den Umbrail *) in die Heimath zurückgejagt. Da kamen nicht Pferde, nicht Muli, nicht breitgestirntes Ochsen-
gespann des Wegs, um das karge Mahl der Reise
einzunehmen. Alles leer, alles öde. Im Hause
selbst rührte sich nichts. Die Magd war zum Beistand
der freisenden Schwester nach Santa Maria geeilt; der
Knecht mit einem lahmen Pferde zum Viehdoctor gen
Bernez geschickt worden; zugleich mit dem Auftrag, wo
möglich einen Menschendoctor im Tausch heraufzubrin-
gen nach dem Forno, der so weit von Menschen und
Feldern und menschlichen Sitten. — Alles öde, alles
leer. — Doch siehe: es zuckt am Himmel, als ob ein
Umhang gelüftet würde, eine zweifelhafte Helle auf,
und stracks wird's lebendig wenigstens in der Luft. Sie
klopfen oben ihre Federbetten aus, sie schütteln nuth-
willig ihre Baumwolle zur Erde. Es fliegt und stäubt
und funkelt und tänzelt koboldartig der Schnee in leich-
ten aber zahlreichen Flocken hernieder. Das ist nun
kein seltnes Schauspiel auf dem Forno. Drum sagt auch
der Wirth dazu nichts als ein gleichgültiges: „Nivel
a neiv!“ und trinkt sein Gläschen aus. — Nicht
lang und aus weiter Ferne singen die Wälder, und je
höher empor, je furchtbarer rast der Gesang in den
Lüften und nach Osten stürmen unbändig und massiger
die Schneeflocken. — Schon bedenklicher zuckt der Wirth
die Achseln. „Tempest, Brentschina, tempest!“
murmelt er, und rückt auf seinem Schemel hin und her.
— Wieder nicht lange und ein Stoß geht durch's ganze
Haus, vom First des Dachs bis in den Keller, von Wand

*) Umbrail: (romanisch) für Monte Braulio, der von
Santa Maria ansteigt, seine Höhe auf dem Wormser-
joch erreicht und gegen Worms (Bormio) in's Thal
der Adda abfällt.

zu Wand, und der Himmel wird völlig schwarz vom weißen Schnee, und im Ring jagen sich Flocken auf Flocken, weithergetragne Blätter, leichterer Steine Menge, des fürchterlichsten Windes Spiel. — Der Wirth springt auf, setzt das Glas aus der Hand, er stottert ängstlich: „Turnikel! Suffel da Turnikel!“ — Durch seine Seele geht etwas wie eine Sehnsucht nach Gebet. Wenn er nur eins geschwinde zusammenlesen könnte! Aber immer heftiger krachen die Balken des Hauses, die Schwere steine rodeln vom Dach; der lockre Schornstein überläßt dem Sturm seine Sinne. Auf dem Oberboden wird indessen geklopft, und wie auf einen bekannten Anruf macht sich der Wirth eiligst hinauf unter die Schindeln, wo seine Schlafkammer. —

Der Aufruhr in den Lüften dauert fort; seine Wildheit steigert sich; Millionen von Schneeflocken sausen in jeder Minute zur Erde, brausen nach dem Val Mustair hinaus. In einiger Entfernung vom Forno hat die Wuth des Orkans einen Trupp von Jägern zerstreut, die von der Wormser Gränze herüberstreiften. Sie und da knallt eine Büchse, kaum hörbar, einen Nothschuß in die Luft. Das gejagte Wild entkommt den Verfolgern, weiß sich jedoch kaum vor dem tobenden Unwetter zu verbergen. Schon sind die betretenen Pfade nicht mehr zu erkennen; der im Schooß des Passes zusammengewehte Schnee deckt alles zu, füllt alles aus.

Dort, im Grauß dieses fürchterlichen Tages steckend, keuchend, strauchelnd, um und um geweht von grollender Windsbraut, ein Mensch! Was die Bewohner der Ebenen nicht glauben, sich nicht vorstellen können, das empfindet er in vollem Maße: die Beängstigung des Todes, ankämpfend gegen den Ungestüm der feindlichen Gewalten; die Verwirrung in den Sinnen, die da macht, daß er sogar die Richtung seines Wegs vergißt; die physische Blindheit, denn seine Augen vermögen nicht, sich

offen zu halten. „O Jesus Maria und Joseph!“ seufzt er: „ich kann ja nicht weiter. Es schneien mir glühende Funken in's Gesicht; . . . wo ist mein Hut . . . ? ach, wo? hat mich Einer bei den Haaren und reißt mich im Kreise herum?“ Bei diesen Worten fällt der Unglückliche neben einem großen Steinhaufen nieder, und zwar auf der glücklichen Seite, wo er geschirmt vor dem grellsten Zudrang des Sturms, der ihn um das Bewußtsein gebracht haben würde. — Er kann wieder die Augen öffnen . . . aber, was er ansieht, — die Steine, der Schnee, der ohne Raft auf ihn fällt und ihn zu verschütten beginnt, der Himmel — alles kommt ihm wie von blutrothem Schimmer durchleuchtet vor. — Noch einen Blick zum Himmel, und dann die Augen wieder zugemacht. Wahrhaftig: die Flügel der Himmelsfenster sind breit aufgelehnt, und herausneigt sich der alte weiße zottige Wintergeist mit gräßlichen Blicken und von sich sprudelnd Schnee und Windstoß. Vor seinen geschlossenen Augen steht der erschöpfte Wanderer das scheußliche Antlitz, die zornigen Augenbrauen des Wintergespensts; in seinen Ohren läutet es, wie mit Kirchenglocken, und in einem fernen Traumgebiete schaut er, wie zu Burgeis Alt und Jung zum Hochamt geht, alle mit rothen Fingern und veilchenblauen Nasen; wie der Hauch aus dem Munde der Gemeinde vor Frost aufwallt gleich Weihrauchwolken; wie dem Schullehrer die steifen Hände den Dienst bei der Orgel versagen, wie dem Pfarrer auf der Kanzel Eisstücke von den Lippen fallen statt der Worte, und die Predigt auf dem Boden der Kirche zusammenfriert und zu lesen ist, wie die Schrift auf einem Grabstein. Ein häßlicher Traum, trotz seiner Lächerlichkeit, denn er war ein trauriger Spaß des Todes, der über dem hinbrütenden Wanderer schwebte, und nach ihm aushäckelte, und in voreiliger Freude, daß er auf dem öden Buffalora einen Schmaus grade an

der Straße gefunden, ein Pröbchen seines dürren Wizes verschwendete. Aber die Hand von der Butten, schäbiger Schadenfroh! Der Mensch erwacht aus dem gefährlichen Halbschlaf, als hätte ihn eine warnende Eidere überlaufen. Er verzieht die Nase, die sich von einem heißdunstigen scharfen Geruch belästigt fühlt. Er hört ein dumpfes Brummen an seiner Seite; sein Herz zuckt seine Glieder streben in die Höhe; dem Sturm zum Trotz wirft er um die Ecke seines Steinhaufens einen Blick — — in zwei glühende Augen, auf ein mächtig aufgebautes Fell, auf eine blutende Bärenprage, auf eine andere, die nach ihm ausfährt. Der Trieb der Selbsterhaltung macht ihn dem Ungethüm fliehend den Rücken zuwenden; ach, die scharfe Laze haut in seinen Rücken ein, streckt ihn zu Boden. Eine schwere Last purzelt über ihn her . . . ! Als seine Lebensgeister sich sammeln, sitzt er, an die Steine gelehnt; zu seinen Füßen liegt der im Verschneiden strampelnde Bär, und vor ihm kniet ein jägerisch ausschauender Mann, der trotz seiner Otterfellmütze und der verschiedenen Tücher, womit er Kinn und Ohren verwahrt hatte, von Seraphin erkannt wurde, wie dieser gleich von ihm erkannt worden war. „Ach mein, bist Du's, Lex? hab' Dank, Du rar's Bürschl!“ sagte Seraphin erfreut, wenn gleich matt vor Erschöpfung und Blutverlust; denn die Klaue des gebirgischen Bruno hatte ihm tüchtige Striemen gerissen, und dabei wär's nicht geblieben, wenn nicht der daherfliegende Lex die Gefahr eines Menschen wahrgenommen, und ein gutes Blei in den Bauch des Waldsohns gejagt hätte. — „Bestie!“ höhnte der Jäger nun, dem schwerverendenden Ungethüm den Gurgelfang gehend: „bist doch mein, hast doch mein seyn müssen! Vor einer Stunde schoß ich Dir in die Prage; 's war das Angeld; eine feine Caparra! Und Du, Seraphin, kanst mir heute eine Quittung ausfertigen. Heute hab'

ich meinen Vater aus Deiner Schuld herausgeschossen. Heut' war's der Mühe werth, und eine kleine Dank- und Gloria-Meß thät' gar nicht schaden."

Kurz nach dem Glücksschuß trug Lex, der Mann zur rechten Zeit, seinen Kameraden in die Schenke, deren Thüre er fast mit offener Gewalt erbrechen mußte, um sich Einlaß zu verschaffen; denn der Wirth hatte alles gut verriegelt, und nicht Lust, fremde Leute aufzunehmen. Die wilde Sylvesternatur des baumstarken Lex schaffte jedoch Rath. Er bedrohte den eigensüchtigen Bündner mit allen Schrecken der Selbsthülfe, nahm von der Bech- stube ohne weiteres Besiß, bereitete dem Blessirten ein leidliches Lager auf der Ofenbank, setzte sich neben ihm fest, und kündigte dem, in seine Ecke und hinter seine Fläche zurückgedrängten Wirth an, daß er sie als Gäste zu halten habe, ihn und seinen Gefährten, bis wieder der Himmel blau und die Straße rein. Dieser Beschluß, unterstützt von der Autorität des scharfgeladenen Gewehrs, wurde denn auch vom Hausherrn respektirt, und ein genügendes Einverständnis stellte sich zwischen den Partheien her.

Lex übte Pflichten und Wohlthaten des barmherzigen Samaritaners an seinem jungen Freunde, und hatte das Vergnügen, seine Bemühungen, noch bevor der Abend kam, mit Erfolg gekrönt zu sehen. Seraphin's Schmerzen ließen nach; er vermochte, sich mit Lex zu unterhalten, während draußen das Wetter, als wollte es gar nicht mehr enden, seinen Verlauf hatte. Der Wirth des Hauses horchte zwar mit gespitzten Ohren der Unterhaltung seiner Zwangsgäste zu – seine Neugier war groß, aber desto geringer seine Kenntniß der Wintschgauer-Sprache. Er verstand fast nichts von dem, was er hörte, und Lex, den er selber manchmal ansprach, fertigte ihn stets mit einem kurzen abweisenden Kraftwort ab. Dagegen vernahm Lex mit herzlichem Mitgefühl die Be-

gnisse seines Geretteten, und erwiderte Vertrauen mit Vertrauen. Aber seine Begebenheiten waren die alltäglichen von der Welt. Aus seinen jüngern Jahren hatte er nur die Abenteuer eines verwegenen Wildschützen, eines kühnen Schwärzers, eines lockern, allen Scheibenschießen nachlaufenden, vom Kranz und Schleckerbest lebenden Gesellen zu berichten. Seit einiger Zeit in den eigentlichen Dienst der Grafen Rhuen getreten, war er geworden, wie früherhin sein Vater: lustig, wo ein blaues Räuchl aufging, oder dem Handwerk nachgehend im Berge, zum Theil auf Zügen, die ihn weit von Haus entfernten, und in Gesellschaft von handfesten Burschen, die sich wenig um einen Gränzstein kümmerten. Eine solche Verirrung in fremdes Revier eben hatte ihn auf den Forno verlockt, und ihm zur tüchtigsten Handlung seines Lebens die Veranlassung gegeben. Im Uebrigen war er von Gemüth nicht gerade böse, aber leidenschaftlich und gewalthätig, im Kopfe nicht gar hell, im Begreifen der Dinge, die außer seinem Handwerk lagen nicht sehr glücklich; ausgelassenen Bluts, das Ebenbild seines Alten, den er innigst liebte, und um dessentwillen er auch den Seraphin dankbar verehrte, trotz der grellen Verschiedenheit ihrer Naturen.

Seraphin hatte, sozusagen, in des Jägers Armen, die Nacht ziemlich gut verschlafen und nichts gehört von den schmetternden Sturmstößen, die bis nach Mitternacht das Haus erschütterten, nicht das Gebrüll und ängstliche Schlagen der Thiere im Stall, der unter der Stube angebracht war, wie häufig in Graubünden der Fall, damit die Hausbewohner im kalten Lande von der Wärme der Stallung auch etwas genießen mögen. — Am späten Morgen erwachend, loste Seraphin mit feinem Ohre — der Wind heulte nicht mehr. Aber nur eine sehr zweifelhafte Helling gab sich an den Fenstern kund. Lex saß mit verschränkten Armen und starrte nach den Fen-

stern. Die Uhr über Seraphins Haupte schlug neun. — „Schon neun!“ rief Seraphin, „und annoch so dunkel! Lex, Lex, wie sieht's aus?“

„Schlecht,“ antwortete der Jäger langsam: „der Wind in voriger Nacht hat Berge von Schnee um unsre Hütte aufgethürmt. Wir sind im Schnee begraben, und noch immer flocht es wie besessen vom Himmel nieder. Der Winter reitet heuer Kurier. Wir sitzen fest.“ — „Liebe Frau! in dieser Spelunke? Gingeschneit? das fehlte noch! Mein Gott was fangen wir an?“ — „Geduldig abwarten, oder uns aufhengen!“ lachte Lex: „wollen wir darum würfeln?“ —

Indessen ging hinter dem Ofen die Fallthüre des Oberbodens auf. Die plumpen Füße des Wirths strampelten auf die spannenbreite Treppe herab, die in's Schlafgemach hinaufführte. Der Kopf mit dem jämmerlichsten Gesicht folgte den Beinen. Aus dem Vorhang, der diese Treppen in den Engadinerbauerhäusern maskirt, hervorschlüpfend, sagte er bestürzt: „Jetzt stehen wir frisch. Ein paar Wochen kann's dauern, bis sie von Bernez oder Gierf den Weg bis zu uns brechen, und mit dem Brod und aller Leibesnahrung sieht's windig aus. Was machen wir nun, ihr fremden Männer?“ — Ernsthaft versetzte Lex: „Zuvörderst essen wir, was im Hause vorrätzig. Alsdann kommt die Reihe, aufgefressen zu werden, an's Vieh und Guch, Padrone. Somit wird's schon ausreichen, denk' ich.“

Der Wirth, mit einem gewissen Seitenblick auf Lexens Flinte und Waldbart, probirte ein Lächeln, und beeilte sich zu melden, daß genug des Weins vorhanden, und daß er der Meinung, ein geistvolles Frühstück könne auf den Schrecken nicht schaden. — Das Wort zur That machend, tischte er freigebig auf, bemüht, seine verdächtigen Gäste bei guter Laune zu erhalten. —

Der Padrone ging mit dem besten Beispiel voran;

er aß und trank für Dreie. Lex that ihm redlich Bescheid, und collazte allerdings für Zweie, da Seraphin um seiner Wunden willen und wegen seines Verdrußes, sich in der Einöde gefangen zu sehen, keineswegs tapfer mithalten mochte. So wie nun der Wein das Herz selbst in der ängstlichen Lage, stärkt und erfreut, so öffnet er es auch, und legt dessen Inhalt auf die Zunge der Becher. Es ging nicht anders zu in der eingeschneiten Schenke auf dem Forno. Wirth und Gast wurden heimlich, zutraulich; sie näherten sich einander; noch immer vorsichtig zwar, und nicht ganz und gar aufrichtig; aber sie näherten sich doch. Die sprachliche Verständigung war langsam, weil beide Parteien im fremden Idiom nicht viel bewandert; daher begnügten sie sich manchmal, gerade nur oberflächlich zu errathen, was der Gegentheil vorbrachte; dollmetschten auch hin und her, oft geraume Zeit mit Hin- und Widerfragen vertädelnd; doch verging wenigstens damit die Zeit: ein großer Trost in so bedrängter Lage. —

Die Neugierde des Republikaners und Einsiedlers ging zuerst auf Futter aus. Lex und Seraphin sahen sich bis auf's Blut examinirt. Den hundert Kreuz- und Querfragen antwortete nun Lex, beinebst auch im Namen des Freundes, wie ein Wildschütz zu antworten pflegt, verschwieg Namen und Wohnort, gab dafür andere an, und knetete ein Drittel Wahrheit und nicht mehr in den ganzen Teig. Der Wirth seinerseits glaubte, was er wollte, und dachte bei sich: „wartet, ich krieg' Euch dennoch in's rechte Geleis, ehe noch die Straße ausgeschöpft worden.“ Dennoch merkte er so viel, daß sein Leben und sein Eigenthum von den beiden Fremden nichts zu befürchten hatte. Lex gab sich so rücksichtslos für den leichten Gesellen, der er auch war; Seraphin hielt sich immer so bescheiden und ruhig. Der Bündner faßte Muth und Zuversicht, ließ sich von

Minute zu Minute den rothen Feuertrank besser schmecken und hatte bald einen niedlichen Affen herumzutragen.

Auch Lex gab unversehens — wie Oswald zu sagen gewohnt war — seiner Natur einen Stoß, und zechte fleißig; doch blieb er immerdar mehr auf seiner Hut, als der andre, und benützte die Stimmung desselben, um Aufschluß über gewisse Dinge zu erhalten, die ihm schon in verwichener Nacht im Kopf herumgegangen waren.

„Jetzt weist D: alles von uns,“ hob er rothwälschend zu dem Wirth an: „Laß uns nun auch wissen, Welch einen Purschen wir vor uns haben.“ — „Da bin ich,“ erwiderte der Bündner, und breitete seine Arme aus, als wollte er Brust und Herz herzeigen. — Wie man die Hand umkehrt, war alsobald dem Lex seines Wirths zweimalige Sklaverei unter essigscharfen Eheweibern, seine freudenlose Wittwerschaft ohne Kindertrost und sein Valet, der Welt gegeben, kein Geheimniß mehr. — „Dergestalt,“ sagte der Ofenwirth äußerst wehmüthig, und in den Augen rannen ihm Thränen des Weins: „dergestalt bin ich ganz allein, seit einigen Tagen sogar meiner nothwendigsten Dienstboten entbehrend, mein eigener Koch, Kellner, Viehbesorger, und“ — setzte er mit dem Scherzlächeln des Poltrons hinzu — „muß mir tausendmal Glück wünschen, in diesen Unglückstagen mit eurer, meine werthen Herren, Gesellschaft begnadet worden zu sehn.“ — Im Gefolg der langen Rede trank er viel.

Lex fuhr mit spitzfindigen Blicken in seinem Verhör fort. „Ganz allein? keine Seele außer uns im Hause.“ — „Viehseelen ausgenommen, keine;“ antwortete der Wirth. — Worauf Lex, ihn spaßhaft bei der Nase nehmend: „Ihr seyd ein . . . , ein, . . . wie heißt's auf romaunisch? ein „Fuchs?“ — „Fuchs? auf romaunisch? Wolff.“ — „Ei nicht doch; einen Fuchs mein' ich, das Thier mit rothen Haaren und langem Besenschweif.“ — „Nun: das heißt Wolff.“ — „Heiliger Geist! Wirth, Ihr

habt ein dickes Fell. Wie heißt denn der „Wolf?“ — „Nun: Fuchs!“ — „Ei, das ist zum Teufelholen! Habt Ihr mich zum Narren?“ — Die Sprechenden standen auf dem Punkt, in Händel zu gerathen

Hier konnte nun Seraphin, der bisher vor Lachen kaum zu reden fähig gewesen, in's Mittel treten und erklärte das Mißverständniß*). Hierauf glätteten sich wieder die gerunzelten Stirnen, die geballten Fäuste wurden wieder zu freundlich gebotenen Händen, die Gläser klangen zum Brindisi. Die Eintracht stellte sich her, und der Wirth fand hinlänglichen Gleichmuth, um zu bemerken, daß es nöthig sey, ein Licht anzuzünden, da der herabwehende Schnee allgemach die Fenster verschüttete. — „Ein durchtriebener Kerl!“ lachte Lex, während seiner Abwesenheit und spekulirte als wie auf dem Anstand, um den Ofen herum. — „Mein, was willst Du denn von ihm?“ fragte Seraphin. Worauf Liebl's Sohn: „Ich wette, daß der Buvaderatsch ein Weibsbild im Haus versteckt hält.“ — „Nun, was geht's uns an, Lex?“ — „Dich wohl nichts, Du betrübter Heiter, aber . . . in diesem Schneegrabe wäre eine weibliche Gesellschaft für andere Leute ein gesundner Handel.“ — Lex war äußerst verliebter Natur, wie sein Alter gewesen. — Dem Seraphin mißfiel die Aeußerung. Er legte sich auf seine Bank, und ließ den Freund treiben und spintistiren, was er wollte.

Inzwischen kam der Wirth mit seiner Laterne zurück. Lex nahm ihn gleich wieder in's Gebet. „Gesteht,“ sagte er: „daß Ihr eine Dirne im Hause beherbergt.“ — Der Ofenwirth schaute ihn groß an. „Ja, ja, mein Freund;“ spaßte der andre: „ich hab's gemerkt; halb Bart, Kamerad!“ — „Ihr seyd betrunken;“ antwortete Jener, um ein gutes Theil nüchterner werdend. — „So? war ich

*) Fuchs; italienisch Volpe; in's Romanische verstümmelt: Volk. Der Wolf dagegen heißt Luff.

auch betrunken in verwichener Nacht, als ich, wachend bei meinem lieben Herzensbruder, dort oben klopfen hörte, und etwas, das da Klang, wie eine Menschenstimme?“ — „Bah, bah! das war ich selbst, in meiner Schlafkammer war ich; zu Nacht red' ich gern laut im Schlummer; eine üble Gewohnheit, Mann.“ — „Bah, bah! sag' ich jetzt auch. Stellt euch nicht so unbefangen, Wirth. Weiß ich etwa nicht, daß Ihr dort auf dem Ofen, hinter jenen Vorhängen, die Nacht zugebracht, und hab' ich nicht deutlich vernommen, wie Ihr aufstandet, und durch die Thüre in den obern Stock hüpfetet? Horch! klopft's nicht gerade jetzt, und am nämlichen Ort?“ — „Narradads!“ versetzte der Wirth unruhig, hupfte vom Stuhl auf, und eilte, so schnell als seine Füße es erlaubten, die schmale Treppe hinan. —

Lex folgte ihm schlangengeschmeidig; aber die Fallthür flog grob über seinem Haupte in die Fugen. Er lauſchte, strengte Ohren und Phantaste zugleich an. Nach geraumer Zeit vernahm er Stimmen; die des Wirths; dann eine viel schwächere, aber . . . „Gott verzeih' mir's!“ sagte er zu sich selber: „ich glaub', ich hab' mich gewaltig betrogen. Wenn das eines Weibes Stimme, so ist's ein altes, altes Weib, das seine dürre Zunge rührt. Pfui, Lex! eine Mummedeha! pfui, pfui!“ — So eben kam der Wirth wieder zum Vorschein. Sein Gesicht war ängstlich; seine Unruhe von der Art, daß er nun selber von freien Stücken dem neugierigen Gast mit Eröffnungen entgegenkam, die ihm Lex, nach dem, was er gehört, geschenkt haben würde und zwar mit Freuden. Was kummerte ihn das Geschöpf im Oberstock, wenn es nicht ein junges blühendes Mädchen?

„Ei, ei, sprach der Ofenwirth kopfschüttelnd: „er wird sterben, 's ist kein Zweifel, wenn nicht ein Doktor kommt, der auch vielleicht nichts nützt. Aber in diesem Wetter . . .! keine Möglichkeit, von Bernegg herauf zu rei-

fen, keine Möglichkeit; und bis der Weg gebrochen... mein Gott, wo wird dann der Kranke seyn? Anno Sechszundzwanzig lag ich an fünf Wochen im Schnee verschüttet, hatte nichts mehr zu beißen und das Haus voll Leute und der Mann hält vielleicht keine fünf Stunden mehr!"

„Was fabelt ihr da? Wer? wer wird sterben? fragte Lex mißmuthig. — „Ach, der franke Mann dort oben; ein Türk, im Vertrauen gesagt; das macht mir nicht wenig Kummer; 's wäre möglich, daß ihn der Teufel holte, und mir das Haus anzündete!" — „Desto besser; dann schmilzt der Schnee gewiß." — „Narradads! was fang' ich mit einem Türken an, der sterben will? Weiß ich, was ich ihm vorbeten soll? Singen die Heiden Psalmen, oder was sonst?" — „Sagt mir nur, wie der Türk' zu Euch kam?" — „Vor ein paar Tagen; wie? zu Fuß; schon abgemergelt und im Fieber; mußte liegen bleiben; wollte, glaub' ich, nach Wien oder weiß Gott wohin! Lumpig, abgerissen; aber ich mein', er ist nicht ohne Blutger. Türken tragen gern den Sack voll Diamanten und Karfunkel, habe ich gehört." —

„Das wird schon seyn;" warf Lex ein: „könnt Ihr türkisch plaudern, Freund?" — „Ach nein, ach nein; er spricht aber Latinisch, so recht vom Fleck weg. — Ein frischer feiner Türke, der." — „Bei'm Eid, ein echter Türk von Gospoli." — „Ei was! so laßt ihn ausgeistern und beerbt den Türkenhund, wenn er 'was hinterläßt." —

Der Gastfreund verzog das Gesicht auf Bocksmanier, und erwiderte halblaut: „'s wär' nicht das schlechteste. Er hat eine Briestafche, groß und voll; läß sie nicht aus den Händen. Jägersmann, was meint Ihr? Keinen Mund gehalten? 's sezt ein Trinkgeld von der Erbschaft; ein gutes. Sagt Guerm Freund, der dort schläft wie ein Raß, von der Sache lieber nichts; he, guter Freund? Stirbt der Türk, und kämen dann die Leute, nachzufragen,

— was antworten wir?“ — „Om! daß nichts, gar nichts da gewesen, ehrlicher Padrone.“ — „Recht so; und Ihr seyd Zeuge?“ — „Das wollt Ihr ja; wofür sonst das Trinkgeld?“ — „Ihr seyd ein Mann von Ehre, Jägersmann. Die Deutschen sind oft nicht so dumm, als wir meinen.“ — „Tausend Dank, wackrer Romaunsch.“ —

Die Verbündeten tranken sich zu; der Wirth in der Hoffnung, wirklich mittelst eines geringen Lohns den überlästigen Zeugen abzufertigen; Lex in der Aussicht, jedenfalls den Habsüchtigen hinter's Licht zu führen. Entweder wollte er — je nach Umständen — ehrlich seyn und des Türken Verlassenschaft in der Geseze Obhut stellen, oder sie doch dem Schweizer zur Hälfte wenigstens abjagen, war sie der Mühe werth.

Nach dem Trunk fragte der Jäger: „Wenn er nun aber stirbt, wohin mit ihm, daß er uns nicht das Haus verpeste? Wir können ihn nicht ganz unterschlagen. Mein Freund wurde dessen gewahr; Eure Dienstboten sind unterrichtet...! wir wissen, was mit seinem Erbe zu thun... aber was fangen wir mit ihm selber an?“ —

„Mit ihm? in jene Kiste!“ — Der Wirth zeigte, durch die geöffnete Thüre hinausleuchtend, auf eine räucherige große Truhe im Winkel des schmalen Vorplatzes. — „Was ist in jener Kiste?“ — „Salz.“ — „Alle Wetter!“ rief Lex erschrocken: „was fällt Euch ein? Der Leichnam in die Salzkiste?“ — „Pah! hat doch Anno Sechszwanzig meine Mutter darin gelegen drei Monate lang — sie starb während der Verschneigung — wird doch der Türk sich nicht darüber aufhalten. So ist der Brauch bei uns in den Bergen zur Winterzeit. Im Frühjahr schaffen wir die Todten wohl auf den Kirchhof. Aber den Türken begraben wir auf dem Berge, wenn er sich nicht bekehren sollte.“ —

„Nun, nun: wir werden ihn nicht bekehren!“ spaßte Lex, während ihn noch das Grausen vor der Salz- und

Todtenkiste überlief: „wie aber, wenn er nicht stirbt?“ — „Ei nun, antwortete der Wirth traurig: „so wär' uns halt eine schöne Hoffnung in's Wasser gefallen. Aber ich glaub' nicht, daß er den Tag überlebt. Schon redet er verwirrtes Zeug und lamentirt nach Weib und Kindern... vor allem nach einem Sohn, so viel ich ihn verstehe; denn er kauderwälscht viel deutsch und andres Zeug, das wahrscheinlich türkisch, in's Latinische hinein.“ — „Hm, hm, armer Mammamuschi! wie kommt er doch zum Latinischen, Gevatter Wirth?“ — „Das weiß ich nicht; aber was ich weiß, ist, daß wenn wir seinen Sohn da hätten, wir augenblicklich besser wissen würden, wie 's um seine Bazen steht.“ — „O Bestia! wären wir nicht dann um alles geprellt? Doch... sagtet Ihr nicht, daß er abredet wie in den letzten Zügen? Laßt mich zu ihm. Vielleicht nimmt er mich, im Sterben blind, wie der Erzvater gethan, für seinen geliebten Sohn? Es ist das wenigste, daß wir ihm einen Trost bereiten in der letzten Stunde. Geht voran. Immerhin werd' ich Euch sagen können, ob's Matthäi am letzten oder nicht. Ich bin schon oft dabei gewesen, und kein Geheimniß sey mehr zwischen Freunden!“ — Von der Aufforderung hingerissen, führte der Wirth den Vertrauten über die Ofentreppe zu dem türkischen Kranken. Das Licht ließ er unten stehen. In die Kammer unter den Schindeln drang das Tageslicht frei und ungehindert.

Seraphin schloß indessen fort; unruhig, ächzend, als wie in Thränen schluchzend. Vielleicht zeigten ihm die Träume dunkle Bilder, seine Martina im Sarge, den Sarg in finstrier Grust neben einer düster flackernden Lampe... da weckte ihn ein heftiges Rütteln. Die Augen aufthuend, sah er den Traum fortgesetzt: das mattglimmende Licht im schwarzen Gemach, und an seiner Seite einen todtblaffen Mann, in dessen Zügen er kaum das Antlitz seines Freundes Lex, des Barentödters, wiederfand; der ihm winkte, heftig winkte, ohne ein Wort zu reden; der den Schlaf-

trunknen auf die Beine stellte, fortriß mit Gewalt; der, ihn die verhüllte Stiege hinandrängend, auf sein ängstliches „was ist? was willst Du?“ endlich nur erwiederte: „Um Gotteswillen, geschwind! Hinauf; in Gottesnamen mach' geschwind!“

Ohne sich bewußt zu seyn, wie ihm geschah, machte Seraphin eine Art von Himmelfahrt aus der Finsterniß in das Licht; oben empfangen von dem Padrone des Forno, als von einem seltsamen Petrus. — Lex blieb zurück, horchte, lauschte mäuschenstill, und als er von oben — nach kurzer Frist — einen Doppellaut, ob nun des Schmerzens oder der Freude, vernommen, glitt er zum Boden nieder, fiel auf einen Stuhl, stützte beide Arme auf den Tisch, verbarg mit den Händen sein Gesicht, seine des Weinens ungewohnte, dennoch nasse Augen, und seufzte aus enger Brust: „Mein Gott und Heiland! ach, wie wunderbar sind Deine Wege! 's ist doch wahr, was die Priester lehren! Du bist überall und nicht das Haar unsers Hauptes entgeht Deiner Fürsicht!“ —

Nicht lange, und auch der ganz und gar ernüchterte Wirth fand sich mit allen Zeichen der Bestürzung und Verwunderung neben dem Jäger ein. „So sagt mir doch nur“ stotterte er „erklärt mir doch in Gottesnamen!“ Worauf Lex, tief erschüttert, wie er noch nie gewesen: „Ihr fragt mich noch, und wart dabei? Sein Sohn, sein Sohn!“ —

Siebentes Kapitel.

„Was Dir geheim ist, verrath es nicht;
„Was Du gelitten, o klag es nicht;
„Was Dir das Herz schwellt, o sag es nicht;
„Freud' kommt aus Leiden, o zweifle nicht;
„Gott ist Dir nah, o verzage nicht.“ —
Hausspruch.

Strenge Herren regieren nicht lang. Davon konnte derjenige vorwitzige Winter, Anno Einundvierzig, zur Genüge erzählen. Ach, wie wurden ihm Haube und Pelz ausgeklopft! Ach, wie schien ihn noch die Spätherbstsonne durch und durch, daß er elender zusammenging als ein Butterballen an der Hundstagsbütze! Der schadensfrohe Baumwollenkrämer hatte gar zu frühzeitig die Messe bezogen; sie wurde ihm schmäzlich verdorben. Nach acht bis zehn Tagen — wie war der ungeheure Schneevorrath geschmolzen! Vergebens hatte der wildschieche Eispandur alle Straßen verlegt, alle Verbindungen unterbrochen. Er mußte in den Bergen der vereinten Menschenkraft weichen; in der Ebene that es schon das Taggestirn allein: das Gestirn der muthigen Maria Theresia, die zur selben Zeit begann, mit stegreichen Adlern zu fliegen.

Die Pässe wurden frei und es dauerte lange, bis der gedemüthigte Winter es wagte, sie auf's neue unbrauchbar zu machen. Durch's Pusterthal, über den Brenner, durch die Schlünde von Ampezzo, von den rauhen Pfaden des Monte Braulio ergossen sich noch einmal zahlreiche Wandererschaaren und eine Menge von Rossen und Maulthierern in das Land. Auch der Forno fand wieder seine Hin- und Hergänger,

und der erste derselben, der nach Taufers kam, erzählte schon von dem Türken Lenhard Plaschur aus Engadin, der, früher ein Lump, in Constantinopel als Kaffeewirth und Opiumkrämer guten Verdienst gehabt, auch in den Fundamenten seiner Backstube -- jeder Bündner ist ein geborner Zuckerbäcker, wie die Leute glauben -- einen Topf voll alten griechischen Kaisergelds gefunden. Mit diesem Schatz hab' er sich aufgemacht, um seine daheimgelassene Familie zu Ehren zu bringen aus dem Elend. Jedoch sich fürchtend vor der Landreise, die den Reichen nicht geheuer, sey er zu Schiff nach Smyrna gegangen, und von dort ebenfalls per via di mare nach Italien und zwar nach Genua. Die Alpen habe er sodann zwar erklettert und die Nähe seiner Familienheimath erreicht; aber nur, um, wie Moses, im Angesicht des gelobten Landes zu sterben. Und auf dem Forno sey ihm der Sohn begegnet, der einzige, der geliebte, geschickt von Gott, dem Alten das sterbende Herz zu erleichtern und die müden Augen zu schließen, sanft wie die Liebe es thut. Eine Freude für beide, weil denn doch des Vaters Loos unwiderruflich bestimmt gewesen. Der Sohn werde die geliebte Leiche in Burgeis begraben lassen, auf diese Weise die getrennten Gatten zum zweitenmale und auf ewig vereinen. Mit dem Gelde habe es seine Richtigkeit, und der Sohn trage mehrere tausend Gulden in Wiener Wechseln als Erbe davon. —

Die Neuigkeit galoppirte athemlos, um ja nichts zu versäumen, die Galsa hernieder, setzte sich in Laatsch ab, erreichte in derselben Stunde Glurns und Mals, und als die Malser noch am nämlichen Tage die Geschichte brühheiß nach Burgeis verkaufen wollten, war sie dort schon etwas altes, seit zwei Stunden kursirend und in Aller Munde.

Wiener Wechsel! welch ein Zauber in dem Wort! So viele ihrer seyn mochten, ein jeder war ein ächter Adelsbrief, dem Herzen Seraphin's huldreichst ertheilt von

Volkes Gnaden. Die ihn beargwohnt, hatten im Stillen fest auf ihn gehalten; die ihn bemakelt, waren leider schlecht unterrichtet gewesen; die ihn gelästert, hatten Scherz getrieben. Der ungetreue Knecht war plötzlich ein männliches Seitenstück zur heiligen Nothburga geworden; die arme selige Crescenz eine beneidenswerthe Mutter. Sogar der Vater Lenhard fing an, glimpflich wegzukommen: „Er hatte Unglück gehabt, der wackre Mann, hat alles wieder gut gemacht, und ist dem edeln Werk erlegen, nachdem er es vollbracht.“ Diese Leichenrede wurde ihm bei der Begräbnißfeier, wobei sich Köpfe drängten, tausend an tausend. Sie vertrannten ihren Todten mit Saus und Braus. Sie weinten sehr, und deuteten auf den in wahren tiefen Gram versunkenen Sohn, und flüsterten unter einander: „Seht Ihr, wie seine Suppen bauscht? dort steckt die Briestasche mit den Wiener Wechseln!“

Willkommenere Leute, als diese Geldverehrer, diese Scheinfreunde, die den Mantel hängen, wie man just will, als diese bittersüßflächelnden Neider, die daheim unwillig das Maul zogen, während sie vor dem Volke Seraphin's Glück priesen, — viel willkommenere waren dem jungen Mann diejenigen, die ihm in der That stets treu geblieben waren: der Grödner und Oswald, welcher letztere sich von Chur in ziemlich übler Laune wieder eingefunden hatte, da alle seine Hoffnungen dort zu Wasser geworden. Sich bei dem Krämer wegen seines seltsamen Ausreißens zu entschuldigen, fiel dem Sohne Lenhards nicht schwer. Damals glaubten die Leute noch an plötzliche vom Himmel gekommene Eingebungen, an Fingerzeige des Schutzengels, an bedeutsame Träume, und einer solchen überirdischen Mahnung schrieb Seraphin, um seine stille Freundin Christine zu schonen, seine überraschende Entfernung zu, die ihn geradeaus in des seligen Vaters Arme geführt. Wer weiß auch, ob die Nothlüge nicht im Grunde eine sehr ernsthafteste Wahrheit sagte? — Die verzeihliche Neugierde

seiner beiden Hauptfreunde befriedigte Seraphin eben auch leicht; denn die Männer waren bescheiden und wußten sehr wohl die Verschwiegenheit des Sohnes zu schätzen, womit er die Zusammenkunft mit Lenhard und dessen letzten Stunden umgab. War doch in den ungewöhnlichen Verhältnissen auf dem Forno der Sohn eigentlich der Beichtvater seines Erzeugers gewesen, und was dieser aus seinem verwundeten, reuigen, nach Hoffnung und Vergebung ringenden Herzen in das des Sohnes niedergelegt, war und blieb billig ein Geheimniß. — Am unschwierigsten wurde dem milden Seraphin, seines Seelenbruders Oswald Unzufriedenheit zu beschwichtigen. „Mach' keinen Mutsch mehr!“ sagte er treuherzig zu seinem Walt: „lache das falsche Schweizerglück aus, gib ihm einen Nasenspicker; denn fortan soll wahr seyn, was ich immerdar gewünscht: wir wollen nicht mehr von einander gehen. Was mein, ist Dein, bis Du auf eignen Füßen stehen kannst. Wir sind lang genug in der Welt auf- und abgezogen. Eine feste Heimath wird uns wohl thun, und eine solche wollen wir aufzusuchen gehen. Zuvörderst ruft mich meine Schuldigkeit zu meinem wackern Meister Tammerl. Der Grödner sagt mir, daß meine Aspekte dort ziemlich gut stehen. Anich hat als braver Bursch gehandelt, und der Gouverneur von Surinam als ein Ehrenmann. Wäre jedoch, was er zu meinen Gunsten den gefräßigen Kanzleien abgepreßt, nicht hinreichend gewesen, Tammerls Verlust zu decken, so muß ich jezo, da ich's kann, drauflegen, was da fehlt. Das ist meine erste Sorge, nachdem ich des lieben Vaters kleine Schulden im Land abgetragen habe. Begleite mich; 's ist Winter, Dein Handwerk feiert, und Deine Anwesenheit bei mir wird mir noch einmal so lieb kommen, als sonst, weil zu Imst manch' schwarzer Kummer mich erwartet. Ach, Walt! ich hab' halt immer noch selbiges Madl, die Martina, nicht vergessen!“ — „Wenn's mir doch gerade so mit selbiger Beverl geht?“ brummte Walt entgegen: „'s ist keine Red'; ich geh' mit Dir, wär's

an das End' der Welt. Mir kommt's auch auf einen Umweg und Abstecher nicht an. Bin ich doch von Augsburg über München nach der Scharniz gegangen! Das ist mir alleine. Aber . . . wenn ich halt die gewisse Beverl wieder sehen sollte . . . ich steh' nicht für mich gut; daß Du's weißt! Entweder werd' ich mit ihr schiech seyn zum Erschrecken, . . . oder aus mir wird noch einmal ein Haspel, ein Gispel, ein Patscher." — „Sey ruhig, Walt. Steht mir nicht ebenfalls bevor, meine falsche Martina wiederzusehen? und zwar neben dem Sprenger, wenn sie ihn etwa schon freigelassen haben? Daß Gott erbarm! ich wüßte kein Messer, das schärfer durch's Herz geht. Aber — Schuldigkeit ist Schuldigkeit. Ich muß den Meister sehen, ich muß ihn heimsuchen, es gehe wie ihm wolle. Also, Walt, bleibt's dabei?" — „Nun, das versteht sich doch;" brummte wieder der Kamerad: „aber 's wird hart seyn, wenn mir die Beverl als Jungfer begegnet, und noch härter, wenn sie schon einen Mann hat, wie 's leicht seyn kann."

Der Grödner, der schon vor ein paar Tagen eine Depesche nach Inist gesandt, welche die riesenmäßigsten und fabelhaftesten Schriftzüge, die er je zu Papier gebracht, aufzuweisen hatte, schnaufte kein Wörtl zu den Projekten des Seraphin; im allgemeinen dessen Vorhaben, einen Theil seines unverhofften Erbes bei Tammerl im Vogelhandel zu verwerthen, seinen Beifall gehend. „Das wird Schwung kriegen!" sagte er; „und von Dir ist's recht, den Tammerl in Ehren zu halten, wenn er Dir auch mit der Tochter nicht das Wort hielt. Denn es ist der Menschen Urtheil irrig, und unsre Augen sind lebendiger für 's Böse, als für 's Gute. Wer hätte noch vor einem Monat gedacht, daß ich mit der Meinigen ganz ein Herz und eine Seele werden würde? Doch ist's so, und zusehends gedeiht mein Hauswesen. Darum alles mit Gott. Basta, sag' ich." — Der Auszug Seraphin's aus dem Dorfe Burgeis war frohmüthig-

ger, als sein Einzug im Gefolge der Leiche seines Vaters. Ohne daß er wußte, wie es zugeing und warum, war seine Brust jetzt so frei, so hoffnungsvoll, als sie ihn schwer gedrückt, da er zum Forno anstieg. — Der Grödner, der Pfarrer, der Anwald gaben den Freunden das Geleit bis Nauders. — Und überall auf ihrem fernern Wege war bereits die Wendung, die Seraphin's Geschick genommen, bekannt, und in Landeck begegneten ihnen sogar Leute, die zu der Landschützenschaar unter'm Jäger-Liebl gehört hatten, und die nun freundlich oder respektvoll demjenigen zuwinkten, den sie unlängst aus ihrer Mitte gestoßen, weil sie ihn für einen Schelm gehalten. — Es war wieder um die nämliche Stunde, da vor manchen Jahren der Knabe Seraphin den Markt Imst zum erstenmale betreten, als sie den Ort erreichten, die beiden Freunde. Ihr Wägelein wurde beim „Riz“ eingestellt, und nicht einen Augenblick wollte Seraphin versäumen. Alsobald ging er, Tammerl's Haus aufzusuchen. Walt ging mit; an der Hausthüre sagte er jedoch: „Weißt? dort oben wird vielerlei geredet werden, wobei ein Dritter vom Uebel wäre. Besser, ich erwarte Dich hier. Da steht eine Bank, die Sonne scheint wie um Peterlangez, das Pfeisl hab' ich im Sack, ich werde keine Langeweile haben. Mach' Du heinebst fein geschwind, rehr' nicht viel bei'm Wiedersehen und laß' Dich brav um Verzeihung bitten. Die Leute haben's an Dir verdient.“ —

Seraphin stieg die Treppe hinan. Oswald that, wie er gesagt. Er stopfte seine Pfeife, lehnte das Haupt bequem an, streckte die Füße von sich, verschränkte die Arme und dampfte wohlgenuth in den blauen Tag hinein. Seine halbgeschlossenen Augen schielten indessen, sobald ein Stöckschuh über die Gasse klapperte, rechts und links, und unbeweglich dachte er nur einen und denselben Gedanken: „Ich bin doch neugierig, ob mir

das falsche Madl denn gar nicht zu Gesicht kommen wird?" — Die Zeit verstrich; Männer und Weiber gingen an dem Maler vorüber, aber keine Spur von der Beverl. — „'s ist am End' doch erlogen gewesen, daß der Idelstein sie nicht genommen!" sagte Walt in sich hinein: „wenn sie nicht auswärts wäre, im Pusterthal oder Gott weiß wo? wie ging' es zu, daß heut, in dem bildsaubern Sonnenschein, das Quecksilber nicht über die Straße tanzt? Ich hätte schier Lust, am rothen Adler vorbeizugehen, und in's Fenster zu schauen." — Noch unentschlossen zuckte er doch schon mit dem rechten Fuß, um sich vom Sitz zu erheben, . . . da hört er einen bekannten Laut, ein Richern, ein helles Lachen! „Hoi, da ist sie!" sagt er und dreht den Kopf nur ein wenig, und sieht die Genovesa wahrhaftig in Lebensgröße, rund, wie ehedem, fröhlich und pazig, wie sonst; ohne Weiberhaube mit blanken Böpfen, und in denselben nicht ein graues Härchen, der Sorge Lieblingszwiebelgewächs. „Schau, schau!" murmelt er: „glatt wie ein Mal, feist zum anbeißen! ein Teufelsmadl, das!"

Sie kam recht g'schnappig daher, einen Korb am Arm, ratschte mit einer Nachbarin, hielt einen kurzen Landtag vor der Thüre der Ixtern, trippelte nach ihrer Weise ungeduldig mit den Füßen, ging dann ihres Wegs weiter, hatte den Maler nicht einmal bemerkt. Obschon Oswald sein abschreckendes Gesicht vorgenommen, um ihr recht empfindlich, wenn auch stumm, den Hohn und die Verachtung ihres ehemaligen Bräutigams spüren zu lassen, — so nahm er's etwas übel auf, daß sie ihn nicht beachtet. „Kann seyn, daß sie wiederkommt!" dachte, wünschte er alsdann.

Richtig. Oben bei Tammerl wurde eben von verschiedenen Stimmen etwas laut geredet; — Oswald hatte nicht Muße, darauf zu horchen — als Genovesa wieder die Gasse herantänzelte. Neugieriger als Oswald,

— denn jedes Geplauder gehörte in ihren Sprengel — warf des Adlernirths Tochter ihren Blick auf Tammerls Fenster; sie lauschte ein wenig, den Schritt hemmend, und natürlich dauerte es nicht lang, so fiel ihr Aug' auf das verlegen=spöttisch=trozig=stirige Antlitz neben der Haus-thüre. Sie fuhr zusammen, sie öffnete den Mund, erstickte jedoch flüglich den Schrei der Verwunderung! in dessen aber schlugen helle Flammen aus ihrem Gesicht. Sie zu verbergen, suchte sie in ihrem Korb nach dem Schnupftüchl, fand es nicht, weil es nicht darinnen; statt dessen verlor sie die Semmeln, die sie geholt, aus dem Unglückskorbe, und das Gebäck hüpfte weit in die Munde auf den Steinen umher. Sie bückte sich, zum Tode beschämt, und das Schürzenbandl riß; sie kniete, um die gefallne Schürze und eins der Brode zu erwischen; zum größern Jammer sprang ihr die Schnalle vom rechten Schuh. — Und immer höher lächelte des Malers Koboldgesicht, und der ungeschliffene Mensch rührte sich nicht aus seiner bequemen Stellung. Kein Mensch war gerade um die Wege, einen verzwickten Gassenbuben ausgenommen, der zwar lächelnd eine Semmel aufhob, sich aber damit diebisch durchmachte.

„O Du liebe Frau!“ seufzte mit Thränen des Borns in den Augen die unaussprechlich gedemüthigte Beverl, ließ Korb und Semmeln liegen, wo es ihnen beliebte, nahm in die eine Hand die ungetreue Schürze, in die andre den meineidigen Schuh, schimpfte auf den böshafträgen Döswald hinüber: „Thut ihm das wohl oder nicht, dem z'nichten Maulaffen, dem schlechen, dem garstigen?“ und verließ stolpernd und hinkend, weil ein Fuß auf hohem Stöckl und der andre im Strumpf, den unseligen Wahlplatz. —

Nun stand Döswald auf, sammelte das Brod in den Korb und ging der Fliehenden nach. Sie sah ihn folgen, lief um so geschwinder, sprang hexenslink in ihr

Haus, warf die Thüre hinter sich zu. Doch war das Fenster geöffnet, und durch dasselbe in Beverls Arbeitsstube schleuderte mit vorfälliger Galanterie der Maler seine Bürde. Gleichsam als Antwort auf die Gabe, flog die zerbrochene Schnalle von Beverls Schuh auf die Straße. Oswald hob sie auf, betrachtete sie, steckte sie in's Brusttuch, und kehrte, nach einem scharfen Blick in's Fenster, wieder um. — „Schau! er hat sie eingesteckt!“ lispelte hastig die hinter'm rothen Vorhang Lauschende: „das ist doch gar aus! der Kuech ist doch etwa nicht so z'nicht, wie er herschaut?“

Es war ein Mirakel von Schnelligkeit, wie Genovefa in ihre Pantoffeln fuhr, und auf einmal wieder vor Tammerls Haus erschien, wo Oswald wiederum saß, wie früher. Beverl suchte in der Runde auf dem Boden; sie kam in Oswald's Nähe.

„'s fehlt mir eine Semmel;“ sagte sie unbefangen, aber nur mit halb aufgeschlagenem Blick. — „Sie hat dem Buben gut geschmeckt;“ antwortete phlegmatisch der Maler. — „Ah? ich muß mich bei Ihm bei Dir schön bedanken?“ murmelte das Mädchen. — „Es hat seyn können;“ brummte Oswald. — „B'hüt Dich also Gott!“ Beverl sah ihn von der Seite halb zärtlich an. — „Laß Dir Zeit,“ erwiderte Oswald und lächelte. — Sie ging davon, langsam, Schritt vor Schritt. Er schaute ihr nach, zuerst wenig, dann länger, dann in einem fort. Sie drehte den Kopf hin und her, um sich von seiner Aufmerksamkeit zu überzeugen. An der Ecke nickte sie ihm zu. Er gab den Gruß zurück. Dennoch hatte der Bösewicht eine Minute darnach die Stirn, seinem Freund, der herunter kam, zu sagen: „Hätt'st dabei seyn sollen! hab' ich die Beverl traktirt! Ja, so 'ne Schand' und Spott hat sie noch gar nicht ausgestanden! Ja, ich kann's, wenn mich eine beleidigt, Sapperment!“

— Seraphin, der sehr heiter aussah, ging nicht auf des Freundes Prahlereien ein.

„Alles ist gut und glücklich abgelaufen! sagte er fröhlich: „Ja, Walt, meine Ehrlichkeit ist sonnenklar, Gott sey Dank. Der Meister, sein Weib haben mich mit vielen Zähren um Verzeihung gebeten; sogar die Mahndel war nicht gar zu böse. Und stell' Dir vor wen hab' ich gefunden? Ja, das ist ein Tag voll Glück und Stern! Der Egidi ist da! Der Gouverneur hat ihn aus dem Kaspelhaus gebeten; da ist er, frei und gesund, wenn auch müd und mager und reht wie ein Narr, kann sich gar nicht fassen. Sie haben ihn droben behalten müssen; er wär vor Weinen über die Stiege gefallen weißt? sein Unglück, und daß er mich wieder hat, und die Nachricht vom Vater weißt? es ist ihm nicht zu verargen. Er hat ein schönes Stück Geld mitgebracht, das mir der gnädige Herr noch extra zu all' seinen Gutthaten verehrt hat. Walt! ich werd' bald seyn, wie der reiche Mann im Evangelium!“ — „Brav, brav, drum laß uns gehen, des Holländers Gesundheit zu trinken. Mir klebt die Zunge im Munde fest es beißt mich in allen Gliedern das Beverl! ich muß eins trinken, das ist schon nicht anders. Mein Herz, ich weiß nicht, wie 's mir ankommt, aber seit ich dasjenige Madl wiedergesehen habe, macht mein Herz einen Hupsauf nach dem andern.“ — „Ei so geh, so geh, wohin Du willst. Ich wart auf den Meister; er wird gl ich herunterkommen; er zieht sich gerade einen andern Rock an; will mich zur Tante Lenerl bringen. Du! bei der muß ich mich bedanken! Sie allein hat's immerdar mit mir gut gemeint.“ — „I, wo ist sie denn, die Lenerl?“ — „In Sprenger's in Martina's Hause;“ antwortete Seraphin verdüstert: „sie muß dort nach den Rechten schauen, so lang die Martina nicht daheim. Und Gottlob Gottlob, diese ist noch im Welschland, und der Wachtmeister in Innsbruck wegen seines Ab-

schieds. Gottlob, Gottlob! das hält mir den Kopf sauber, die Brust leicht; denn . . . hätt' ich sie wieder hier getroffen, ich weiß nicht . . .! und hätte mir der Dominik von ihr erzählt . . . ich weiß wieder nicht! Die dort oben schweigen wenigstens von ihr mit langen Gesichtern, daß Gott erbarm! nur der Meister hat von ihr geredet."

Eben schlenderte der Postjunge daher und ging zu Tammerl hinauf. „Da bringt er vielleicht einen Brief von ihr, oder von dem Alten!“ bemerkte Seraphin unruhig: „doch . . . ich will ja nicht mehr daran denken!“ setzte er heftig hinzu, und lief ein paarmal vor dem Hause auf und ab. — Indessen fragte sich Oswald am Rücken, zog die Hosen in die Höhe, schaute hin, schaute her, räusperte sich, und auf einmal schob er sich, wie ein Fuchs thut. Seraphin bemerkte diese kleine Falschheit und rief: „Oho! wohin, wohinaus?“ — Immer schneller davonrudernd, rief Oswald gleichsam voll Schaam über die Achsel zurück: „Ein Seitl im rothen Adler! Er ist am nächsten bei der Hand. Will Dich dort erwarten“ —

Obschon den Seraphin wieder einmal die bitterste Erinnerung plagte, konnte er sich doch nicht enthalten, nachdem er einen Augenblick sich verwundert, dem Freunde in den Nacken zu lachen. „Ach, mein Walt, mein Walt!“ rief er ihm nach: „ist der Vogel schon wieder gefangen? schon wieder so bald? Ei, das sollte mir nicht passiren, mir nicht.“

„Was nicht passiren?“ fragte Tammerl, ganz erhitzt neben Seraphin erscheinend: freilich weiß man nicht, was Einem passiren kann . . .! 's schaut mancher gut her, und ist doch nicht g'salzen, nicht g'schmalzen. Mancher ist so fastenblöd und durchsichtig, so recht zum Kren reiben, und dauert doch aus wie ein Gesunder. Komm, Seraphin, freu'n wir uns, daß wir leben; wer lebt, kann noch gut wegkommen. Die Todten — requiescant! Gib mir Deine Hand, Du rarer Kerl. Gib her!“ —

Seraphin that's mit Freuden, wenn er auch mit nicht

wenigem Befremden gewahrte, wie so seltsam die Röthe in des Vogelhändlers Antlitz auf und niederwallte, aufblitzte und wieder verging. Den Hut hatte er aufgestülpt, wie der blaue Montag. Seine Weste hing nur zur Hälfte in den Knöpfen; er hatte die Zwinge seines Stocks angefaßt, und focht mit dem Knopfe in der Luft herum. Rasch durch die Gasse eilend, schwänzelte er ungebührlich mit den Rockschößen, pffiff bald, bald sang er, bald redete er abgerissene Worte in seinen Bart, bald sagte er sie zu Seraphin, der nicht wußte, was er zu antworten. Die an ihnen Vorübergehenden betrachteten sehr erstaunt, was der gute Tammerl trieb. „Ein Käuschl oder nicht bei Kopf?“ fragten sie einander mit Worten und Zeichen.

Tammerl fragte nicht darnach. — Da stand er vor dem Sprengerhause, zog die Glocke und schob den Seraphin in die Thüre. „Nicht wahr, ein schönes Haus?“ sagte er wohlvergnügt: „ein Edelsitz fürwahr. Wenn Imst eine Stadt geblieben wäre und folglich des Landes Hauptstadt, es hätte viele solche Gebäude aufzuweisen. Die Sprugger sollten die Augen aufreißen, die hoffärtigen Windmacher, und auch die Ausländer sollten 's, die nichtsnutzigen Schwaben! Doch will ich weder meinen Bruder Joseph noch Deinen Gouverneur gemeint haben! Da — siehst Du die Tante? Lenerl, da bring' ich den Deserteur! Wie? was? he?“

Als hätten sie 's verabredet gehabt, blieben sie nicht einander steif gegenüber stehen. Seraphin vergaß seine Schüchternheit, Lenerl die Würdigkeit der Jungfer. Sie stelen sich geradezu in die Arme, und beide weinten hell auf; beide weinten über dem Abgrund, der ihre liebste Hoffnung verschlungen. Seraphin wußte in seiner Verwirrung nicht, was ihn die Tante fragte. Wie hätt' er wissen sollen, was er antwortete? Aber auf einmal wurde ihm ganz drehend, er wankte an der freundlichen Hand der Tante und starrte in's Zimmer hinaus, als sähe er einen

Geist, und dennoch war's ein gutgesinntes Wesen voll von Blut und Leben, das sich ihm näherte, widerstrebend und sehnsüchtig zugleich, geleitet von Tammerl, und zögernd vor Schaam. Und Seraphin seufzte ergriffen und erschöpft: „Ach Tante, ach Meister! warum thut Ihr mir doch so weh! Entweder ist sie's nicht, und ich muß den Betrug verwünschen, oder es ist wahrhaftig und leibhaftig die Martina, und wie kann's dann möglich seyn, daß mir nicht das Herz mitten entzwei springt?“

Wohl war's Martina selbst, und leider Gottes schöner als je, weil nichts auf Erden reizender als die weiße Lilie, die, vom Rosenschein des Abendroths verklärt, das gebeugte Haupt erhebt: der Schmerz im Puz unvorhergesehener Freude. Der Schmuck stand der geprüften Martina gut; nicht minder dem Seraphin das Kleid seiner Trauer ohne Haß. — Lange schon hatte die Tante, von einem Wink des Schwagers aufgefordert, mit Tammerl gleichzeitig das Zimmer gemieden; immer noch stand das Paar sich gegenüber, ohne zu reden mit dem Munde; aber ihre Augen sagten sich so Vieles und so Liebes, daß es gar zu alltäglich klang, als Martina endlich, ihre große Beklemmung überwindend, mit den Worten begann: „Ich habe nicht gewußt, Seraphin, daß Du hier seyst. Ich hätte mich nicht unterstanden, Dir ohne Erlaubniß unter die Augen zu treten. Ich bin gegen Dich in solche Schuld gerathen, daß nicht mein Leben, wär's unglücklicherweise noch so lang, ausreichen würde, sie abzubüßen.“ — „Rede nicht so traurig und betrübt, Martina. Ich kann's nicht hören; es zieht mir die Kehle zusammen;“ bat Seraphin und betrachtete die Unglückliche voll Mitleid. — „Du sagst's, Seraphin;“ antwortete Martina: „das Reden hilft nicht. Alles ist verdorben. Ich habe Dein Vertrauen betrogen. Ich darf von Dir Nichts mehr verlangen, als daß Du mir verzeihest, wie ein Christ. Gelt, Seraphin? Du wünsche mir nichts Böses, fluche mir nicht. Du glaubst

nicht, wie ich gestraft bin!" — „Ach mein Gott, mein Gott! wüßte ich nur die Kunst, Dir alles von Deinem schweren Herzen zu nehmen, Martina!" rief redlich der Jüngling: „glaub' Du mir auch . . . so wie ich Dich sah auf der Landstraße, neben dem . . . Gott verzeih' mir's, ich hätt' ihn beinahe gelästert, den alten Mann — neben ihm halt, der sich unterstand, gegen Dich die Faust aufzuheben . . . was da in mir vorgegangen . . . ich kann Dir's nicht sagen!" — „O, das Schlimmste ist's noch nicht gewesen;" versetzte Martina traurig: „doch hat er auch — seit dem Unglückstag der Hochzeit — nicht eine gesunde Stunde gehabt; immer elend darnieder liegend, sodann noch obendrein als Arrestant verschleppt und eingesperrt, getrennt endlich von mir, seiner einzigen Pflegerin .! ich muß ihm viel zu gut halten, Seraphin, und den Rest — nun, in Gottesnamen — ich hab' ihn verdient, verdient, verdient!" — „Ach, liebste Martina . . . hör' auf!" flehte Seraphin, der seine Rührung nicht be-
 meistern konnte: „schau, Martina . . . ich weiß wohl, daß ich Dich nicht mehr duzen sollte . . . Du bist eine vornehme adeliche Frau . . . ich sollte Dir Ihre Gnaden sagen . . . aber weißt? ich kann's halt nicht. Ich habe Dich zu lieb dazu . . . und verzeih' mir also . . . vor den Leuten werd' ich's schon besser machen . . . doch, wenn wir allein sind, erlaubst Du mir's . . .? schau, ich geh' schon bald wieder fort." — „Fort, Seraphin, fort?" — „Ei ja, was soll ich denn hier? Meine besten Zeiten hab' ich hier schon gehabt, Martina; die sind vorüber und vorbei." — „Ja wohl vorüber, ja wohl vorbei!" Martina stützte sich mit beiden Armen auf die Lehne eines Sessels und verbarg ihr Gesicht. Seraphin fuhr fort: „Selbige Zeiten, weißt Du? wo wir nur eine Seel', ein Herz hatten!" — „Guter Seraphin!" schluchzte Martina: „geh, geh, Du wirst noch glücklich werden ohne mich!" — „Das ist, mit Erlaubniß, völlig nicht wahr, Mar-

tina. Glücklich ohne Dich? Ich, Seraphin Blaschur, ohne Dich? Wann denn ist jemals mein Glück wo anders gewesen als gerade nur bei Dir?" — „O, bin ich ein schlimmes z'nichtes Geschöpf!" lamentirte Martina. — „Nicht, nicht;" beschwichtigte Seraphin die Klagende: „das hat alles der liebe Gott so gewollt und angeordnet, glaub' mir das. Wir waren so eigenmächtig, haben uns selbst mit Dint' und Federn unsre Herzen verschrieben . . .! da sagt darauf der liebe Gott: jetzt extra sollen sie sich nicht haben; basta!" — „Ich hab' Dein Herz immer noch!" rief Martina, aus ihrer Trauer auffahrend. — „Und da hab' ich das Deine!" entgegnete Seraphin, und producirte es. — „Das Deinige liegt bei meinen Goldsachen, aber lieber mir als Gold und Alles in der Welt!" — „Gewiß, Martina?" — „Wenn ich Dir's sage, Seraphin? Und einen Deinen Brief bewahre ich daneben und mache Neu' und Leid, so oft ich ihn ansehe." — „Du hast mich also noch ein bißel gern?" — „So viel viel gern, ach nur zu viel gern! . ." seufzte Martina, aber plötzlich nahm sie sich zusammen, zog die Hand zurück, die sie dem jungen Mann entgegengestreckt, und setzte lebhaft ihrer Rede bei: „'s ist nicht recht, daß ich Dir's sage, jedoch es ist einmal heraus, und ein Wort läßt sich nicht mehr einfangen, wie ein schappirter Vogel. Damit aber genug. Ich bin einmal verheirathet, und wir müssen einander fremd werden von Person, Seraphin." — „Freilich, Martina, daß Gott erbarm! freilich ist es so. Von Person gewiß . . . aber in Gedanken, Martina, in frommen ehrlichen Gedanken . . . laß' uns da immerhin einander angehören! Meine Gedanken, wenn sie Dich angehen, glaub' mir's, sind wie ein Gebet." — „Du guter Mensch! ja bete immerdar für mich. Ich werd' es nöthig haben. Bald, so muß ich erwarten, kehrt mein Herr zurück, und dann gibt's schwere Stunden, schwere

Plage!“ — „Wie? er kommt?“ — „Ich konnte ihm drinnen in der Festung nichts mehr nützen, weil sie mich von ihm getrennt. So reiste ich über Innsbruck, hab' bei dem Landesgouverneur gebeten und gemahnt; . . . ein Bericht ist nach Wien gegangen . . . ich hoffe, um seiner Unschuld willen, nächstens auf seine Freiheit . . .“ —
 — „So werde ich Dich dann nicht mehr sehen dürfen?“ fragte Seraphin mit erbleichender Stirne und faltete seine zitternden Hände: „heilige Jungfrau! Dich Martina nicht mehr sehen, und bist mir jetzt in dieser Stunde unendlich lieber geworden, als Du mir je gewesen . . .?“ — „Ist's denn wahr? ist's denn wahr?“ rief Martina, zitternd wie ihr Geliebter vor Freude und Wehmuth.

Da stand zwischen beiden die Tante; nicht ruhig und blendend weiß, wie gewöhnlich, sondern angegriffen, hochathmend, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen. „Ein Brief!“ sagte sie mühsam, als ob die Zunge ihr den Gehorsam verweigerte; „ein Brief von Innsbruck, von der Regierung . . . vom Gouverneur . . . was weiß ich? Da, da mein Kind, und bleib' bei Sinnen, liebes Kind!“ — Es war richtig ein Brief mit großem Siegel, und da ihn Martina öffnete, den bereits von Tammerl erbrochenen, fiel ein zweiter heraus, schwarz petschirt.

Indessen hatte Tammerl den Seraphin bei'm Kragen und rief ihm in's Ohr: „He? wie? was? ich hab's schon vorhin gewußt . . .! du rarer Kerl! merkst was? in Wien haben sie ihn freigegeben . . . aber im Welschland war er schon gestorben. Die Martina ist frei, Gott Lob und Dank, und verzeih' mir Gott, daß ich meine Hände hergab, sie in den Malesiz-Käfig einzusperren, meine liebe gute Nachtigall! Todt ist er; was sagst Du, Seraphin? 's ganze Vermögen, schreibt er da in dem schwarzpetschirten Brief, alles hat er dem armen

Schast da vermach. He? wie? ach, ich kann nicht mehr reden. Die Nachricht hat mir ganz den Athem genommen. Halt mich ein bisschen aufrecht, Seraphin!"

Seraphin, verdukt, bestürzt, erschrocken, erfreut, alles zur gleichen Zeit, unterstützte gern den von seiner schwersten Gewissensbürde entledigten Mann. — Indessen las Martina, wenn ihr schon die Zeilen vor den Augen tanzten, aus dem von Sprenger angefangnen aber nicht beendigten Schreiben: „Ich sterbe; das Fieber würgt mich ab und meine zerbrochnen Knochen fallen auseinander. Du hast viel leiden müssen . . . wir haben das Glück nicht erheirathet. Ich schenke Dir im Testament, was ich habe. Wenn ich mich noch jetzt mit irdischen Dingen abgebe, so macht es nur der Verdruß, daß ich Deine Jugend . . ." — Sie mochte nicht weiter lesen, die jungfräuliche Wittwe. Der Brief flog auf den Tisch, sie selbst in die Arme der Tante, worein sie sich so tief versteckte, daß sie nicht bemerkte, wie die beiden Männer, der ernsthaften Stunde ihre Ehre gebend, still davonschlichen. — —

Binnen kurzer Zeit bestätigte sich der Eintritt des Herrn von Sprenger; zugleich seine völlige Schuldblosigkeit. Martina hatte die Freude, das Andenken ihres Gatten von dem Flecken der Verrätherei befreit, seine Feinde gedemüthigt und bestraft zu sehen. — Auch das Testament des Verstorbenen wurde publizirt. Es fand sich, daß der alte Herr selbst mitten unter den Bedrängnissen seiner Lage und Sterbestunde die gewohnte nachträgerische Lücke seines Charakters nicht hatte überwältigen wollen. Martina war allerdings die Universalerin, doch nur unter der Bedingung, daß sie unverehelicht bliebe. Ihr Austritt aus dem Wittwenstand sollte den Verlust des Vermögens zur Folge haben; dasselbe milden Stiftungen überantwortet werden. Martha triumphirte wieder im Stillen; Marianne seufzte. Tammerl sprach zur Tochter: „Du siehst, daß alles in Deine Hand gegeben. Du hast uns bisher gehorcht

wie eine brave Tochter. Du bist jetzt eine Frau für Dich; handle gerade wie Du willst." Martina runzelte nicht die Stirne, und ließ die Imsterleute schwätzen, wie ihnen gut dünkte. —

Einige Wochen später — die vorgerücktere Trauerzeit erlaubte es — trat Seraphin an Lenerl's Hand bei der jungen Wittwe ein. Sagend, aber getröstet in seinem rechtschaffenen Gemüth, seiner edlern Absichten sich bewußt, bot er seiner ersten und einzigen Liebe die Hand, mit der Frage: „Magst mich, Martina?“ — „Ei, magst denn Du mich noch, Seraphin?“ antwortete die Beglückte. — Im Herzen froh, ihrer Neigung Uneigennützigkeit dem Geliebten beweisen zu können, warf sie, ohne sich zu bedenken, den Reichthum des alten Tyrannen weg, der ihr nur eine Last, nicht eine Freude gewesen. — „O wie närrisch!“ schalt Martha, spottete die Welt. Aber Tante Lenerl jubelte und rief: „So hat doch einmal wenigstens die reine Liebe gesiegt!“ Ihr Roman kam zu einem unverhofft erwünschten Ende. Tammerl und Marianne segneten das Verlöbniß, als gute, zur Vernunft gekommene Eltern. —

Um diese Frist heirathete Oswald, der mit Tammerl's und Seraphin's Hülfe sich als Maler und Vergolder und Meister in tausenderlei Künsten zu Imst niederließ, die wohlbelobte Jungfer Genovesa aus dem „rothen Adler.“ Der Verspruch war am Tag, da Seraphin seine Martina als Wittwe wieder sah, ohne vielen Verzug gemacht worden. — —

Und ein paar Monate später gab Vater Tammerl seiner Tochter den zweiten, fröhlicheren Hochzeitschmaus. Diesmal saß oben an ein vergnügtes, verliebtes, zärtliches Brautpaar. Martina schaute unter den heitern Bogen ihrer lichten Augen hervor, als säße sie unter lauter Engeln. Seraphin, wenn er ja einmal den Blick von

ihr verwendete, nickte froh und selig allen seinen Freunden zu: dem ehrlichen Wachtmeister Dominik, der, vom Kriegsdienst erlöst, bei seinem Erben Blaschur die letzten Tage verleben wollte; dem wieder zu Lust und Wohlstand zurückgekehrten Grödner; dem plumpen aber getreuen Egidi, der seine Kaspelhauslaufbahn und was er für Seraphin gethan, ruhmredig der Gesellschaft vortrug, vor allen dem selbst so glücklichen Oswald, der so manche bittere Stunde mit dem Bräutigam getheilt, und immer derselbe erprobte Freund gewesen. Die g'schnappige Beverl ließ ihr Zünglein gehen nach Gefallen; sie hatte diesmal nicht die schwere Verrichtung übernommen, die Braut aufzubeitern. Martina schwagte heut selbst für Dreie, küßte ihre vergnügte und küchengeschäftige Mutter tausendmal, glättete durch ihren Frohsinn sogar die ernste Stirne der ungefälligen Martha; drückte ihres Vaters Hand dankbar, so oft er mit dem Glase in der Hand den Tisch umkreiste. Am untern Ende der Tafel saßen wohl ein paar getrübttere Stirnen: der Sohn Peter, seine Friedberger Nanni, die auf einem Gütchen in der Nähe hausten, und, obgleich in Eintracht und vernünftig lebend, noch nicht die Wirrnisse der Vergangenheit hatten vergessen können. Aber, um sie dem Vergnügen zugänglich zu machen, hatte der Bruder Joseph von Innsbruck zwischen ihnen seinen Platz erwählt, und gewann durch seine milde Heiterkeit auch die Niedergeschlagenen, sogar den alten Jäger-Liebl, der mehr an seine Verstorbene dachte, als an des Tages Feier, für die Freude der Gesellschaft. Indessen erzählte der unerschrockne Lex, neben dem kauderwälschenden Egidi sitzend, sein Fornoabenteuer laut über den Tisch, und wies die eigens aufbewahrte Bärenpräge vor, die jenes entscheidenden Tags Trophäe geblieben. Der geschwägige Doktor Musteratsch unterhielt den wie immer einsilbigen Idelstein von den Gefahren des Schenkelhalsbruchs, und wie der famose Kölbl

den sein Unstern nach Meran geführt, dort in einem Auflauf wegen Werbern von einem Stein zu todt geworfen worden. An der Thüre des Gemachs lauschten, nicht weniger mit verklärten Augen, die alte Jaya und ihre ganze landfahrerische Flotte, die heute auf Tammerl's Kosten splendid abgefüttert wurden. Wie versteckt, in einer Ecke, am Kagentischl plauderten Maroner und der junge Anich von Oberperfuß von den wackern Eigenschaften des Hochzeiter's und der Braut. Daher Spektakel, Gesumme und Getümmel um und um; Gelächter von Geistlichen und Weltlichen; der Gebatter Rathsherr vorne dran mit seinen Spässen. Wohlstudirte Kanarienvögel, — seit Seraphin's Genossenschaft im Vogelhandel des Tammerl, wieder eine Liebhaberei des Letztern — schmetterten von allen Seiten in den allgemeinen Lärm; die Vogelträger, die, im Hof versammelt, tranken, schossen flink und oft Gewehrsalven in die Luft, wie sich's bei einer stattlichen Bürgerhochzeit geziemte. Die Musik der Fiedler und Bläser rastete auch nicht oft. — Doch wie in stiller Majestät, strahlend von Befriedigung, saß in mitten des Freudentumults die Urheberin, die eigentliche Urheberin desselben: die Tante Lenerl, eine Jungfer zwar, aber so vergnügt, als wäre sie selbst eine Braut. Still, wie sie, verwunderter vielleicht als sie, hielt sich in seinem Kästch das alte Mannl, der verhängnißvolle Rothkropf, der trotz des Podagra und grauer Jahre noch den Sieg seiner Werbung erlebt hatte und ihn mitfeiern durfte, prangend mitten auf der Tafel zwischen den Salzfassern von Silber und Porzellan.

Das Ehrenkraut wurde aufgetragen. Zwanzig Gewehre auf einmal schnellten, dieser bedeutsamen Schüssel zum Preise. Herr Joseph Tammerl erhob sich, sagte einen schönen Spruch, trank der Braut Gesundheit, und überreichte ihr sein Geschenk, ein Halsband von schönen Steinen. — „Es kam so eilig,“ sagte er: „mir blieb

nicht Zeit, einen schönen Schlußstein aufzufinden. Ein rother Edelstein, sollte es, meine ich, am besten thun. Aufgeschoben ist drum nicht aufgehoben. Ich werde das Versäumte nachtragen.“ — „Vielleicht paßt dieser Stein;“ sagte nun Seraphin, und legte den Stein, den er von der Holländerin erhalten, dazu. Musteratsch heftete seine scharfen Augen darauf; Herr Joseph, ein Kenner, schrie auf über die Pracht; es ergab sich, daß der gering geachtete vorgebliche Granat eigentlich ein Rubin von sehr großem Werthe. — „Schau;“ versetzte Seraphin lächelnd: „da hab' ich immer einen Reichthum mit mir herumgetragen und hab' ihn nicht gekannt?“

Worauf Tammerl mit jener unübertrefflichen Gutmüthigkeit, die sich selber Freude macht, wenn sie Andere hoch beloben darf: „Du hast wohl größere Reichthümer in Deinem Herzen herumgetragen, ohne ihrer eitel bewußt zu seyn!“ „Unerschütterliche Rechtschaffenheit!“ rief der Grödner. „Die geduldigste Freundschaft!“ rief Oswald. „Versöhnlichkeit mit Deinen Feinden!“ rief der Jägerliebhaber. „Barmherzigkeit mit den Armen!“ schrie Jaya zur Thüre herein. „Die getreueste Liebe von der Welt!“ flüsterte Martina ihrem Gatten zu. Und dieser schloß bescheiden, beschämt von so vielem Lobe: „Den Segen meiner Mutter!“

„Ja, auch der Mutter Segen baut Häuser, und nach Stürmen folgt immer wieder Sonnenschein!“ begann der Guardian der Kapuziner mit frommer Salbung. — „Da fällt mir wieder ein,“ nahm eifrig Tammerl das Wort, „wie mein Vater selig in Person mir diesen Seraphin in's Haus geführt, wodurch allerdings mir großer Nutzen ist erwachsen.“ — „Pst, pst, Gebatter!“ winkte der Rathsherr, um den Meister zum Schweigen zu bewegen. Marianne zupfte ihn unwillig am Rocke. — „Ei was!“ rebellirte Tammerl: „alle diese Gäste wissen nichts von der Geschichte, und so merkwürdig, wie sie . . .“ — „Dummheiten!“ brummte Edelstein. „Unterbrecht ihn, sonst redet er uns

todt!" schrie der Rathsherr — und alle, wie aus einem Munde fielen ein: „Das Brautpaar hoch!“ Noch einmal donnerten die Gewehre; der Pfarrer öffnete schelmisch den Deckel des Beschaueffens, und zog — nach altem Spas und Brauch! — an rosenfarbigen Bändern eine lange Reihe von Kinderpüppchen hervor, der Braut auf den Teller. — Martina verbarg ihr erröthend Antlitz an Webers Halse, bis auf die Straße schallte der Gäste muthwilliges Gelächter; die Musikanten spielten: „Und was wir wünschen, das werde wahr!“

Anhang.

Heimgarten: Besuch.

Der Herr: ehrerbietige Benennung des Hausvaters und Gatten; noch heute in Bürgerfamilien von allen denselben verwandten Gliedern, vorab von der Hausfrau häufigst gebraucht.

Ein zuwiderer Mensch: ein unausstehlicher Mensch.
Zuwider seyn: nicht angenehm seyn.

Trenkeln: zaudern, zögern; etwas langsam verrichten.

Spennabel: Stecknadel.

Testimoniaunsa: (romanisch) Zeugenschaft, Beweis; auch Testament.

Spargiment: hin und wieder „Umstände;“ sodann auch „Gerücht“ in schlimmerer Bedeutung.

Etwas auf den alten Kaiser hin thun: schwäbische Redensart: etwas ohne Ueberlegung thun. Z. B.: „er lebt,“ oder „er macht Schulden auf den alten Kaiser“ u. s. w. (Beziehung auf das Märchen vom alten Hohenstaufen.)

Ausgeistern: in den letzten Zügen liegen.

Hemb: die Suppe oder lange Jacke von Roden: die Tracht der Bergbewohner.

Kreidenfeuer: Signalfener auf den Bergen, zum bewaffneten Aufstand zu mahnen.

Panzen: ein kleineres zum Ausschanken des Getränks bestimmtes Faß; spasshaft: der Bauch eines Menschen.

Soggara: eine im Mittelgebirg bei Arams, Birgiz u. s. w. bräuchliche Verwünschung (Sakra).

Uper: von Schnee befreit, von Eis gereinigt.

Ufrifst: plötzlich eintretender Frost.

Latten: die Gestelle längs den Mauern und Stiebeln der Bauerhäuser, wo die Maiskolben zum Trocknen aufgehängt zu werden pflegen.

Das ist kein Gleichniß: das ist nicht dasselbe, nicht zu vergleichen.

Kasig: bleich, schlechtaussehend, unmündig.

Kirschenbeiner: Kirschkerne.

Mögen: wird sehr häufig für können gebraucht.

Kastigaren: züchtigen, ausschelten (aus dem Italienischen).

Rechbrett: das Lager, worauf die Leichen ausgesetzt werden.

Flaren: Flehsen, Sehnen.

Dornapfel: Rosa Canina.

Postieren: Postgeschäfte besorgen, Postreiten, etwas per Post abschicken.

Parruchieri: in Orient und Roveredo trieben sie häufig das Nebengeschäft des Abrichtens der Eschaffiten oder

Tschuffiten. An den Fenstern ihrer Boutiken sah man gewöhnlich allerlei Vögel zum Verkauf stehen.

Tattermandl: Salamander (?).

Lotter: junger Bursche, Liebhaber.

Ofries: Gesicht (im scherzhaften und im verächtlichen Sinn gebraucht).

Einem ein Klamperl anhängen: einem etwas Uebles nachreden, oder eins auswischen.

Wasnen, scheitern, ästen: mit Rasenstücken werfen, mit Holzscheitern oder vom Baum gebrochenen Brügeln durchhauen. (Galanterie, die im Unterinn- und Zillertal nicht selten dem glücklichen Nebenbuhler von dem unglücklichen erwiesen wird.)

Tiroler Landmann: der in die Landesadelmatrikel aufgenommenene Edelmann. Ein stolzer und gern angeführter Titel, der mehrere Vorrechte verleiht.

Landgeher: gleichbedeutend mit „Laninger“ oder „Landfahrer“ nur vorzugsweise eine Benennung derjenigen, die ihre Verkaufsartikel auf dem Rücken tragen, und es noch nicht bis zu einem Karren gebracht haben.

Engerling: schädliches Insekt, das dem Flachs und andern Pflanzen Schaden zufügt.

Ueberetscher; Wein aus den Geländen jenseits der Etsch in der Gegend von Bozen.

Kratten: Karren.

Zweibändige Schwester: von demselben Vater und derselben Mutter erzeugt, wie ihre Geschwister. **Einbändig:** Stiefgeschwister.

Herrnarbeiter: Arbeiter im Bergwerk, die im Sold der Herrschaft arbeiten. **Lehenhäuer:** solche, die einen Antheil an der Rure haben.

Pfennwerthshandlung: diejenige Einrichtung bei den Bergwerken, vermöge welcher der Knappe einen Theil seines Lohns in Naturalien (Tuch, Getraide, Butter u. s. w.) erhält, damit seine Angehörigen nicht Noth leiden, wenn ihn der Leichtfinn veranlaßt, sein Geld im Wirthshause zu verthun.

An den Balken steigen: fensterln.

Tesineser Bilderhandel: eine der scheinbar geringen, in der That aber weltdurchschreitenden Industrien des Tirolers. Die Bewohner des Tesinothals, aus den Gemeinden Pieve, Ginte und Castello trieben diesen Handel schon bald zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach allen Gegenden der Erde. Den größten Aufschwung nahm er um 1750.

Batsch-Urbele: familiärer Spottname, womit die Bintschgauer einen beschränkten, dann aber auch einen eigensinnigen, sonderlingartigen Menschen belegen.

Ein bissiger Hund: ein wüthendgewordner Hund.

Drossel: die Kehle.

Granwuzl: der Teufel (Zillerthal).

Linzltag: Festtag für eine Zunft mit Gottesdienst, Schmaus und Tanz.

Exekuzi: Preffer, Exekutionsmann, Gerichtsdiener.

Verdruß: (Bintschgau) das Heimweh. „Es verdrießt ihn da oder dort;“ er hat Heimweh.

Toll: stattlich, stolz, vornehmlich.

G'raffel: Geräth, Kumpelwerk.

Um des Fürsten lederne Hosen schießen: Vor Zeiten gaben die bayerischen Fürsten zu den Freischießen in ihren Städten einen besondern Ehrenpreis, der immer in einer Lederhose — ein von dem Landvolk sehr beehrtes Kleidungsstück — bestand.

Unsrer Frauen Neuglein: Bergißmeinnicht.

Unsrer Frauen Schühlein: Frauenschuh.

Auf dem Stipfel: auf dem Fleck, pünktlich, zur Stunde.

Kräutelweihe: scherzhaft: ein ungeheurer Blumenstrauß. (Am Mariä Himmelfahrtstage wurden in den deutschen katholischen Ländern allerlei Kräuter geweiht, die gegen die Verherung der Viehställe gut seyn sollten.)

Schweizerhosen: eine auf den Buntschgerbergen häufig wachsende Glockenblume.

Blugger: kleine Graubündner-Münze, deren 70 Stück auf einen Bündner Gulden = 48 Kreuzer Reichsmünze, gehen.

Aura scüra: (romanisch) finstres Wetter.

Nivel a Neiv: Nebel und Schnee.

Brentschina: dicker Nebel.

Suffel da Turnickel: Wirbelwind.

Einen Affen heimtragen: einen Rausch haben.

Den Weg ausschöpfen: den Weg vom Schnee befreien; Bahn brechen.

Buvaderatsch: (romanisch) Trunkenbold.

Galfa: das Land zwischen Taufers und Laatsch.

- Einem Muttsch machen:** ein verbrüßliches Gesicht machen; die Unterlippe hängen lassen.
- Das Herz macht mir einen Hupfauf:** Das Herz schlägt hoch vor Freude.
- Er ist jußt recht zum Kren reiben:** er ist von gar schwächlicher Natur (Kren, Meerrettig).
- Ehrenkraut:** eine Schüssel voll Sauerkraut, die auf ländlichen Hochzeiten noch heute nicht fehlen darf.
- Beschaueffen:** ein Backwerk, das bei Hochzeitschmäusen vor die Braut gestellt wird, und in der Regel irgend einen Schabernack für die Braut verbirgt.



